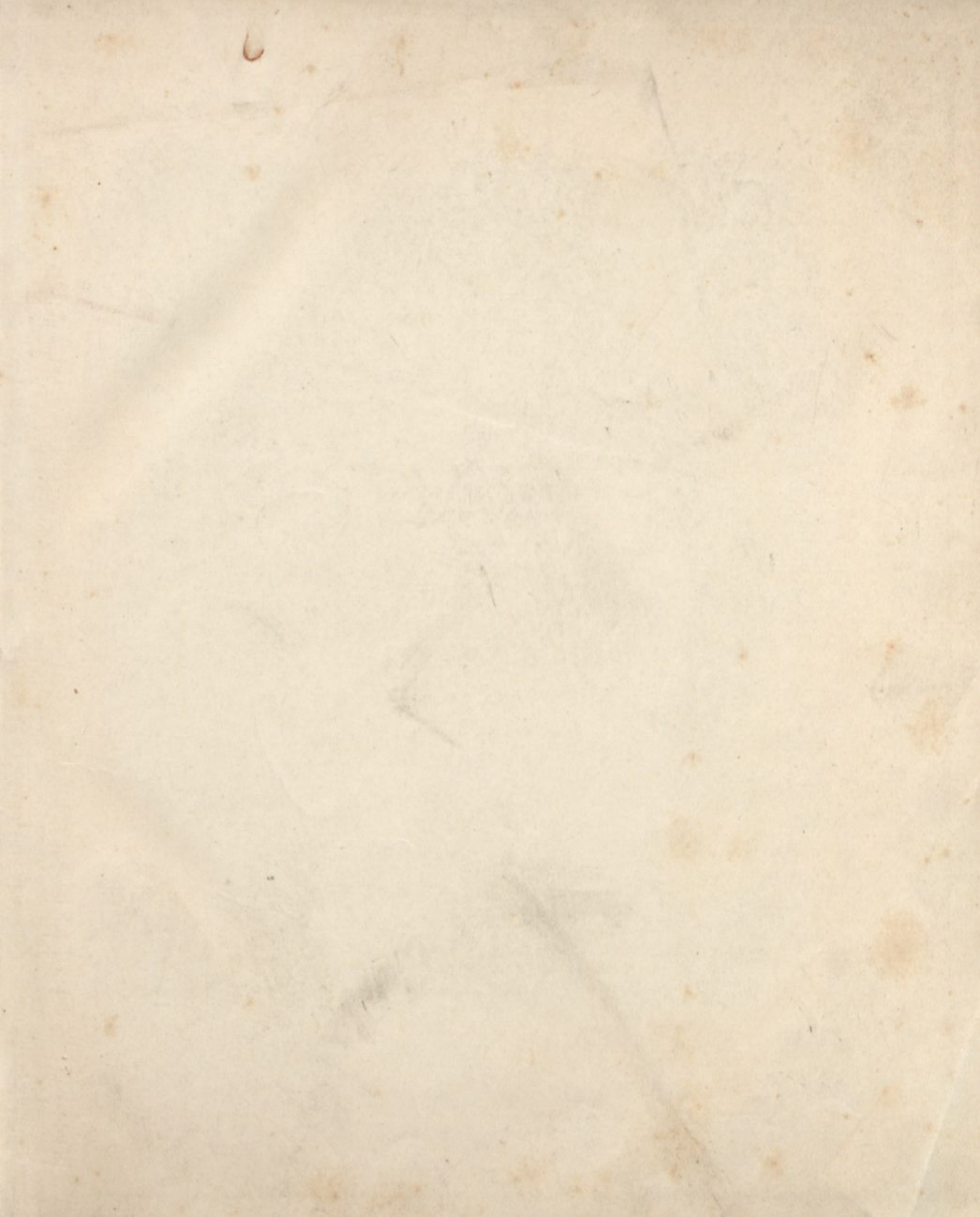
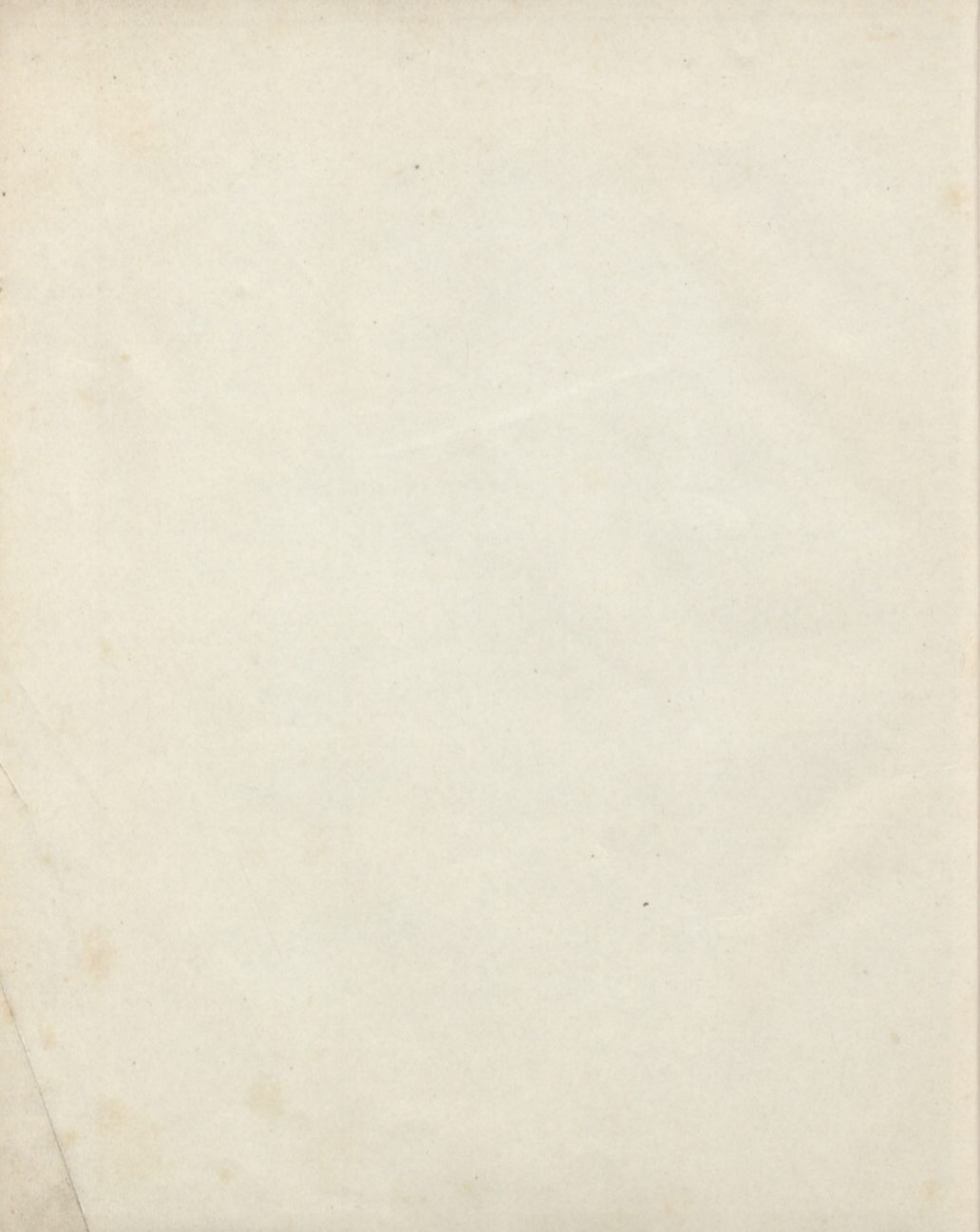


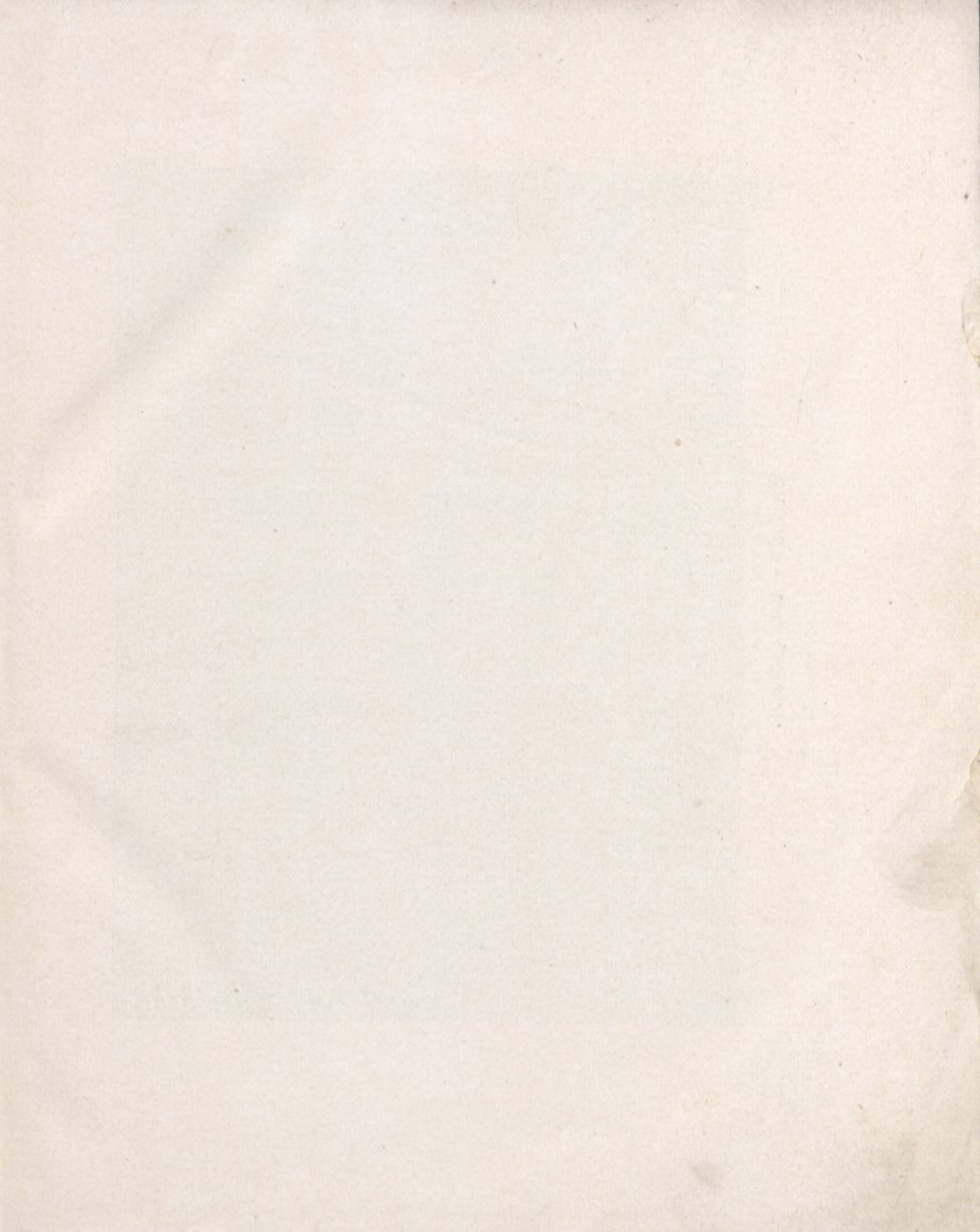
Chronik von Weissstein Kreis Waldenburg i. Schlesien




EX LIBRIS
EX
BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ









Weißstein – vom Hochwald.

Chronik von Weißstein

Kreis Waldenburg i. Schl.



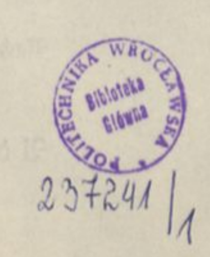
Eine fränkische Bauernsiedelung
in ihrer Entwickelung zum niederschlesischen Industrieorte

Nach den Quellen bearbeitet
von
Adolf Richter

1926
Selbstverlag der Gemeinde Weißstein

Druck
von Otto Hilligers Buchdruckerei
Waldenburg i. Schl.

*



Dem
unermüdlich Schaffenden in seiner Gemeinde,
dem verständnisvollen Förderer
der Wohlfahrt,
Amts- und Gemeindevorsteher
Herrn Willi Hertwig
zugeeignet vom Verfasser.





Vorwort.

Die Anregung zu dieser Chronik gab im Frühjahr 1924 Amts- und Gemeindevorsteher Herr Hertwig. Der Funke der Anregung zündete bei dem Verfasser, der sich damals schon mit Heimatgeschichte beschäftigte. In mehr als zweijähriger mühevoller Arbeit waren die erreichbaren Quellen durchgearbeitet. Dank gebührt allen Archiven, die ihre Urkunden bereitwilligst zur Verfügung stellten.

Das Buch soll weniger ein lückenloses Datenwerk sein, vielmehr die Entwickelungslinien einer für unsere Gegend typischen Siedelung aufzeigen. Dadurch möge es dem hiesigen Bewohner die Augen für die Spuren vergangener Jahrhunderte öffnen, dem Fremdling aber unsere Heimat als begehrenswertes Wanderziel erscheinen lassen.

Aus dem Wissen über unsere Heimat erwachse die starke Heimatliebe.

Der Verfasser.

. . . .

. . . schweigsam strömen auf und ab
durch schluchtenfinstre Gassen
endlos in tierisch-schwerem Trab
der Menschen schwarze Massen.

Auf nahen Höhen schnarcht und stöhnt
aus Essen und aus Rohren
das Untier, dem die Menge fröhnt,
das diesen Ort geboren

. . . .

(Aus „Abend in Dittersbach“ von Hermann Stehr.)

Chronik von Weißstein

Kreis Waldenburg

Eine fränkische Bauernsiedelung in ihrer typischen Entwickelung zum niederschlesischen Industriedorfe.

Anhang.

I. Ein Rückblick auf die Zeit vor der deutschen Besiedelung.

Für eine Besiedelung unserer Gegend in der Urzeit sind so gut wie gar keine Anhaltspunkte vorhanden. Der wichtigste Fund aus dieser Zeit ist der Waldenburger Gräberfund. Im Jahre 1865 deckte man an der Marienkapelle in Waldenburg Gräber mit fünf großen und einer kleinen Urne auf, die menschliche Knochenreste enthielten. In der Nähe wurde auch noch ein Steinbeil ausgegraben. Damit ist aber eine Besiedelung des Waldenburger Talkessels in der Urzeit noch nicht nachgewiesen, so verlockend nahe auch der Gedanke liegt. Nach Ansicht eines der gewissenhaftesten Forscher für unsere Gegend[1]) kann es sich nur um einige Ansiedler aus prähistorischer Zeit handeln, die sich an einem Saumpfade niedergelassen hatten, der möglicherweise schon damals von der schlesischen Ebene durch das Urwaldgebiet der Sudeten über das heutige Waldenburg nach der böhmischen Mulde führte.

Aus der urgermanischen und römischen Zeit deuten alle Funde nur auf eine Besiedelung in der schlesischen Ebene hin. Ein Teil der vandalischen Bevölkerung aus jener Zeit, die Silingen, hatten unserer schlesischen Heimat den Namen hinterlassen. Wahrscheinlich blieben Reste des Vandalenstammes zurück, als die erste Hochflut der ostgermanischen Völkerwanderung einsetzte (410 n. Chr.), und sie wurden die Träger der alten Namen Selenza (Lohe), Slenz (Zobten) bis in die Zeit der slawischen Besiedelung.

Die Slawen scheinen bald nach Abrücken der Vandalen in Schlesien eingewandert zu sein. Damit beginnt die Zeit, deren Besiedelungsgeschichte ziemlich einwandfrei für uns feststeht. Uebereinstimmend ist das Ergebnis aller Forscher, daß die Slawen nur bis an die Vorberge der Sudeten vorgedrungen sind. Dafür sprechen die verschiedensten Umstände. Viehzucht und Zeidlerei (Bienenzucht) waren die Erwerbsquellen des Slawen, dazu kam ein nachlässig betriebener Ackerbau mit primitiven Ackergeräten. Für den einfachen hölzernen Pflughaken des

[1]) M. Treblin: Beiträge zur Siedelungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz.

slawischen Bauern eignete sich nur das Schwemmland der Tiefebene zu beiden Seiten der Flüsse. Seine Herden fanden Nahrung allein auf den Grassteppen der schlesischen Ebene. Außerdem ist erwiesen, daß der Gebirgswall der Sudeten vom Eulengebirge an bis zum Abhang des Katzbachgebirges mit einem mächtigen Urwald bedeckt war, der in seiner Breitenausdehnung in unserer Gegend von dem heutigen Freiburg bis nach Starkenbach—Königinhof in Böhmen reichte, also ungefähr 60 bis 70 Kilometer breit war. Dieser Urwald galt als Grenzwald, in dessen Mitte man die Grenze zwischen Schlesien und Böhmen annahm. Sie wurde künstlich verstärkt durch Lichthaue, die man parallel zu ihr durch den Wald schlug. Die gefällten Baumstämme blieben liegen und verfaulten, und aus dem Moder wuchs eine undurchdringliche Hecke empor. Der Grenzwald (preseca) scheint in kriegerischen Zeiten auch ein Zufluchtsort für die anwohnenden Slawen der Ebene gewesen zu sein, da er als Bannwald galt und nicht gerodet werden durfte. Niemand kam in den Wald als vereinzelte Jäger und die Bannwaldwächter (Choden). Diese hatten die wenigen Eingangstore (branca) in den Grenzwald und die wenigen Straßen, die durchführten, zu bewachen.[1])

Die Wächter wohnten meistens in kleinen Siedelungen an den Saumpfaden. Durch diese Annahme wird der slawische Ringwald in Waldenburg erklärt als Schutzplatz für Bannwaldwächter und Reisende, die das Gebiet durchzogen.

Wenn wir das Ergebnis aus der Forschungsgeschichte der slawischen Besiedelung ziehen, so finden wir, daß die Slawen nur bis zu dem Gebirgswall vorgedrungen sind. Ihre am weitesten vorgeschobenen Wohnstätten in unserer Gegend sind vielleicht Liebichau[2]) (Lipichowo) und Quolsdorf (Qualzchowice) gewesen. Vereinzelte slawische Jäger und Choden, die in das Gebiet des Urwaldes eindrangen, haben keine nachweisbaren slawischen Siedelungen in unserer Gegend begründet.

---

[1]) Fox: Geschichte der Pässe der Sudeten.

[2]) Lipichowo-Lindenhof, von slaw. lipa-Linde. Qualzchowice unerklärbar.

II. Die deutsche Besiedelung bis zum Beginn der Hussitenkriege (1419).

1. Aus der Gründungszeit Weißsteins.

Im 12. und 13. Jahrhundert setzte die große deutsche Einwanderung nach dem Osten ein. Zu Unrecht hat die Geschichte bisher den Klerus als den großen Kulturpionier angesehen, der die Wüstungen des Ostens kultivierte. Die Verdienste des Adels um die Kulturarbeit sind mindestens eben so groß. Die Hauptlast der Kolonisation in unserer Gegend haben die deutschen Bauern und Handwerker getragen. In der Ebene setzten sich die deutschen Ansiedler fest, die aus Niederdeutschland kamen, in der Hoffnung, hier mehr anbaufähiges Land zu erhalten als in der Heimat. Große Sturmfluten hatten damals riesige Strecken bebauten Landes an der Nordseeküste verschlungen. Thüringer und Franken verließen ihre Heimat wegen Uebervölkerung. Da sie mit der Kulturarbeit auf gebirgigem, bewaldeten Boden von ihrer Heimat her vertraut waren, siedelten sie sich hauptsächlich im Gebirge an. Die schlesische Mundart im Gebirge, also auch unsere Mundart im Waldenburger Gebirge, ähnelt noch heute stark der ostfränkischen, ein Hinweis darauf, wo wir unsere Vorfahren zu suchen haben.

Die fränkischen Kolonisatoren dringen an den Flüssen und Bächen entlang ins Gebirge. Ihre kraftvollen Axtstreiche beginnen den Urwald zu lichten, und von der Zeit an hebt sich auch das Dunkel, das über der Vergangenheit unserer engeren Heimat liegt. Im Jahre 1221 wird das Dorf Salzbrunn[1]) das erste Mal erwähnt. Salzbrunn und die umliegenden deutsch-rechtlichen Dörfer, (es handelt sich wahrscheinlich um Polsnitz und Kunzendorf), werden in ihren Gerechtsamen als Vorbild für andere Ansiedelungen hingestellt. Der Name Weißstein fällt noch nicht in jener Zeit, und es ist auch anzunehmen, daß die deutsche Besiedelung noch nicht bis zu uns reichte.

[1]) Salceborne, nach den mineralhaltigen Quellen.

Der Mongolensturm 1241 rauschte vorüber, wahrscheinlich nicht so verheerend, wie ihn die Geschichte darzustellen bemüht ist. Gleich nachher setzte die deutsche Besiedelung noch kräftiger ein als zuvor. Und jetzt kommen wir endlich an den Zeitpunkt, den wir für die Gründung des Ortes Weißstein anzunehmen haben. Das Gründungsjahr ist nicht festzustellen, aber eine Urkunde aus dem Jahre 1305 ist vorhanden, die uns von dem Bestehen unseres Heimatortes Kunde gibt. Das Bistum Breslau setzt in einem Zinsregister die Höhe der Abgaben fest, die von der Pfarrei Waldenburg[1]) an den Breslauer Bischof zu zahlen sind. Zu Waldenburg gehörig werden aus der nächsten Umgebung aufgezählt: Hermannsdorf (Hermsdorf), Dittrichsbach (Dittersbach), Adlungisbach (Adelsbach), die schon vorerwähnten Ortschaften Salzbrunn und Liebichau und der Ort Albus lapis alias Wissenstein (Weißstein). Fällt es uns ziemlich leicht, bei Hermsdorf oder Dittersbach den Namen des Ortes auf den deutschen Gründer zurückzuführen, so bleiben wir bei dem Namen Wissenstein über die Gründungsgeschichte völlig im Dunkeln. Wissenstein scheint der ursprüngliche Name gewesen zu sein und ist nach damaliger Unsitte lateinisiert worden in Albus lapis. Die wörtliche Rückübersetzung ins Deutsche ergab den Namen Weißstein. Man könnte Vermutungen anstellen über die Entstehung des Ortes an Hand des Namens. Wissenstein wäre dann vielleicht der Ort, nach dem ein besonders markanter steinerner Wegweiser („Steinweiser") zeigte, oder in dem Orte selbst befand sich ein solcher „Steinweiser". Darauf deutet unser „Weisenstein" hin, der am Bismarckdenkmal am Gemeinde-Amt liegt (1923 lag der Stein noch an der Ecke Hauptstraße—Hochwaldstraße) und heute wieder zu Ehren kommt. Der Volksmund bezeichnet ihn hartnäckig als Namengeber unseres Ortes. Alle weiteren Vermutungen über den Namen erscheinen überflüssig, da sie doch nur zu Wortspielereien führen könnten. Die Tatsache bleibt bestehen, daß nach der Rückübersetzung in das deutsche „Weißstein" ein „weißer" (farbiger) Stein entstanden ist. Da der Volksmund unbeirrbar an seinem „weißen Steine" hängt,

[1]) Die Entstehung Waldenburgs fällt in dieselbe Zeit wie die der obengenannten Ortschaften. Das Gründungsjahr 1191 in Verbindung mit der wundertätigen Heilquelle sind sagenhaft.

ist anzunehmen, daß der Felsblock historisch und seine Verbindung mit dem Ortsnamen nicht ohne weiteres abzuweisen ist.

Das Wichtigste bei diesen Auseinandersetzungen ist das eine Ergebnis: der rein deutsche Kolonistenort Weißstein verdankt sein Entstehen den deutschen (wahrscheinlich fränkischen) Ansiedlern, die nach dem Mongoleneinfall 1241 in Scharen nach Schlesien kamen und in kurzer Zeit, ungefähr von 1241—1300, den größten Teil der Ortschaften im Waldenburger Gebirge gründeten.

2. Die ersten urkundlichen Erwähnungen Weißsteins im Spiegelbild der Zeitverhältnisse.

Zum Verständnis der Zeit, in die die Gründung Weißsteins fällt, ist es notwendig, einen kurzen Blick auf die damalige deutsche und schlesische Geschichte zu werfen. Johann, der Sohn des deutschen Kaisers Heinrich VII. von Luxemburg (1308—13), heiratete den letzten weiblichen Sproß aus dem Stamme der Przemysliden, die damals Böhmen besaßen. Damit wurde Johann Mitbesitzer des Königreiches Böhmen und später auch zum Könige gewählt. Er suchte weitere Besitzungen zu erwerben, und sein Blick fiel auf Schlesien. Die schlesischen Herzöge, die damals noch unter polnischer Oberhoheit standen, fühlten sich bedroht. Der Grenzwald auf dem Gebirge war zum Teil unter den Streichen der deutschen Kolonisten gefallen, das Gebirge war wegsam gemacht worden, ein Ueberfall von der böhmischen Seite aus war schlecht abzuwehren. Daher wurden die Grenzfesten gegen Böhmen besonders verstärkt und neue hinzugebaut. Schon 1242 nennen die Urkunden die beiden Festen Vriburg (Freiburg) und Czisckenburg (Zeisburg), die damals am Grenzwalde lagen. Der Grenzwald fiel und eine neue Burgenreihe entstand weiter oben im Gebirge zur Sicherung der Grenze. Im Jahre 1292 wird neben der Burg Fürstenstein Hornsberck (Hornschloßburg) erwähnt und 1350 die Freudenburg als Ruine, was beweist, daß sie schon vorher bestanden hat. Auch die Burgen Konradswaldau und Schwarzwaldau werden in jener Zeit genannt. Diese klug angelegte Burgenreihe konnte nicht verhindern, daß der Sohn des

Königs Johann von Böhmen, Karl IV., der 1347—1378 als deutscher Kaiser regierte, einen Teil des schlesischen Landes nach dem anderen dem polnischen Oberherren entriß. Das geschah nicht durch Gewalt, sondern Karl wandte Politik zur Erwerbung dieser Landstriche an. Die schlesischen Herzöge wurden, einer nach dem andern, meistens durch verwandtschaftliche Beziehungen von ihm verpflichtet, und nach kurzer Zeit waren sie ihm schon untertänig. Am längsten widerstand ihm Herzog Bolko II. von Schweidnitz-Jauer, der Landesherr in unserem Gebiet. Mit der Zeit konnte aber auch dieser als einziger dem Kaiser nicht länger Trotz bieten. Karl IV. heiratete die Nichte Bolkos, die als Erbin des kinderlosen Bolko in Betracht kam, und dadurch war der Uebergang des Herzogtums und damit unserer Heimat an Böhmen sicher.

Aus der Zeit Bolkos II. wird schon das erste Mal von einer Landplage berichtet, die den jungen Kolonistenorten im Gebirge schweren Schaden zufügte. Die Burgen waren vom Landesherrn mit Burggrafen als Verwaltern besetzt worden. Der Vater Bolkos II., Bernhard, übte ein allzu mildes Regiment gegen die Burgherren, und die Folge war, daß sie sich dem Rauben und Plündern der umliegenden Ortschaften ergaben. Bolko II. konnte nur mit Aufbietung aller Kräfte die Zügellosen bändigen. Er legte 1347 der Landbevölkerung, die am schwersten durch die Räuber gelitten hatte, eine Steuer auf, die zur Bekämpfung der Raubritter dienen sollte.

„WIR, Bolke von gotis gnaden . . . Tun kunt öffentlich allen den, dy dissen Bref sehen oder lesen, den wir mit wol vorbedachtem Mute . . . haben gegeben, und von unserer fürstlichen gewalt unsern getreuen Ratleuten . . ., das sie mögen samen (sammeln) eyn burnpfennink (Bauernpfennig) . . ., das under sich erdenken, als es das aller bequemste ist, also das man mit demselben pfennig, den dy Ratlute in jeder statt (Stadt) also samen und halden, suln suchen unde vorbotten Dreuer (Bedroher) und burnner (Brenner) und auch andere Schedeliche Lute der Stette. Do mitte geben wir unser getreuen mannen Vögte und Gerichtsverwalter auf dem Lande eyne willekohr, welche unse man by den steten (Städten) bliben wollen, dy sulln den selben pfennink samen of erem gute und eren Dörfern... Der (Brief) ist gegeben an deme naheste vritage (Freitag) vor sente (Sankt) Martins-

tak noch gotis geburt Tusut (tausend) jar, drihundert jar, in deme seben unde wirczegesten Jahre." Ist diese Urkunde schon an und für sich interessant als eine der ältesten deutschen Urkunden unserer engeren Heimat, so wirft sie gleichzeitig ein schlagartiges Licht auf die Zustände jener Zeit. Weißstein wird vermutlich nicht zu wenig zu dieser Steuer haben beitragen müssen; denn ihre Höhe richtete sich nach der Anzahl der Hufen, der Mühlen und der Schenken.

Die Bewohner der Städte mußten Heeresdienst leisten, und mit vereinten Kräften begann der Feldzug gegen die Raubritter. Im Jahre 1355 wurden ihre Burgen gestürmt und zuverlässigen Burggrafen übergeben.

Vom Jahre 1368, in demselben Jahre, in dem Bolko II. starb, liegt noch eine interessante Nachricht vor. Hier wird das erstemal „ein Holz, die Harte", urkundlich genannt, das wir wohl an der Stelle des heutigen Hartau zu suchen haben.

Es ist anzunehmen als ein Besitztum des Ulrich Schoff (Schaffgotsch), dem damals die Ortschaften unserer engeren Heimat und damit auch Weißstein gehörten. Die Urkunde spricht nämlich von dem Uebergang der Besitzung Adelsbach in die Hände der Frau des Ulrich Schoff. Die Tatsache, daß sich Weißstein im Besitze der Familie Schoff befindet, wird noch bestätigt durch eine andere Urkunde aus dem Jahre 1401, in der festgestellt wird, daß das Dorf Weißstein durch Verkauf aus dem Besitz eines Ulrich Schoff in die Hände von Ulrich und Heinze Schoff übergeht.

Das erste Jahrhundert der Entwicklung Weißsteins gibt uns also recht wenig Aufschluß über seine und seiner Bewohner Schicksale. Daß seine Begründer Franken gewesen sind, dafür sprechen neben der bereits erwähnten Mundart die fränkische Anlage als Zeilendorf längs eines Baches und besonders die Anlage der einzelnen Bauernhöfe. Der fränkische Hof ist ein geschlossenes Viereck. Auf der einen Seite steht das Wohnhaus, die übrigen drei Seiten werden von Gesindehaus, Stallungen und Scheunen eingenommen. Ein Tor verschließt den Zugang zur Straße. Ihm gegenüber liegt das Tor, in das der Feldweg von den Hufen der zugehörigen Besitzung mündet. Wir sehen noch an den verschiedensten großen Besitzungen unseres Dorfes diese typische fränkische Bauart. Die ersten Häuser sind natürlich längst verschwunden, wir wissen nicht mehr, wo sie gestanden haben. Aber

die Art der Wirtschaftsanlage hat sich bei den seßhaften Bauern vom Vater auf den Sohn vererbt und zeigt sich heute noch.

Interessant ist es auch, festzustellen, wie innerhalb eines Jahrhunderts, von 1305 bis zu den Hussitenkriegen 1419, aus den freien Kolonistendörfern hörige Ortschaften wurden. Weißstein war ein Ort, zu deutschem Rechte ausgesetzt. Es hatte einen eigenen Dorfschulzen, der die niedere Gerichtsbarkeit ausüben durfte. Jeder Bewohner hatte Anspruch auf den unverminderten Genuß des vollen Arbeitsertrages, die Freiheit seiner Person war ihm gesichert, er wurde nach deutschem Recht abgeurteilt. Sein Eigentum blieb ihm gesichert, wenn er die festgelegten Leistungen an den Grundherrn und die Kirche erfüllte. Die Burggrafen, die als Verwalter vom Landesherrn in die einzelnen Teile, die Burggrafenschaften, eingesetzt waren, haben jedenfalls nicht schlecht für ihren Vorteil gearbeitet, denn 1401 finden wir in der erwähnten Verkaufsurkunde, daß ganze Dörfer wieder in den Besitz einzelner Familien übergegangen sind. Dazu kam noch, daß ein Teil der Dorfschulzen das Amt der niederen Gerichtsbarkeit benutzte, um sich auf unredliche Weise zu bereichern. Sie waren von vornherein im Besitz der Doppelhufe, also wirtschaftlich die stärkeren von Anfang an. Sie verschmähten es nicht, Bestechungsgelder anzunehmen und das Recht zu Gunsten des Zahlungsfähigen zu biegen. Kamen kriegerische Zeiten, dann war es ihnen als Gerichtsverwalter ein leichtes, erledigte Bauernstellen an sich zu ziehen und ihre Versteigerung zu verhindern. Die Gunst der Grundherrschaft und damit der übergeordneten Gerichtsbarkeit erkauften sie sich durch Geld. Trieben Könige Länderraub, und führten Adlige Herren ritterliche Fehden, um sich in den Besitz ganzer Landschaften zu setzen und deren Bewohner durch immer höhere Lasten in Abhängigkeit und schließlich in Leibeigenschaft zu zwingen, so rissen diese kleinsten der Räuber, die Dorfschulzen, einen großen Teil der Dorfflur an sich und errichteten eine unerschütterliche Vormachtstellung innerhalb der Dorfgemeinde.

Man geht nicht fehl, wenn man diese Zeit als eine nur unter der Herrschaft von Raubtierinstinkten stehende Zeit betrachtet. Da war es auch kein Wunder, daß man vor der Natur nicht Halt machte. Raubbau in schlimmster Form wurde mit dem Walde getrieben. Einsichtige Männer erhoben schon im 14. Jahrhundert



Gerichtskretscham.

ihre Stimme gegen die Verwüstung der Waldbestände und gegen die Vergeudung von Holz. Die Breslauer, Grüssauer und Leubusser Stiftsäbte ließen einen scharfen Protest los gegen die unwirtschaftliche Abholzung besonders bei den Herrschaften Fürstenstein und Kynsburg. Sie fürchteten allerdings auch eine Verwüstung ihrer Jagdgründe. Karl IV. versprach im Jahre 1356, den Wald nicht mehr roden zu lassen und auch auf Waldboden keine neuen Dorfgründungen mehr zu gestatten.[1])

---

[1]) Staatsarchiv Rep. 39. Schweidnitz-Jauer. 15. E.

III. Weißstein während der Hussitenkriege und der Raubritterzeit.

Im Jahre 1415 geschah eine der unerhörtesten Gewalttaten, die von der Kirche angestiftet und von den weltlichen Mächten ausgeführt wurde. Auf dem Konzil zu Konstanz wurde der „Ketzer" H u s aus Prag, der das Abendmahl in beiderlei Gestalt, und die Mißstände in der Kirche abgestellt verlangte, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Erregung seiner Anhänger war unbeschreiblich. Sie äußerte sich auch in feindlichen Handlungen gegen die Prager deutschen Studenten. Sofort empfand man in allen deutschen Landen die Hussitenbewegung als deutschfeindlich. Ein wahrer Kreuzzug wurde in Szene gesetzt. In Schlesien tat sich besonders Breslau als hussitenfeindlich hervor, daß sogar Friedrich von Hohenzollern, der getreue Paladin des Kaisers Sigismund (1410—1437), angeekelt den Reichstag zu Breslau verließ (1420). Die böhmischen Herren traten teils geheim, teils sogar offen auf die Seite der Hussiten.

Nun begann der furchtbare Kampf, der Schlesien zum größten Teil verwüstete. Das verzweifelte Volk der Hussiten fühlte sich von allen Seiten bedroht und ging seinerseits zum Angriff über. Im Jahre 1419 warf die erregte Volksmenge in Prag sieben Ratsherren von den Fenstern des Rathauses in die Spieße der unten harrenden Menge. Daran schlossen sich Plünderungen einer großen Anzahl von Klöstern in Prag und Umgegend. Besonders deutsche Klöster wurden betroffen.

Sigismund zog mit einem Heer, meistens aus Schlesiern bestehend, über die Sudeten nach Prag. Der Name S c h e l l e n d o r f, bedeutend für unsere Gegend in späterer Zeit, taucht in den Reihen der Kämpfer auf. Dieser Durchzug brachte unserer Heimat und auch Weißstein schwere Lasten. Die Orte, die nicht selbst Heeresfolge zu leisten hatten, mußten schwere Geldopfer bringen. Wieweit unsere Heimat davon betroffen wurde, ist nicht mehr festzustellen. Der Kampf in Böhmen verlief ohne großen Erfolg. Der Führer der Aufständischen war der einäugige Ziska. Er verschmähte die Liebe einer edlen Dame am Königshofe und warf sich

mit einer Begeisterung in den Kampf, daß die Hussiten, von seinem Feuer mitgerissen, unerreichte Beispiele von Tapferkeit an den Tag legten. Ziska verlor im Kampfe das andere Auge durch einen Pfeilschuß. Als blinder Feldherr leitete er den Kampf weiter bis zu seinem Tode. Wenn er auf seinem Kriegswagen stand, die erloschenen Augen dem Feinde zugewandt, dann entzündete sich der Mut seiner Scharen bis zum Fanatismus der Selbstaufopferung. Die Sage erzählt, daß die Haut des Ziska nach seinem Willen (er starb während des Feldzuges 1424) auf eine Trommel gespannt wurde. Das Trommelfell übte dieselbe begeisternde Wirkung auf die Hussiten aus wie der lebende Ziska.

Ende des Jahres 1424 fielen die schlesischen Scharen des Bischofs Konrad von Breslau in Böhmen ein und verwüsteten in grauenhafter Weise die Dörfer um Nachod. Darauf folgte im nächsten Jahre der Rachezug der Hussiten nach Schlesien. Das Städtchen Wünschelburg wurde von ihnen heimgesucht und die Geistlichen teils verbrannt, teils erschlagen. Sie drangen bis nach Wartha und Kamenz vor und zerstörten vor allen Dingen die Klöster und Kirchen. 1426 stieß ein anderer Hussitenhaufe bis nach Landeshut vor und verbrannte es.

Weißstein scheint von beiden Hussitenzügen nicht betroffen worden zu sein, denn dasselbe Jahr bringt uns eine Notiz friedlicher Art über unser Dorf. Ulrich Schoff verkauft das Schloß Neuhaus mit den Besitzungen Waldenburg, Dittersbach, Hermsdorf und W e i ß s t e i n an den Ritter Johannes von Liebenthal. Ein anderes Ereignis wirft ein interessantes Schlaglicht auf die damaligen Verhältnisse. Die Zeit der Hussitenkriege brachte für die Ritter unserer Gegend ungeahnte Freiheiten. Die Aufmerksamkeit der Landesfürsten war auf die Hussitengefahr gerichtet. Der hörige Bauer und auch die wenigen freien wurden ein Spielball der Burgherren und der streitbaren Diener der Kirche. Der Abt von Grüssau ließ drei Bauern aus Konradswaldau, dem Besitz des Ritters Hermann von Czettritz, ergreifen und angeblich wegen hussitischer Gesinnung verbrennen. Hermann von Czettritz unternahm einen Rachefeldzug, plünderte Grüssau und schleppte ungestraft viele Kostbarkeiten hinweg. Später vertrugen sich beide wieder und im Vertrag wurde ausdrücklich bemerkt, daß Hermann von Czettritz die Ver-

wandten der Hingerichteten abhalten würde, Ansprüche an den Abt von Grüssau zu stellen.[1])

Das Jahr 1427 brachte für alle Orte wieder schwere Lasten. Zur Abwehr der Hussiten wurde ein Heer aufgestellt. In Stadt und Land mußte der fünfte Mann Waffendienst tun, die vier Zurückgebliebenen rüsteten ihn aus. Für je zehn Mann stellte die Bevölkerung einen Wagen mit Zehrung auf zwölf Wochen. „Ferner sollen sie darauf haben eine Landzucht (Kette), zwei Grabscheite, zwei Aexte, zwei Hauen, drei geschnittene Bretter und dazu ihre Wehren, Armbrüste, Spieße und andre Wehren, so gut sie die einzelnen schaffen können". Auch Haufenitzen (Haubitzen) und Pischullen (Pistolen) müssen von den Städten aufgebracht werden. Diese beiden Bezeichnungen kommen das erstemal vor und sind böhmischer Abstammung. (Nach Grünhagen S. 114.) Eine Geldsteuer wird außerdem erhoben. Der Schulze des Dorfes entrichtet 1 Gulden, der Kretschmer von jedem Gebräu 4 Groschen, jeder Hofestall 4 Groschen. Daß diese Lasten für die kleinen Dörfer unseres Gebirges schwer tragbar waren, ist verständlich.

Trotz der schweren Opfer der Land- und Stadtbevölkerung wurde die Verteidigung gegen hussitische Einfälle übertrieben vorsichtig in Szene gesetzt. Die schlesische Grenze von Troppau bis Hirschberg erhielt Besatzung. Trotzdem plünderte im Rücken der Verteidigungslinie ein hussitischer Heerhaufen, von Lauban herkommend, den gesamten Landstrich bis Goldberg, das vollkommen verwüstet wurde. Mit schwerer Beute beladen durchbrachen die Hussiten die Verteidigungslinie und zogen über den Landeshuter Paß nach Böhmen zurück. Ein schlesisches Heer, „vom Grauen gepackt", floh kampflos vor ihnen. Um Mittel zu einer wirksameren Bekämpfung der Hussiten zu bekommen, wurde noch einmal eine harte Steuer auferlegt. Diese Abgabe wird unsere Gegend schlimmer als die verwüsteten Nachbargebiete betroffen haben, denn die entzogen sich teilweise der Steuer mit Hinweis auf ihre Schäden.

Ob und in welchem Maße unsere nähere Heimat durch den Hussitenkrieg verwüstet worden sei, ist nicht festzustellen. Die großen Raubzüge der Hussiten

[1]) Grünhagen: Die Hussitenkämpfe der Schlesier.

führten meistens über den Landeshuter Paß oder über die Grafschaft Glatz nach Schlesien. Das reiche schlesische Tiefland lockte sie natürlich mehr als der ärmere Gebirgsstrich. Von den Leiden der Stadt Schweidnitz aus jener Zeit weiß die Geschichte genug zu melden. Es ist stark anzunehmen, daß unsere Gegend von kleineren Hussitenhaufen heimgesucht wurde. Die Namen Wüstegiersdorf und Wüstewaltersdorf scheinen an diese Zeit zu erinnern, mit größerem Rechte aber vielleicht an die unmittelbar folgende der Raubritter. Auch ein anderer Umstand spricht noch für die Anwesenheit der Hussiten. Die Reihe der Grenzburgen in unserer Gegend mußte ihnen als Bedrohung erscheinen. Deshalb suchten sie die Festen in ihre Hand zu bekommen. Ebenso wie sie die Glatzer Burgen besetzt hielten, werden sie sich auch unserer Burgen bemächtigt haben, um den Friedländer Paß zu decken. Scheinbar aber hat die hiesige Bevölkerung mit den Hussiten in ganz gutem Einvernehmen gelebt, denn es wird keine Zerstörung und Plünderung urkundlich bekannt. Auch die Burgherren scheinen sich mit ihnen vertragen zu haben. Wir hören, daß der vorher erwähnte Hermann von Czettritz im Jahre 1430 mit den Hussiten verhandelt, um einen Waffenstillstand für das Fürstentum Schweidnitz-Jauer zu erlangen. Sie lagen damals vor Wederau bei Bolkenhain und plünderten. Durch seine persönliche Bekanntschaft mit Hussitenführern erreichte es Hermann von Czettritz, daß sein Gebiet und auch Schweidnitz zunächst verschont blieben. 1426 fanden wir ihn als Besitzer von Konradswaldau. Durch seine Heirat mit Margarethe von Chotiemitz auf Fürstenstein wurde er Mitbesitzer dieser Burg. Daß Weißstein durch die Hussitenkriege wenig oder garnicht in Mitleidenschaft gezogen worden ist, beweist eine Urkunde von 1434. In diesem Jahre, in dem schon die Friedensverhandlungen mit den Hussiten begannen, kaufte nämlich Hermann von Czettritz Weißstein und die übrigen Neuhäuser Besitzungen von den Söhnen Hans und Kunz des Ritters Johann von Liebenthal. Kein Wort dieser Urkunde berichtet über Zerstörungen der genannten Orte. Die eigentliche Leidenszeit beginnt erst nach dem Friedensschluß mit den Hussiten 1435. Ein Teil der Burgherren hatte an dem zügellosen Treiben während der Hussitenkriege Gefallen gefunden, ja, hatte zum Teil selbst in den Reihen der Feinde das Land mit ausplündern helfen. Nach dem Kriege setzten sie auf eigene Faust das Räuberhand-

werk fort. Sonderbarerweise erscheint der Name des Hermann von Czettritz mit an erster Stelle, wenn es galt, Breslauer Kaufleute auszurauben oder sogar Städte zu überfallen und zu plündern. Daß er nicht nur dem Abenteuerblute in seinen Adern folgte, sondern nebenbei mit kühler Ueberlegung wieder verwandtschaftliche Verbindungen anknüpfte, läßt uns seine Gestalt in ganz unsicherem Lichte erscheinen. Er schließt Bündnisse mit den Raubgesellen und gleich darauf wieder mit den Städten, die zur Bekämpfung der Raubritter sich zusammengetan haben. Er heiratet die Witfrau eines hingerichteten Raubgenossen und erscheint als Retter der Witwen und Waisen. Letzten Endes aber sind alle seine Unternehmungen nur auf ein Ziel gerichtet: Vermehrung des Besitzes. Dazu schien ihm jedes Mittel recht. Als er 1454 in einem Bürgeraufstand in Liegnitz erschlagen wurde, konnten seine beiden Söhne Georg und Hans von Czettritz ein umfangreiches Erbe antreten. Es umfaßte das Gebiet von Fürstenstein bis Neuhaus und Seitendorf bis Adelsbach.

Der schlimmste Räuber aus jener Zeit war der Ritter Hans von Schellendorf. 1466 brachte er die Besitzung Fürstenstein und damit Weißstein in seine Hände. Gegen Zahlung war ihm Fürstenstein mit böhmischer Besatzung vom hussitischen Böhmenkönig Podiebrad übergeben worden. Podiebrad hatte 1464 die Fürstensteiner Herrschaft in Besitz genommen, um starke Festen gegen die feindlichen Breslauer in den Händen zu haben. Hans von Schellendorf verstand das ihm übertragene Amt eines Burggrafen falsch. Statt auf den Feind in der gut ausgerüsteten Burg zu warten, vertrieb er sich die Zeit mit kurzweiligem Rauben und Plündern der Umgegend. Solange Podiebrad lebte, überfiel der Schellendorfer allerdings nur die Bürger und Kaufleute der Städte, die dem Könige feindlich gesinnt waren. Später aber war es ihm gleich, wen er ausraubte. Er trieb sein Unwesen so stark, daß sich die Städte mit dem Könige verbanden, um seiner und seiner Spießgesellen Herr zu werden. Im Jahre 1471 unternahm er einen seiner größten Raubzüge gegen Breslau, der ihn bis nach Neumarkt führte.

In demselben Jahre (1471) starb König Podiebrad. Sein Nachfolger war der von ihm vorgeschlagene polnische Königssohn Wladislaus. Gleichzeitig aber erhob König Matthias von Ungarn Anspruch auf die böhmische Königskrone. Von

1471—74 tobten die Erbfolgekämpfe besonders auf schlesischem Boden. Die Burgherren unserer Gegend, auch der Schellendorfer, traten als Parteigänger des Königs Wladislaus auf. Sie begrüßten den Kampf als willkommenen Vorwand, um ungestört weiter die Breslauer Kaufleute ausrauben zu können. Matthias gewann in Schlesien das Uebergewicht über den Gegenkönig Wladislaus und schritt 1475 auf Drängen der beunruhigten Städte zur Einnahme der Burgen. Fürstenstein wurde vergeblich belagert. Die umwohnenden Bauern sollen sich mit der Bitte an den König Matthias gewandt haben, den Schellendorf ungestraft zu lassen. Dieser Bitte soll auch der König entsprochen haben. In Wirklichkeit war es wohl so, daß Matthias, von den Türken in Ungarn bedroht, sich mit der Belagerung nicht allzulange aufhalten konnte. Kaum waren die Belagerer abgezogen, nahm Schellendorf mit alter Frische sein Handwerk wieder auf. Er überfiel des öfteren die umliegenden Dörfer, die ihm nicht gehörten. Liebichau, der Stadt Schweidnitz gehörig, hatte besonders unter ihm zu leiden. „Er fiel in ihr Vorwerk Liebichau ein und hieb Wald, Getreide, selbst das Gras nieder".[1]) Nach mehreren Raubüberfällen nahm er es ganz in Besitz. Das war seine letzte Untat. Matthias schickte 1482 seinen Landeshauptmann Georg von Stein mit ungarischen Scharen in unsere Gegend, und mit Unterstützung der Städte wurden die Burgen gestürmt. Schellendorf wurde gefangen genommen, über sein ferneres Schicksal ist nichts mehr zu erfahren.

Von Weißsteins Geschicken aus der Raubritterzeit sind zwei urkundliche Daten vorhanden. 1475 erwarb Matthias Weißstein und die Besitzungen von Neuhaus als Pfandbesitz. Ferner wird noch berichtet, daß seine ungarischen Scharen in diesem Jahre die umliegenden Dörfer ausraubten und verwüsteten, weshalb die Bevölkerung ganz offen zu Böhmen neigte. Hierher scheint eine Notiz aus Dr. Zemplins Geschichte von Fürstenstein zu gehören, die besagt, daß nach den Hussitenkriegen alle Dörfer über Fürstenstein zerstört gewesen seien. Die Zeit der Landeshauptmannschaft Georgs von Stein brachte den Gebirgsdörfern unmenschliche Steuern. Die Besitzungen von Fürstenstein bis zum „zerbrochenen Burgstall"

[1]) „Fürstenstein in Gegenwart und Vergangenheit."

Hornsberg waren in seinen Besitz übergegangen, und er preßte aus den ausgesogenen Dörfern, was er noch herausholen konnte. 1490 starb unerwartet sein Herr, der König Matthias, und Georg von Stein hielt es für geraten, bei Nacht und Nebel zu fliehen, trotzdem er Fürstenstein und Bolkenhain schwer befestigt und mit starken ungarischen Besatzungen belegt hatte. Bezeichnend ist der Nachruf, der ihm gewidmet wurde: „Nach Tod Königs Mathae hat Stein Jorge mit seinen Helfern und den andern Verräthern und lügenhaften Schwarm keine Macht nicht mehr gehabt und ist auch Stein Jorge bald aus Schlesien gezogen. Der Teufel begleite ihn und seine Helfer.“ [1])

Leider hatte er auf seiner eiligen Flucht vergessen, seine Besatzungen aus den Burgen mitzunehmen. Sie fühlten sich nach Steins Weggange als die alleinigen Herren der Gegend und plünderten fast alle Dörfer leer. Sie hinterließen, als sie Ende 1491 durch den nunmehr alleinigen Herrn Wladislaus von Böhmen zum Abzug gezwungen wurden, ein viel übleres Andenken als die Raubritter.

Weißstein scheint durch diese letzten Kämpfe entweder vollkommen zerstört oder zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken zu sein. Wenigstens wird es in den nächsten Besitzwechselurkunden nicht mehr namentlich angeführt. 1490 kommen die Neuhäuser Besitzungen in Hand eines Fabian von Tschirnhaus, 1492 kaufen sie die Brüder Hans und Hermann von Czettritz. Erst 1493 taucht der Name Weißstein wieder auf, als sich acht Brüder aus der Familie Czettritz in den Besitz teilen. Hans, Friedrich, Siegmund und Ulrich nehmen Neuhaus mit Waldenburg, Dittersbach, Hermsdorf, Weißstein, Adelsbach, Liebersdorf, Fröhlichsdorf, Gaablau, Konradswaldau, Schwarzwaldau, Zeisberg und Seitendorf in Besitz, die andern vier Brüder bekamen die Besitzungen um die Kynsburg.

Im Jahre 1497 berichtet eine Urkunde über den Besitz zu Fürstenstein gehörig und darin wird „der lange und große Wald hinterm Fürstenstein nächst gelegen“, (der Hochwald) angeführt, eine der ersten Erwähnungen des Berges, der typisch für unsere Heimat ist.

---

[1]) Kerber: Fürstenstein.



Weißstein mit Hochwald.

Wie schwer die Raubritterzeit auf unserer Gegend gelastet hat, beweist eine Urkunde vom Jahre 1502. Die Städte und das Land schließen ein Bündnis und „bewilligen und verpflichten sich crafft dieses Brieffes, zu geben den Burnpfennich, also nemblichen von izlicher (jeder) Huben Eynen Groschen, von izlichen Kretscham Eynen Groschen, von vir Gerthin (Gärten, kleine Besitzungen) Eynen Groschen, von izlich em Mölrade Eynen Groschen, unde von izlichen Pforberge (Vorwerk), es sey freye oder lehn nach Huben Zall Eynen Groschen, dargleich die Stette nach alder Gewohnheit, den dritten Pfennig Sunder Stette und Bürger, welche gütter offen Lande habin, die suln von demselben als die Ritterschaft und Mannschafte gebin." Ueberall da, wo der „Burnpfennich" gezahlt wird, soll die Hilfe des Bundes gegen die Raubritter, Wegelagerer und sonstigen Räuberbanden angerufen werden. „Sulchen vertragk beradin und gelobin wir von lanndt und Stetten enander Inhalts mit Hannd munde, getreulich zuhaldin." Die Urkunde[1]) trägt das Siegel des Fürstentums Schweidnitz-Jauer und der beiden Städte Schweidnitz und Jauer. Bezeichnend für die vollkommene Gesetzlosigkeit jener Zeit ist die Tatsache, daß keine landesherrliche Maßnahme gegen das Räuberunwesen zu fruchten scheint, ein Beweis für die Ohnmacht der Landesherren. Deutlicher kann uns nirgends der Begriff des Faustrechtes entgegentreten. Land und Städte sind auf Selbsthilfe angewiesen. Nicht nur gegen die Raubritter haben sie sich zu wehren, die in dieser Zeit der allgemeinen Auflösung ihre Seßhaftigkeit aufgab und sich zu großen Räuberbanden zusammenschloß. Eine große Menge Zeugenaussagen[2]) von 1513 über das Treiben zweier berüchtigter Räuberführer unserer Gegend birgt erschütternde Bilder aus jener Zeit. Der „schwarze Christoph" und „Hans Sturm" scheinen zwei entwurzelte Bauernexistenzen zu sein, die sich wie ihre adligen Genossen auf das Recht der Faust verließen und zum Schrecken der geplagten Landbevölkerung wurden.

---

[1]) Ratsarchiv Schweidnitz 1 Rep. 1. Alph. Litt. K. Original.
[2]) Ratsarchiv Schweidnitz 1 Rep. 1. Alph. Litt. L. Original.

IV. Weißstein zur Zeit der Einführung der Reformation.

Die Lehre Luthers soll durch Bergleute aus der Meißener Gegend in unsere Heimat getragen worden sein. Sie begannen 1529 bei Gottesberg, das durch sie gegründet sein soll, und bei Tannhausen den Silberbergbau. Daß die Bewohner unserer Gegend schon von jeher freigesinnt waren, bewies ihre Sympathie für die Hussiten. Jetzt warfen sie sich mit Begeisterung auf die neue Lehre und in kurzer Zeit waren Waldenburg und Umgegend lutherisch. Vor allen Dingen erfuhr die Reformation Förderung durch die Grundherren, aber nicht nur aus Gründen der Seelsorge und der Erkenntnis der Wahrheit. Politische Ursachen gaben den Ausschlag. Die Adligen waren gewohnt, in ihrem Landesherrn den mächtigen Räuber zu sehen, der ihnen unter Umständen ihr Besitztum streitig machte oder plötzlich fand, daß sie Gerechtigkeiten besaßen, die ihnen nicht gehörten, die sie aber dem Könige abkaufen könnten. Die treuen Ratgeber zu diesen Handlungen waren immer und immer wieder die katholischen Geistlichen, die dem katholischen Kaiser jeden gewalttätigen Rechtsbruch schmackhaft machten. Daher ist es vom damaligen Adel zu verstehen, daß er in seiner kriegerischen Gesinnung lieber die offene Feindschaft gegenüber der Geistlichkeit vorzog. Vielleicht hoffte er auch, durch entschlossenes Auftreten dem obersten Landesherrn mehr Achtung abzunötigen. Jedenfalls sehen wir in unserer Gegend den Adel und die Grundherren als eifrige Förderer der Reformation. Die Kirchgemeinde Weißstein gehörte zur Pfarrei Waldenburg. 1559 tritt der erste lutherische Geistliche Balthasar Tilesius (Tielisch) in Waldenburg auf. Alle Orte in hiesiger Gegend waren fast rein evangelisch bis zur gewaltsamen Gegenreformation im 30jährigen Kriege.

Interessant aus dieser Zeit sind einige Nachrichten über Weißstein, die endlich einmal Licht über die Anlage des Dorfes verbreiten.

1533 stirbt Ulrich von Czettritz, seine Besitzungen mit Weißstein gehen an seinen Bruder Diprand von Czettritz über. Dessen Neffe, Christoff von Czettritz, beerbt ihn nach seinem Tode. (1540.) Im Jahre 1547 erfolgt eine Teilung des



Alte evangelische Schule.

Neuhäuser Besitzes. Weißstein und Reußendorf scheinen die beiden reichsten Dörfer des ganzen Besitztums gewesen zu sein; denn sie wiegen den andern Teil mit Neuhaus, Städtlein Waldenburg, Harte mit Galgenberg[1]), Dittersbach und Hermsdorf auf. Ein Sigmund von Czettritz erhält das Gut Reußendorf und „das Dorf Weyhsenstein mit Muell und brettmuellen". Aus diesen Notizen geht hervor, daß nach der wahrscheinlichen Zerstörung am Ende des 15. Jahrhunderts Weißstein in der heutigen Ausdehnung wieder aufgebaut worden ist. Wo die Mühlen zu suchen sind, ist nach Lage des Dorfes nicht schwer anzunehmen. (Gemeindemühle.) Widersprechende Nachrichten sind jedenfalls nicht aufzufinden. Die „Brettmühle" weist auf einen Erwerbszweig hin, der in damaliger Zeit ganze Siedelungen unserer Gegend erhielt. Nährten sich doch viele Dörfer des Weistritztales durch Holzfällerei und Holzbearbeitung.[2]) Eine Nachricht aus derselben Zeit läßt uns vermuten, daß sich Weißstein schnell von den Schlägen des vorhergehenden Jahrhunderts erholt hat. Ein Erbzinsregister, das leider wörtlich nicht mehr vorliegt, zählt ebenfalls Weißstein neben Reußendorf zu den reichsten Dörfern der Umgebung. Aus einem Register der Ritterdienste von 1550 geht noch hervor, daß Weißstein in Kriegszeiten verpflichtet war, zum achten Teil die Unterhaltung eines Reiters zu bestreiten. Es diente mit „einem halben Fuß.[3])

Der Landeshauptmann Mathes von Logau hielt sehr streng darauf, daß den bestehenden Verordnungen über Ausrüstung der Soldaten der dauernden Türkengefahr wegen Genüge getan wurde. In einem Musterungsprotokoll von 1550[4]) rügt er die „viele unordnung", die er vorfindet: mangelnde oder überhaupt fehlende Ausrüstung. Er ordnet an, daß immer sechs bewaffnete Reiter der Führung eines Adligen unterstellt werden, daß zu jeder solchen Gruppe ein Pack-

---

[1]) Gemeint ist der Hügel bei Waldenburg zwischen dem oberen Bahnhof und Hermsdorf.

[2]) Vogt: Aus vergangenen Tagen Wüstegiersdorfs und Umg.

[3]) Stadtarchiv Breslau B. 44.
Für 1 Pferd wurden gezahlt an Schatzung, wenn es nicht ausgerüstet wurde, 1600 Weißgröschel (72 Taler), 1 Fuß = 400 Wg., 1/2 Fuß = 200 Wg.

[4]) Stadtarchiv Breslau B. 44.

junge gestellt und außerdem noch ein Rüstwagen und ein Zelt dazu beschafft werden müsse. Jeder Führer hat dafür zu sorgen, daß seine sechs Reiter jederzeit kriegsfertig sind.

Zugleich findet eine große moralische Rüstung statt. Daß die unsicheren und kriegerischen Zeiten immer ein Sinken der Moral mit sich bringen, ist eine alte Erfahrung, die wir aufs neue am eigenen Leibe spüren. Und so werden auch in jener Zeit die Waffen geschliffen, um das verderbte Volk zu einem gottwohlgefälligen Lebenswandel zu bekehren. Dadurch sollten die himmlischen Mächte mobilisiert und auf die Seite der frommen Christenheere gezogen werden, um ihrer Unterstützung gegen die ungläubigen Feinde, die Türken, sicher zu sein. Eine Verordnung von 1541[1]) bedroht Trunkenheit mit Strafe, das erste Mal mit einem Tag Gefängnis, bei Wiederholung mit erhöhter Poen. „So aber keiner sich an der straffe sich nicht keren wolde, der sol auch . . am Leben gestraft werden." „Bey dem Adel" wird die „große Uebermasse bey den Kindtauffen hinfuren abgestellt" verlangt. Kirmessen und Tanz, dazu „allerlei Spiel" fallen ebenfalls unter das Verbot. Eine sehr zeitige Polizeistunde wird verhängt, „das die Einwohner auff den Dörfern nicht länger im Kretscham sizen solen denn bis zu sonnenundergang, ausgenommen fremde, gewanderte Leute, die mögen zimblicher Weise umb ir gelt zeren. In Sonderheit sollen die nacht- und rockengänger auff allen Dörfern bey schwerer straff abgeschafft werden". Hinter der letzten Verordnung sieht man deutlich die schwarzen Schatten der frommen Urheber erscheinen, die mit demütig gefalteten Händen und anklagendem Augenaufschlag das Treiben der Bauern verdammten, deren Sitten und Gebräuche sich damals natürlich in viel derberen Formen kundtaten. Diese Gestalten vervollständigen die Parallele mit unserer „gottlosen" Zeit.

Auffällig in einem Zinsregister des Fürstentums Schweidnitz-Jauer von 1550 ist die Tatsache, daß Gottesberg bereits mit einem Steinkohlenzins von 1,— Mk. eingetragen ist, der bei allen übrigen Ortschaften und auch Weißstein

[1]) Staatsarchiv Rep. 39 S. = J. 2. 1 a. Bl. 54 f.

fehlt. Nur das Gut Hartau[1]) weist außer Erbzins „steigende und fallende Nutzung“ auf, worunter anfangs oft Steinkohlenbau verstanden wurde. Es ist kaum anzunehmen, daß Weißstein noch keine Kohlen grub. Glaubhafter erscheint, daß die Gutsherren auf den Dörfern die Kohlsteuer zu hinterziehen wußten, indem sie angaben, daß der Abbau der Kohlen keinen Gewinn abwerfe, sondern nur deshalb betrieben werde, um einige arme Dorfbewohner zu beschäftigen. Noch bis 1740 erscheint in den Steuerregistern die Bemerkung, daß der Bergbau mehr Mittel beanspruche als Nutzen abwerfe, weshalb keine Steuer gezahlt werden könne. Tatsächlich mag auch damals der Kohlenabbau in Weißstein geringer gewesen sein als in Gottesberg, da die Dorfbewohner nur nebenbei „das Kol“ gruben, während im genannten Städtel ein großer Teil der Bewohner davon leben mußte.

Das „Kaiserliche Urbarien-Urthel“ [2]) Ferdinands II. von 1545, das im Fürstentum Schweidnitz die Gerechtsame der Städte und Dörfer festsetzt, erwähnt Weißstein mit keinem Wort. Nur Altwasser hat einen Schneider erwiesen. Alle übrigen Orte unserer nächsten Umgebung besaßen demnach nicht das Recht, irgendwelchen Handwerker zu halten oder Bier zu brauen. Das war gewöhnlich das Vorrecht der Städte. Alle Dörfer, die um die Stadt innerhalb einer „meyle weges“ lagen, waren verpflichtet, das Bier aus der Stadt zu beziehen und bei den dortigen Handwerkern arbeiten zu lassen. Um alle Streitigkeiten über die „Stadtmeile“ oder „Bannmeile“ zu beenden, wurde ein einheitliches Maß festgesetzt. 1546 mußten vier Vertreter des Adels und vier der Städte nach Breslau kommen. Sie erhielten als Maß für die Meile die Strecke von Breslau „von unserer lieben frowen Thore, auf dem Sande genannt, am Ende der ersten Brücke herauswerts gegen Hundsfeld über die Oder, so an der Stadtmauer fleußt, angefangen und dieselbige Landstraße auf dem tamme hinaus gemessen bis an den

[1]) Bis 1550 bestand noch kein Dorf Hartau, sondern nur ein zu Altwasser gehöriges Gut (Vorwerk), damals im Besitz Georgs von Walden zum Alden Wasser. Erst von 1550 an, als ein Kretscham von Georg von Walden gebaut wurde, fanden sich einige Weberhäuschen dazu und das Dorf Hartau entstand.

[2]) Stadtarchiv Breslau B. 47.

Dorffrieden zu Hundfeldt".[1]) Die Freiburger Meile reichte bis Salzbrunn. Da Weißstein kein Brau- oder Handwerker-Urbar besaß, mußte es sein Bier aus Waldenburg beziehen und ebenso sich dort die Handwerker aussuchen. Während der spätere Kretschmer im kleinen Hartau das Braurecht besaß, hat in dem großen Weißsteiner Kretscham keiner der Besitzer sein eigenes Bier brauen dürfen.

Einen interessanten Vergleich zwischen den Gütern einiger Dörfer bietet das vorerwähnte Zinsregister. Der Gutsbesitz Reußendorf (939 Gulden) zinst über dreimal mehr als das Gut Weißstein. (233 Gulden), Dittersbach (551 Gulden) mehr als doppelt soviel, das Hartauer Gut (241 Gulden) dasselbe. Das reichste Gut ist Adelsbach mit 1452 Gulden ungarisch Zins. Es scheint, als ob das Weißsteiner Bauerngeschlecht mit besonderer Zähigkeit an seinen Rechten festgehalten habe, so daß eine Gutsherrschaft nur langsam in Weißstein Fuß fassen und sich ausbreiten konnte. Während die Adelsbacher Herrschaft der Aussaat nach (Weizen 1 Malter, Korn 1 Malter 8 Scheffel, Hafer 2 Malter) über eine ausgedehnte Ackerfläche verfügt haben muß, besaß das Weißsteiner Gut kaum den vierten Teil. Es nennt auch kein einziges Schaf sein eigen (Adelsbach 500) und im Gegenteil zu Adelsbach keine Mühle. Die Weißsteiner Bauern haben sich also wahrscheinlich besonders hartnäckig gegen die Einbürgerung einer Gutsherrschaft in ihrem Dorfe gewehrt. Die oben genannten Vergleichszahlen geben natürlich kein Bild von der Größe des Dorfes Weißstein. Die Anzahl der Bauern und die Größe ihrer Hufen wird kaum der Adelsbacher Bauernschaft nachstehen.

Im Jahre 1561 trat ein wichtiges Ereignis für Weißstein ein. Die erste nachweisbare Grube am hiesigen Orte wird gegen Zins an den Träger des Kohlenregals, den Grafen Konrad II. von Hochberg, von dem Bauern Georg Rudel in Betrieb genommen. Die Urkunde darüber lautet: [2])

„Demnach George Rudel die Kolgrub ubig Weißstein von mir, Konrad von Hochbergk, Hauptmann, umb einen benumten Zins hingelassen, solche aber hinter meinem vorwissen andern eingeräumt, also daß sich nachmahlen wegen des Zinß

[1]) Staatsarchiv Rep. 6 Schw.-J. Nr. 5 f.
[2]) F. A. Gerichtsprotokolle 1558, 1577.

ein streit erreget, und nach genugsamer verhör befunden, daß der Rudel die ursache unnd desselben ein anfänger, derohalben er gefenglichen eingenomben, und hinwiederumben zu Burgen Henden außgeben, deren meinung, daß er deß gefangnuß, darinnen er gesessen, wider mich, meinen Underthanen, zugethanen und vorwanten (Verwandten) in argen nitt gedenken soll, noch niemandsten wegen sein Zuthuen verstatte, und daß er sich mit Jacob Schrutten und Max Lamprecht wegen des Zinß berechne und hierumeben von dato inner(halb) 4 Wochen eine Richtigkeit mache. Auch die Sache gegeneinander in Keinen argen zu denken, sondern in fried unnd einigkeit zu leben. Da er aber der (Anordnungen) Irk eineß (irgend eines) ubertritt und nit halten würde, so sollen In die Pürgen ohne alleß mittell und wergelt (= Manngeld, Auslösungsgeld) nach ermanunge (Ermahnungen) inner (halb) 14 Tagen hinwieder in der haft, darauß sie ihn gepurget, stellen, oder die Purgen sich selbst in der hafft. Solches haben die Purgen mit mundt und handt angelobet, stets vest und Unverbrüchlichen zu halten wollen, auch dißer gethanen (Bürgschaft) nit eher loß noch ledig sein, sie würden dann mit mundt und handt von der Herrschaft losgezehlet.

Aktum Sonnabend nach Michel Anno 1561

Als Purgen Hans Tschenscher,
Mattheß Elenth, (?)
Hans Crusewalt,
Hans Püschl, alle vier von Gottosbergk".

Diese Urkunde beleuchtet fürs erste das damalige Gerichtsverfahren. Für den Uebeltäter Rudel, der wegen seines Streites mit den beiden andern Bauern im Fürstensteiner Turm sitzt, bürgen angesehene Gottesberger Einwohner, damit er freigelassen wird. Oberster Gerichtsherr ist der Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer, der Graf von Hochberg. Auffällig ist, daß der geringe Streitfall der Bauern um Geld, der sonst von dem Dorfschulzen geschlichtet wurde, hier dem Obergericht vorliegt. Das weist uns darauf hin, daß weniger die Geldstreitigkeit, sondern der Besitz des Kohlurbars entschieden werden soll. Dem Grafen Hochberg scheint es vor allen Dingen darauf anzukommen, festzustellen, daß das Kohlurbar in seinen Händen liegt. Daher erklärt sich der besondere Hin-

weis am Anfang des Protokolls: „Demnach George Rudel die Kohlgrube . . . v o n m i r, Konrad von Hochbergk, Hauptmann umb einen benumten Zins“ usw. Weil er sich aber noch besonders als Vertreter des Kaisers durch das Wort „Hauptmann“ kennzeichnet, erscheint es wiederum fraglich, ob er nur das Recht des Kaisers auf das Kohlurbar wahrnimmt, oder ob er damit sein persönliches Begehren darnach als Grundherr decken will. Nach andern Urkunden[1]) wird bereits am Anfange des 16. Jahrhunderts Kohlenbergbau getrieben. Wichtig ist wieder die rechtliche Seite des Bergbaues. Am 1. August 1529 erhielt Valerius Scipuo Schellenschmied von König Ferdinand I. den Freibrief für seine neu errichteten Bergwerke zu Waldenburg und Altenstedt in Mähren. Das Bergregal für Erze gehörte dem obersten Landesherrn, und diese Urkunde belehrt uns darüber, daß der König auch das Recht des Kohlenbergbaus für sich beanspruchte. 1561 sehen wir als Inhaber des Bergregals für Kohlen den Landeshauptmann, also den Vertreter des Landesherrn. Der König scheint Konrad von Hochberg das Kohlenregal überlassen zu haben. Am 23. September 1536 bereits hatte aber Diprand von Czettritz als Grundherr das Recht an dem Bergwerk zu Waldenburg für sich in Anspruch genommen. Auch die späteren Grafen von Hochberg nahmen dieses Recht als das ihrige an als Grundherren, ein Umstand, der den Besitzer des Bergrechtes auf Kohlen wieder fraglich macht. Der Streit um dieses Recht dauerte zwischen den beiden Parteien, Landesherr und Grundherr, Jahrhunderte an, bis Friedrich der Große das Bergregal für Kohlen als Recht des Staates erklärte. (1769).

Auffällig ist die Strenge, mit der Konrad von Hochberg auf sein Recht pocht. Dem Besitzer Rudel ist nicht einmal gestattet, seine Grube andern zur Ausbeute zu überlassen. Die Urkunde ist jedenfalls ein Beweis dafür, mit welcher Empfindlichkeit die beiden Gegner an diesem neuen Rechte festhielten, das nicht unbedeutende Einnahmen verhieß.

Wir wissen, daß es sich bei Rudels Kohlengrube nur um einen primitiven Abbau über Tage handelt. Anders konnte der Bauer Georg Rudel den Kohlen-

---

[1]) Pflug, Chronik von Waldenburg S. 321 u. 322.

abbau nicht betreiben. Das Kohlenlager „ubig Weißstein" kann an Stelle der heutigen Siedlung oder des Bismarckschachtes auf dem Fuchsberge gesucht werden. Auf dem Höhenzuge von der Wilhelmshöhe bis zum Bismarck liegt heute noch stellenweise die Kohle zutage. Urban verlegt die Sage vom Weißsteiner Fuchsstollen in diese Zeit der ersten Abbauversuche der zutage tretenden Kohlenflöze. — Diese Nachricht trifft zeitlich mit einer andern zusammen, die über Klagen berichtet wegen des geringen Waldschutzes und Abhilfe verlangt gegen den Raubbau am Walde. Es scheint, als ob Georg Rudel ein weitblickender Mensch gewesen sei und die Zukunft der Steinkohle vorausgesehen habe, deshalb ist er gewillt, den Bergbau im größeren Stile zu treiben und in Konkurrenz mit Brennholz zu treten. Vom 3. Oktober 1594 liegt eine weitere Notiz vor, die ausdrücklich die Weißsteiner Bauern als diejenigen nennt, die mit dem Kohlenabbau begonnen hätten. Die Tradition teilt mit, daß sie in jener Zeit bereits mit ihren Gespannen die Kohle bis ins Land hinunter fuhren. In Freiburg wird 1599 der erste Kalk mit Steinkohlen gebrannt.[1])

Auch der Rat von Schweidnitz berichtet 1594, daß die Kohle meist von Hermsdorf, Weißstein und Altwasser geholt, und, wie die Schmiede feststellten, „der Grundherrschaft von jedem Gerüst — welches soviel sei als man mit zwei Bergrößlein zu führen pflege —, samt Fuhrenlohn in Schweidnitz 22 Groschen gezahlt wurden." (Pflug S. 322.) Schon damals soll sich der Ruf der Weißsteiner Bauern als wohlhabende und unternehmende Besitzer begründet haben.

Am 7. Januar 1604 gibt der Grundherr Diprand von Czettritz den Weißsteiner (und Hermsdorfer) Bauern auf ihr Bitten Bestätigung ihres Kohlen-Urbars (Abbaurecht), „welches ihnen bereits sein Vater und Vorfahren seligen aus Gutwilligkeit, doch mit Vorbehalt, ihrer und ihrer Nachkommen habenden Rechtes zu gelassen erteilte, wenn sie den Zins von 28 Weißgroschen auf jährlich einen Taler für jeden Bauern erhöhen."[2]) Wir sehen hier ganz eindeutig wieder den Grundherrn als Inhaber des Kohlenregals.

---

[1]) Freiburger Stadtchronik Rieck-Würfel.

[2]) Steinbeck, Geschichte des Schles. Bergbaues.

Die vorsichtige Fassung der Urkunde deutete wieder auf die Rechtsstreitigkeiten um die Regalien hin. Das Recht der Weißsteiner Bauern und sogar ihrer Nachkommen zum Abbau wird anerkannt. „Doch mit Vorbehalt", kann der Kohlen-Urbar nur bestätigt werden, für jeden Nachfolger in der Czettritz'schen Familie eine Handhabe, um auch ungerechte Entziehung des Urbars unter dem Schein des Rechts vorzunehmen. Bis zum Dreißigjährigen Kriege betrieben die Bauern den Kohlenabbau in derselben primitiven Weise wie zu Anfang.

Sie hatten zwar Vorbilder in den Silberbergwerken von Gottesberg und Tannhausen, in welcher Art und Weise (1529: „sich in Gewerkschaft zu bauen eingelassen", Kerber S. 28) die dortigen Bergleute Bergbau trieben. Nachweisbar ist aber nur die eine Tatsache, daß die Kohlenbauern die Organisation der Gewerkschaft in ihre Dorfflur übernahmen. Die erwähnte Notiz von 1594 besagt, daß von langen Zeiten her die „Pauernschaften" die Kohlengruben erbauet und besessen hätten. Mit den Pauernschaften sind ohne Zweifel die bäuerlichen Kohlengewerker gemeint.

Was den Kohlenabbau betrifft, scheint folgende Vermutung zuzutreffen: So groß war die Holznot noch nicht, daß sich ein tiefer gehender Abbau gelohnt hätte. Die Bauern gruben den zutage tretenden Flözen nach, bis sie das Wasser am weiteren Abbau hinderte. Sie besaßen weder den Willen noch die Erfahrung, um Schächte anzulegen. Noch fühlten sie sich hauptsächlich als Bauern und betrieben den Bergbau nebenbei. Dieser Nebenerwerb brachte wenig ein, wie daraus hervorgeht, daß meistens nur die Schmiede zu ihrer Feuerung Steinkohlen verwandten.

An dieser Stelle ist es notwendig, auf Nachrichten einzugehen, die uns genaueren Aufschluß über Weißsteiner Familien geben. Treblin bringt „Ein Ordentlich Verzeichnis, wie viel Pauern und derselben Huben in beyden Fürstentümbern Schweidnitz und Jauer seyn sollen, verfertigt den 25. Juli Anno 1576."

Es handelt sich um eine statistische Feststellung zum Zwecke der Steuerfestsetzung, deren Unvollständigkeit schon durch die Worte „seyn sollen" zugegeben wird. Nach diesem Verzeichnis soll „Weißenstein 10 Pauern und 5 Huben" (Hufen) haben. Die deutsche Hufe umfaßte zirka 70—120 Morgen je nach Güte und Menge

des überhaupt zur Verfügung stehenden Bodens. Wenn wir für Weißstein ein Mittel annehmen, würde also die damalige Anbaufläche 400—500 Morgen betragen haben.

Das alte Waldenburger Kirchenbuch von 1571—95 bringt nun eine Menge Namen von Weißstein, die darauf schließen lassen, daß das Dorf doch eine größere Ausdehnung hatte. An der Zuverlässigkeit dieser Quelle ist nicht zu zweifeln. Das Buch enthält Tauf-, Trauungs- und Sterberegister in besonderen Teilen für Weißstein, Dittersbach, Hermsdorf, Neußendorf und Waldenburg. Es ist von 1571—81 von einem der ersten evangelischen Geistlichen des damaligen Waldenburger „Bethäusleins", Joachim Sartorius geführt, später von einem Pastor Materne. Als „Scholtes" von Weißstein wird angeführt Jakob Scharff, als sein Nachfolger wird 1583 Hans Püschel genannt, und 1594 erscheint Matthes Klose als Scholtes. An Bauern werden genannt Brosius Konrad, Adam Postler, Adam Urlen (Ulrich?), Christoph Mitmann, Paul Hundorff, Paul Tschersich, Martin Dietrich, Kaspar Treutler, Georg Rosener (später Rösner), Peter Rauer, Simon Walter, Hans Gölricher, Matthes Schreiber, Brosius Pöschel (gen. Pol Brusel), Stenzel Bernt, Adam Böhm, Michel Kuhnert, Philipp Schmidt, G e o r g R u d e l, Georg Thime, Oswald Omich, George Tyrok, Stenzel Kunert, Matthes Klose und Nicol Kottig. Namen von Bauern mit demselben Familiennamen sind dabei weggelassen. Ferner sind als Handwerker genannt Matthes der Schmied (ohne Familiennamen), Paul Rolke, der Schmied, Hans Lehmann, der Schmied. Zwei Müller, der eine wahrscheinlich von der Getreide-, der andere von der Brettmühle, erscheinen mehreremals im Verzeichnis: Georg Pöschel, der Müller, und Melchior (ohne Familiennamen), von „der Weißsteiner Mülen". Als Gärtner, die meistens nebenbei Dachschindeln herstellten, teils weil sie von der Grundherrschaft als Hörige dazu verpflichtet wurden, teils weil sie von ihrer kleinen Stelle allein nicht leben konnten, sind genannt: Georg Müssiger, Paul Oertel, Hans Seidel und andere schon angeführte Namen. Georg Walter ist der einzige erwähnte Weber. Mit den obigen Familiennamen erscheinen dann hin und wieder noch Knechte und Mägde im Register. Es ist damit erwiesen, daß die Mehrzahl der Weißsteiner Bewohner Bauern waren im Gegensatz zu Dittersbach, das damals viele Weber

aufweist. Der Zuwachs der Bevölkerung beträgt 1581 an „Getauften 10, sind aber vil ausse gelassen". Im folgenden Jahre ist die „Summe der Getauften 11, gestorben sind 6 Personen", und 1583 sind getauft „16 Kindlein, dagegen gestorben 8 Personen, alte und junge". Ein solcher Wechsel ist nur bei größerer Bevölkerungszahl möglich. Auffällig ist die Bevölkerungszunahme in diesen drei Jahren, die auf eine günstige Entwickelung des Dorfes schließen läßt.

Einige wertvolle Randbemerkungen im Kirchenbuch geben Aufschluß über die Anlage der damaligen Kohlengruben. Im Jahre 1575 „sind dem Müller zwei Söhne und der Knecht erstickt in der Kolgruben."

Aus dem Jahre 1591 berichtet das Buch: „Den 17. Sonntag nach dem fest der heiligen Dreifaltigkeit ward ein Schmiedeknecht begraben, welcher den Sonnabend Zuvor in George Püschels Colgrube war Umkommen, hatte vor achttagen das heilige Abendmal öffentlich empfangen". In beiden Berichten fehlt die genauere Angabe der Todesart. Wenn die Verunglückten verschüttet worden wären, hätte wohl der Schreiber dieser Zeilen die Todesursache angegeben. Es ist wohl nicht fehlgegangen, wenn man als Ursache ausbrechende Gase annimmt. Diese Gefahr war den Leuten weniger bekannt, daher wohl auch die unbestimmten Angaben.

1583 wird ein siebenjähriger Knabe von einem Verbrecher in eine Grube gestoßen. Wie aus einzelnen Bruchstücken des verstümmelten Textes hervorgeht, scheint der Verbrecher ein Homosexueller gewesen zu sein, dessen Ansinnen sich der Knabe wahrscheinlich widersetzte. „Als der Knabe mit ihm gangen und zu einer Colgrube kommen, stoßt er ihn hinein, welcher darinnen ersoffen und den 17. Juli erst funden und herausgezogen ist worden, und den 20. begraben." Ist das Drama an und für sich schon interessant für jene Zeit, so gibt uns die Nachricht auch Kunde von der Nachlässigkeit des Bergbaubetriebes. Wenn das Wasser in die Kohlengruben eindrang, gab man den weiteren Abbau auf. Es lohnte sich eben nicht, eine Entwässerung vorzunehmen. Vielleicht ist auch das Wasser so stark eingedrungen, daß man mit den damaligen Hilfsmitteln die Entwässerung nicht durchführen konnte.

Eine kurze Nachricht über den Kohlenbauer Georg Rudel (auch Rüdel geschrieben, später Riedel?) verdient Interesse. Anfang der 70er Jahre scheint er gestorben zu sein, denn seine Tochter Anna wird 1576 als „Georg Rudels verlassene Waise" angeführt, 1583 wird Merten, Georg Rudels Sohn mit „Anna Ulbricht Müllers auffm Gottesberge Tochter nach ordentlicher Aufbietung, ehelich und öffentlich vertraut, welche Blutsfreunde gewesen". Darauf folgt das Geschlechtsregister der Familie Rudel, um die Blutverwandtschaft zu klären. (Anna und Merten sind Geschwisterkinder.) Georg Rudel scheint in ziemlich ärmlichen Verhältnissen gestorben zu sein, denn seine Familie verliert das Gut und eine Zeit später finden wir seinen ältesten Sohn als Hofeknecht in Waldenburg. Ob wir es hier schon mit einer fehlgegangenen Spekulation mit Kohle zu tun haben, die Frage bleibt offen.

Aus den vorher angeführten Berichten finden wir schon einige Hinweise auf die strenge Kirchenzucht der damaligen Zeit. Es wird besonders vermerkt, daß der verunglückte Schmiedeknecht acht Tage vor seinem Tode das heilige Abendmahl empfangen hat, bei Heiraten innerhalb der Verwandtschaft wird ein Geschlechtsregister beigefügt, um zu beweisen, daß der Grad der Verwandtschaft nicht näher als zu lässig sei. Ein besonders strenges Regiment in Kirchenzucht scheint der Pastor Materne ausgeübt zu haben, denn vom Jahre seines Antrittes (1581) an tauchen plötzlich im Kirchenbuche Notizen über Kirchenstrafen auf. Es erweckt den Anschein, als ob sein Vorgänger Sartorius allzu milde gewesen sei und ihm, dem streitbaren Diener Christi, einen Sündenpfuhl zum Ausräumen überlassen habe. Alle Untaten, für die Materne Strafen verhängt, sind geschehen, „bevor ich (Materne) nach Waldenburg kommen." Nach seinen Eintragungen scheint z. B. Dittersbach ein wahres Sodom gewesen zu sein, denn seitenlang berichtet er entrüstet über Bußen, die er wegen Unzucht verhängen mußte. Andere Orte schneiden besser ab. Wir finden vielleicht die Erklärung darin, daß in Dittersbach viele „Leineweber und Garnknüpfer" (Spinner) wohnten, also kleine Steuerzahler, auf die man nicht so viel Rücksicht nahm. Köstlich ist eine Notiz vom Jahre 1587. Getraut wurden „Merten Steinberg, Balzer Steinbergs Son und Marta, Andreas Beckers nachgelassene Tochter, welche von ihm in schwacher Stund

geschwengert und der Geburt nahend, in gegenwertigkeit etlich Personen." In Klammern steht dahinter: „Gehören nicht In diß Register". Die sittliche Entrüstung über den Fall und besonders darüber, daß er sie trotzdem in das Register eintragen mußte, scheint so stark zu sein, daß er sogar das Wörtchen „In" groß schreibt, ein Schreibfehler, der nie mehr zu finden ist. Bezeichnend ist auch, daß die Namen der Trauzeugen fehlen, wahrscheinlich waren sie alle bloß geringe Leute.

Auch Weißstein bekam in einem Falle den Zorn des Gewaltigen „Valratius Maternus" zu spüren. „Den 4. Sonntag nach Trium Regnum, war der 18. Januarn, ist Stenzel Cunrad, von Weißstein, nachdem er drei Sonntage nacheinander die gantze Predigt durch, vorm Altar gekniet und öffentliche Buß getan, von mir von seinem Ehebruch, so er mit Lena, Peter Nauers zum Weißstein Tochter, als seiner Dienstmagd, das Jar zuvor, ehe ich nach Waldenburg kommen, begangen, öffentlich vor der gantzen Versammlung der Kirchen absolviert und zu einem Mitglied der Geistlichen Kirchen wieder angenommen worden." „Freitags hernach, war der Tag und Fest Maria Reinigung, ist Lehna, Peter Nauers zum Weißstein Tochter, nachdem sie die Predigt durch vorm Altar gekniet und Buß getan, von mir von ihrer Unzucht öffentlich absolviert worden". Nachtrag: „Ist hernach von ihrer Herrschaft zu Weißstein verwiesen worden."

Die Absolution geschah meistens durch Auflegen der Hände auf den Sünder. Aus dem Nachsatz ist auch ersichtlich, welches Interesse die Grundherrschaft (Familie Czettritz) für die Stubenreinheit in ihrem Bereich hatte und wie hart ein gefallenes Mädchen damals bestraft wurde. Den ansässigen Bauern hielt man durch die Kirchenbuße für genug bestraft.

Auf eine Notiz muß noch, mit aller Vorsicht, eingegangen werden. 1592 wird von einer „Schaffnerin im Vorberge" oder auch „Vorwerke" berichtet. Wahrscheinlich handelt es sich um das Gutsvorwerk,[1]) das ungefähr an Stelle der heutigen „Schiffahrt" in Altwasser gestanden hat. Ein Lageplan vom Katasteramt Waldenburg (1722) bringt ganz eindeutig dieses Vorwerk als zu Weiß-

[1]) Das Wohnhaus am Gemeindeamt, das vom Volksmunde als Vorwerk jetzt noch bezeichnet wird, gehörte zur ehemaligen Gerichtsscholtisei.



Evangelische Schule.

stein gehörig. Nach der obigen Notiz würde also die Entstehung Neu-Weißsteins mindestens bis Ende des 16. Jahrhunderts zurückreichen. Ein paarmal sind auch noch Hinweise vorhanden wie: (eine Magd) „wohnt bey ihrem Vater in den neuen Weißsteiner Häusern". Man könnte demnach ohne weiteres das Bestehen Neu-Weißsteins annehmen.

Einige Namen aus Weißsteins Umgebung sind wichtig genug, um der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Grundherr Christoph von Czettritz erscheint mit seiner „hochgeborenen, ehr- und tugendsamen" Tochter Elsbe mehrmals als Taufpate. Als einziger „Schulmeister" wird genannt Hans Hubener (Hübner) in Waldenburg. Pfarrherr in „Salczeborne" ist Thomas Schelnbechius, Scholtes Adam Rindfleisch. Der Waltersdorfer Pfarrherr ist Matthias Hubrimus, der dortige Schulze Caspar Riemer. Der Hermsdorfer Schulze ist Max Püschel, scheinbar Verwandtschaft der Weißsteiner Familie Püschel. Von Seitendorf werden angeführt Michael Langer als Scholtes und Abrahamus Pelargus, der Pfarrherr. Der Liebersdorfer Geistliche ist Baptisto Paulo Müllero, der Dittmannsdorfer Blasius Freudenberg. Die Pastoren standen sich gegenseitig zu Paten, wie aus dem Buche hervorgeht. Daß eine so große Anzahl von evangelischen Geistlichen vorhanden ist, zeugt wiederum dafür, daß die gesamte Gegend lutherisch gesinnt war.

In die Zeit des ersten Kohlenabbaues in Weißstein spielt wieder die Geschichte vom „Weisenstein" hinein.

Der bewußte „Weisenstein" ist roter, norwegischer Granit, also unzweifelhaft ein Findling. Was vor allen Dingen zu beachten ist: er ist nur so groß, daß er nicht bloß heute transportiert werden kann, sondern daß vor vier oder fünf Jahrhunderten auch schon ein Transport mit den damaligen Hilfsmitteln möglich war. Da es ziemlich unwahrscheinlich ist, daß ihn die norwegischen Gletscher in der Eiszeit bis hierher getragen haben, bleibt nur die Annahme übrig, daß er hierher transportiert worden ist.

Warum sollten die ersten Ansiedler den Stein mitgebracht haben? Nur deshalb, um ihrer Neugründung einen Namen geben zu können? Es ist kein Hinweis vorhanden, der diese Annahme rechtfertigte. Nirgends wird auch die Tat-

sache einer Wegemarkierung durch diesen Stein festgestellt, was doch für die Anfangsgeschichte unseres Ortes wichtig gewesen wäre.

Eine andere Ueberlieferung im Volksmunde scheint eher ein Hinweis auf die Geschichte dieses Steins zu geben. Wer den alten Weg vom heutigen Bahnhof Bad Salzbrunn nach Adelsbach geht, der auf der Höhe hinter dem Bahnhof rechtwinklig von der Chaussee abführt, der wird wohl selten noch den Namen „Kohlensteig" wissen, der nur noch im Gedächtnis unserer Alten aufbewahrt zu sein scheint. Bei dem Kohlenreichtum unserer Gegend ist es auffällig, daß nur ein einziger Weg diese Bezeichnung erhalten hat. Die Annahme mag richtig sein, daß sie in die Anfänge des Kohlenbergbaues zurückreicht und sich als geschichtliche Tatsache erhalten hat. Das Wichtigste für uns Weißsteiner ist folgendes: Dieser Weg ist ebenfalls mit zwei roten, norwegischen Granitblöcken markiert, der eine in der Größe wie unser „Weisenstein", der andere kleiner. Kleinere Trümmer von demselben Gestein sind noch verstreut auf dem Wege zu finden. Das Schicksal dieser Steine und des unsrigen scheint eins zu sein und ebenfalls in die Anfangszeit des Bergbaues zurückzureichen.

Im 16. Jahrhundert saß in Adelsbach eine Linie der Familie Czettritz, Weißstein war im Besitz der Czettritze von Neuhaus. Außerdem besaßen die Adelsbacher noch den Hochwald und Gottesberg. Die Grenze zwischen beiden Besitztümern ging hart an Weißstein vom Nieder- zum Oberdorf entlang, griff sogar auf den jetzigen „Grünen Weg" Weißstein hinein. Die Trennung dieser Gebiete, die 1493 erfolgte, ist jetzt noch gültig, wir haben noch den Amtsbezirk Hochwald, der jeweilige Hegemeister ist gleichzeitig Amtvorsteher des Bezirks Hochwald. Wenn die Adelsbacher Czettritze zum Hochwald oder gar nach Gottesberg wollten, mußten sie unbedingt den „Kohlensteig" entlang und gingen über Weißstein. Ob der Weg über das spätere Konradsthal (das 1708 erst gegründet wurde) schon bestand, ist fraglich, und wenn er wirklich schon angelegt war, dann führte er sicher nicht an der Westseite des Hochwaldes weiter nach Gottesberg. Spätere Lagepläne weisen darauf hin, daß an der Ostseite die wichtigen Wege nach Gottesberg angelegt waren.

Demnach erscheint die Vermutung gerechtfertigt, daß die beiden Steine am Kohlensteig und unser Stein den Verbindungsweg von Adelsbach nach Gottesberg bezeichneten. Unser Stein war insofern wichtig, weil er an der Stelle lag, wo sich die beiden Wege nach Hermsdorf und nach Gottesberg (an der heutigen Glashütte vorbei) rechtwinkelig trennten. Bis vor kurzer Zeit lag ja der Stein noch an der betreffenden Stelle an der evangelischen Kirche. Als der Weißsteiner Bergbau lohnender wurde, und die Bauern mit ihren Gespannen die Kohle in Nachbarorte fuhren, benutzten sie eben die mit den drei (oder mehr) Steinen markierte Straße. Daraus ist der Name „Kohlensteig" zu erklären. Zwei Meinungen über unseren Weisenstein sind also abzuwägen. Ist er zur Gründungszeit schon hierher gebracht worden? Dafür sprechen die Tatsachen, daß Adelsbach bereits 1290 erwähnt wird, Weißstein erst 1305. Die Siedelung kann also von Adelsbach zu uns vorgedrungen sein, der Weg durch die Waldwüste wurde durch die fremden, auffälligen Findlinge gekennzeichnet. Für die Annahme spräche noch der alte Name unseres Ortes (Wissenstein).

Für die andere Annahme, daß die Steine erst zur Zeit des Kohlenbergbaues als Markierungssteine in Geltung kamen, sprechen ebenfalls zwei geschichtliche Tatsachen: Die Abgrenzung des Besitzes innerhalb der Familie Czettritz und der Name Kohlensteig.

Da jeder Weißsteiner schließlich erst befriedigt sein kann, wenn ihm nicht zwei Fragen, sondern statt dessen eine Lösung vorgelegt wird, so möge man eine Vereinigung beider Meinungen gestatten.

Die ersten Ansiedler brachten diesen vielumstrittenen Stein, falls er noch nicht hier lag, als Schlußpunkt der langen Wegezeile von Adelsbach nach Weißstein mit und nannten ihren Ort eben nach den Steinweisern an dieser Straße. Der Ortsname blieb als geschichtliche Tatsache bestehen, alle übrigen Umstände für die Benennung entschwanden dem Gedächtnis des Volkes. Das 16. Jahrhundert fand die Straße vor, die Erinnerung an diese alte „Steinweiserstraße" wurde wieder wach, da sie jetzt wieder mehr benutzt wurde als vorher (Kohlenfuhren), und sie erhielt den Namen Kohlensteig. Gleichzeitig dienten die Steine wieder zur Markierung der Grenze zwischen der Adelsbacher und Waldenburger

Herrschaft. Dafür spricht auch noch die Tatsache, daß Hermsdorf ebenfalls seinen „weißen Stein“ (vielleicht Findling) besaß, der im Jahre 1736 noch genannt wird.[1])

Wir blicken noch einmal auf den geschauten Zeitabschnitt zurück. Weißstein erreichte nach den Unruhen der Hussitenkriege und der Raubritterzeit seine erste Blüte. Es zählte zu den reichsten Dörfern der nächsten Umgebung, wie aus verschiedenen Urkunden hervorgeht. Holzfällerei und Holzbearbeitung sind Erwerbszweige der Bevölkerung. Die Anlage einer Getreidemühle läßt auf reichliche Anbauflächen für Körnerfrüchte schließen. Das Ansehen der Weißsteiner Bevölkerung wird weiter gehoben durch Ausbeutung der ersten Kohlengruben. Mit dem gehobenen Selbstbewußtsein der Weißsteiner ist ohne weiteres vereinbar die Annahme der lutherischen Lehre, die auf geistigem Gebiete Freiheit zu bringen schien.

---

[1]) St. A. Ortsakten Hermsdorf, Bekenntnis-Spezifikalien.

V. Weißstein vom Ausbruch des 30 jährigen Krieges bis zur Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen (1740).

1. Weißstein im 30 jährigen Kriege.

Das schwärzeste Kapitel der deutschen Geschichte ist auch die Zeit unbeschreiblichen Elends für unsere Heimat. Sahen wir an der Geschichte Weißsteins vom Zeitpunkt seiner Gründung an die vielerlei Widerstände, die sich einer freien Entwickelung unseres Dorfes entgegenstellten, so erleben wir durch diesen fürchterlichen Religionskrieg den vollkommenen Niedergang. Die Raubgesellen des 14. Jahrhunderts waren durch die eigene Kraft des seßhaften Bauern überwunden worden. (Burnpfennig 1347.) Die Hussitenkriege rauschten vorüber ohne allzugroßen Schaden für unsere Heimat, die darauffolgende Raubritterzeit sah den mit der Scholle verwachsenen Bauern wiederum in kraftvoller Abwehr. Den wirtschaftlichen Druck der Grundherren, der schon im 15. Jahrhundert mit Heftigkeit einsetzte und sich von Jahrhundert zu Jahrhundert bis zur Unerträglichkeit steigerte, ertrug das Volk mit einer Zähigkeit sondergleichen und kämpfte dabei noch einen stillen Kampf um die letzten Rechte innerhalb seiner Dorfflur. Der dreißigjährige Krieg brach dem gesamten deutschen Volke das Rückgrat, auch die letzten Freien und Stolzen wurden zu Sklaven herabgedrückt.

Schon die Zeit vor Ausbruch des Krieges bedeutete einen Raubzug auf den Wohlstand des deutschen Volkes, wie wir ihn durch die Inflation der Jahre 1920/23 kennen gelernt haben. Um 1600 war es das Vorrecht einzelner Städte, die die „Münze“ [1]) erworben hatten, Geld zu prägen. Daneben betrieben auch noch die schlesischen Herzöge die Münzprägung. Diese waren die ersten, die an-

[1]) Der Landesherr verkaufte oft gegen hohe Entschädigung an reiche Städte das Recht, Münzen zu schlagen, ohne aber selbst das Recht der Münzprägung aufzugeben.

fingen, das Land mit schlechtem Gelde direkt zu überschwemmen. Andere Münzmeister wollten natürlich ihren fürstlichen Kollegen den Verdienst nicht allein überlassen und prägten ebenfalls schlechtes Geld. Die Folge davon, daß viel schlechtes Geld umlief und das gute zurückgehalten wurde, war eine sprunghafte Verteuerung aller Waren. Der Kaufmann rechnete nicht mehr nach dem Nennwert der Münzen, sondern nach ihrem tatsächlichen Geld- oder Silberwert. An einer Tabelle ist das Sinken des Goldwertes am Besten ersichtlich.[1])

1594 galt der Reichstaler (gutes Geld) 36 Groschen
1607 galt der Reichstaler (gutes Geld) 40 Groschen
1619 galt der Reichstaler (gutes Geld) 50 Groschen
1620 galt der Reichstaler (gutes Geld) 75 Groschen
1621 galt der Reichstaler (gutes Geld) 4 Taler (schlechtes Geld)
1622 galt der Reichstaler (gutes Geld) 12 Taler (schlechtes Geld)
1623 galt der Reichstaler (gutes Geld) 18 Taler (schlechtes Geld)
1624 galt der Reichstaler (gutes Geld) 20 Taler (schlechtes Geld)

So rasch, wie einerseits der Geldwert fiel, stiegen andererseits die Preise für die Waren. Sie erreichten in den ersten Kriegsjahren das zwanzigfache der Vorkriegspreise, eine Erscheinung, die wir zu würdigen wissen. Am schlimmsten wurden die Münzwirren bei Ausbruch des Krieges, wie an der Tabelle ersichtlich ist. Zur Verschlimmerung trugen noch bei die Falschmünzer, die „Wipper und Kipper". Diese Leute betrieben ihr Handwerk oft in demselben Umfange wie die fürstlichen Falschmünzerwerkstätten. Sie beschäftigten eine Menge Leute mit dem Prägen der falschen Münzen, noch mehr aber mit deren Handel. Die Leidenden waren alle diejenigen, die kein falsches Geld prägen konnten. Auf diese Weise war bereits der Teil des Volkes, der sein Guthaben in Geld angelegt hatte, um 19/20 seines Besitztums durch gewissenlose Fürsten, Städte und durch die Falschmünzer beraubt. Sonderbar berührt uns eine Nachricht, daß trotz dieser Geldnöte niemand Mangel gelitten habe.[2]) 1624 kam das Stabilisierungsedikt, das

[1]) Vogt, Wüstegiersdorf und Umgebung.
[2]) Würffel, Freiburgs Chronik.

einen Stillstand in diese Inflation brachte. Der Taler wurde auf 45 Groschen altes Geld zurückgesetzt.

Der Anlaß zu dem entsetzlichen Kriege lag darin, daß sich Protestanten und Katholiken nicht vertragen konnten. Die Gegensätze zwischen dem evangelischen Norden und dem katholischen Süden Deutschlands waren gleichzeitig politische Gegensätze zwischen dem Kaiser und seinen Fürsten, die dauernd in Kompetenzstreitigkeiten lagen. Da die entschiedensten Protestanten in Böhmen saßen, hoben dort die gefährlichsten Unruhen an, die zum blutigen Austrag mit den Waffen führten. Durch einen Majestätsbrief von 1609 hatte Kaiser Rudolf II. den Bewohnern Böhmens völlige Religionsfreiheit zugesichert. Nicht aus Toleranz war der Brief gegeben (der Kaiser war von Jesuiten erzogen), sondern um Böhmen für sich zu gewinnen, da ihm sein Bruder das Erbe streitig machte. 1612 starb Rudolf II. machtlos in Prag und sein Bruder wurde Kaiser. Während dessen Regierungszeit schloß plötzlich der Abt von Braunau die dortige protestantische Kirche, und eine andere in Klostergrab wurde niedergerissen. Diese Ungerechtigkeit empörte den protestantischen Teil der Bevölkerung, 1618 kam es zu einem Aufstand in Prag, an dessen Spitze Graf Matthias von Thurn stand. Die kaiserlichen Statthalter Martiniz und Slawata, die man als die Schuldigen ansah, wurden samt ihrem Geheimschreiber Fabricius aus den Fenstern der kaiserlichen Burg in Prag hinausgeworfen, fielen auf einen Komposthaufen und kamen mit dem Leben davon. Die Aufständischen übertrugen die Regierung Böhmens an 30 Direktoren. Graf Thurn zog 1619 mit einem Heere gegen Wien. Matthias starb, sein Vetter, der erzkatholische Ferdinand von Steiermark, auch von Jesuiten erzogen und beraten, ward sein Nachfolger. Die Böhmen setzten ihn als König ihres Landes sofort ab und wählten dafür den jungen Friedrich V. von der Pfalz. In dem folgenden Kampfe um Böhmen (1620) erleidet dieser eine schwere Niederlage in der Schlacht am „Weißen Berge" bei Prag. Er flieht nach Holland; Böhmen geht verloren. Ein furchtbares Strafgericht setzt über die Aufrührer ein. Viele werden hingerichtet, ihre Güter eingezogen, ein Teil rettet sich durch Flucht. Der Protestantismus wird mit Stumpf und Stiel ausgerottet, die Protestanten fliehen, einige in unsere Gegend.

Mit Besorgnis schauten die Bewohner unserer Heimat auf die Vorgänge in der nächsten Nachbarschaft. Der Schrecken eines kommenden Krieges überfiel auch sie. Für Böhmen war die Sache des Protestantismus verloren. Das nächste Ziel Kaiser Ferdinands war, auch Schlesien, das mit den Protestanten gegen ihn gekämpft hatte, wieder vollkommen zu katholisieren. Im Bunde mit dem protestantischen Kurfürsten von Sachsen, der aus persönlicher Feindschaft gegen Friedrich V. von der Pfalz die Einheitsfront der Protestanten gebrochen hatte, war Ferdinands Sieg über die Böhmen möglich geworden. Das Hilfsheer[1]) der Schlesier war am Weißen Berge mit geschlagen worden. Dem Kaiser lag zunächst daran, das ihm feindliche Schlesien durch Verhandlungen wieder für sich zu gewinnen. Er übertrug dem Kurfürsten von Sachsen die Verhandlungen, die zum Dresdener Akkord 1621 führten. Darin mußte Schlesien den Kaiser wieder als Herrn anerkennen und 300 000 Gulden zahlen, erhielt dafür aber volle Verzeihung des Kaisers, Bestätigung sämtlicher Rechte und die Glaubensfreiheit zugesichert. Schlesien war somit zunächst gerettet. Der Kaiser aber gab seinen Plan nicht auf, Schlesien wieder katholisch zu machen. Um die schlesischen Ständeversammlungen in seinem Sinne zu beeinflussen, verlieh er die Erbfürstentümer Schweidnitz-Jauer seinem Sohne, dem späteren Kaiser Ferdinand III.; Jägerndorf und Teschen, das dem Markgrafen Joh. Georg weggenommen wurde, erhielt der Fürst von Lichtenstein, ein Günstling des Kaisers. Dadurch wurde eine katholische Mehrheit innerhalb der Schlesischen Stände geschaffen.

---

[1]) Die Fürsten und Stände in Ober- und Niederschlesien hatten sich gegen die Angriffe des Kaisers zu einem „Defensionswergk" (Verteidigungswerk) entschlossen, das bestand:

1. Ufm Soldaten zu Roß und Fuß undt denen dazue gehörigem Befehligshabern,
2. uf allerley vorrath zum Krige am Geschütz und zugehör, am Bau- und Schanzzeug, an der Bewehrung und nötigen wapfen,
3. uf sicher- oder verwahrung der grenzen und Pässe, -
4. uf zuvorlessigen Mitteln zue Gelde.

Heerführer waren Herzog Joh. Christian von Brieg und Markgraf Joh. Georg von Jägerndorf. Der Kaiser verband sich noch mit dem König von Polen, so daß Schlesien jetzt zwischen drei Feinden stand. Die Polen verwüsteten 1619 und 1620 Oberschlesien aufs grausamste, gegen den Kurfürsten von Sachsen waren die Schlesier erfolglos, und der Kaiser schlug ihr Hilfsheer am Weißen Berge.

Im Jahre 1622 lernten die Bewohner Weißsteins das erste Mal die Greuel des Krieges kennen. Das polnische Hilfsheer, das dem Kaiser die Schlacht am Weißen Berge hatte gewinnen helfen, war von ihm entlassen worden und kehrte im November nach Polen zurück. Der Rückmarsch ging durch die Erbfürstentümer Schweidnitz-Jauer. Das evangelische Schlesien war den „Polacken" besonders verhaßt, und von Friedland an hausten sie unerhört in Städten und Dörfern. „Die Banden[1]) marterten die Einwohner, knebelten und rüttelten sie, daß ihnen die Augen zum Kopfe heraustraten, schändeten Weiber und Mädchen, erschossen die Leute auf den Feldern und mißhandelten besonders die Pfarrer" (evangel. Geistlichen). Zum ersten Male mußten die Bauern die großen Bergwälder als Zufluchtsorte gebrauchen.

Weißstein war bei Beginn des Krieges ein stattliches Bauerndorf. Die Kontributionsausschreibungen 1619[2]) zählen bereits 31 Bauern und 29 Freigärtner und Auenhäusler. Rechnen wir die Ehefrauen dazu, auf jedes Ehepaar durchschnittlich zwei Kinder, ferner noch die Hofeleute und Hausgenossen (zu Miete wohnenden Leute) dann dürfte eine Gesamtbevölkerungszahl von 300 Einwohnern nicht zu hoch gegriffen sein. Weißstein (und Hermsdorf) waren zu jener Zeit im Gegensatz zu den meisten dürftigen Dörfern unseres Gebirges besser gestellte Ortschaften. Der Grund dazu lag in der Erschließung der Steinkohlenflöze. Kohlenabbau wurde in diesen beiden Ortschaften mehr als in anderen getrieben, so daß sie imstande waren, mehr Menschen zu ernähren als benachbarte Dörfer mit derselben Bodenfläche. Daß solche anerkannt reichen Dörfer von plündernden Soldaten übersehen worden sein sollten, ist nicht anzunehmen, obwohl keine einzige urkundliche Beschreibung über Plünderungen vorhanden ist. Das Jahr 1622 wurde jedenfalls das erste Schreckensjahr für unsere Heimat. Wie den flüchtenden Friedländer Bürgern die Hohe Heide[3]), so wurde den Weißsteiner (und Hermsdorfer) Bauern der Hochwald ein Zufluchtsort.

---

[1]) Werner, Chronik von Friedland S. 120.

[2]) Stadtarchiv Breslau B. 50. 1.

[3]) Ueber 100 Bürger aus Friedland flüchteten 1622 in die Wälder der Hohen Heide. (Werner, Chronik von Friedland S. 121.)

Das Jahr 1624 brachte unserer Gegend eine „grauenvolle Seuche“, die vielen Bewohnern das Leben kostete. Die geringen sanitären Hilfsmittel waren wirkungslos, da immer neu durchziehende Truppen neue Ansteckung brachten.[1])

1625 tritt der große Mann des Dreißigjährigen Krieges auf den Plan: Wallenstein. War vorher der Kaiser mit den Schlesiern vorsichtig umgegangen, um sie nicht unnötig wieder zu seinen Feinden zu machen, so schritt er desto energischer ein, nachdem Wallenstein das Kriegsglück auf Seite des Kaisers gebannt hatte. Noch 1626 verspricht Ferdinand III. den schlesischen Ständen, daß er „das Land möglichst zu verschonen gnädigst geneigt sei“.[2]) Aber schon Ende des Jahres bezog Wallenstein mit 30 000 Mann Mittel- und Niederschlesien als Winterquartier. Dieser Feldherr stand auf dem Standpunkte, daß der Krieg den Krieg ernähre, daß also der Unterhalt seiner Truppen aus dem jeweilig besetzten Landesteil herausgepreßt werden müßte. Dazu stelle man sich noch die wilden Horden vor, die als Kriegsvölker seiner apostolischen Majestät angesprochen werden sollten. Halbwilde Slaven vom Balkan, Barbaren aus den Steppen Rußlands, deutsche Bauern und Bürger, denen der Krieg bereits Hab und Gut entrissen hatte, und die nun ihrerseits auf Raub ausgingen, sonstige entwurzelte Existenzen aus allen Ländern Europas, die Wallensteins Name angelockt hatte, diese Räuberbanden unter die Parole: Der Krieg ernährt den Krieg! gestellt, und wir wissen, wie das Land, auf das sie losgelassen, nach ihren Raubzügen aussehen mußte. Sieben Monate lang lagen Wallensteins Horden auch in unserer Gegend, sieben Monate lang plagten sie das dem Kaiser gehörige Land wie ein feindliches. Die Fürsten und Stände richteten ein bewegliches Klageschreiben an den Kurfürsten von Sachsen, den Verbündeten des Kaisers. Das Land sei nicht nur von Soldaten überschwemmt, sondern jeder Soldat lebe nach seinem Gefallen und begnüge sich nicht nur mit Quartier und Unterhalt. Ungeheuer waren die Lasten, die jedes einzelne Dorf zu tragen hatte. Ein großer Teil der Bauern stand 1627 ohne

---

[1]) Die an der Seuche Gestorbenen wurden nicht auf den Kirchhof begraben, sondern auf Wiesen und Feldern, in Waldenburg auf der städtischen Aue. (Auenstraße.)

[2]) Staats-Archiv rep. 39. VII. 7 a.

Frühjahrsaussaat da, verließ sein Hab und Gut und ging in die Wälder, um dort ein kümmerliches Dasein zu fristen und allmählich zum Räuberhandwerk überzugehen.

Unsägliches Elend und eine zermürbte Bevölkerung blieben zurück, als Wallenstein im Sommer 1627 abrückte. Da schien für den Landeshauptmann, den fanatischen Katholiken Heinrich von Bibran und Modlau, die Zeit gekommen, um die Fürstentümer wieder zu katholisieren. Zunächst versuchte er Hans Heinrich, den Grafen von Hochberg auf Fürstenstein, aus seinem Besitze zu verdrängen und damit einen der aufrechtesten Protestanten unschädlich zu machen. Das gelang ihm nicht. Darauf setzte die gewaltsame Ausrottung des evangelischen Glaubens ein. 3000 Lichtensteiner Dragoner, die berüchtigten „Seligmacher", wurden zunächst auf die „Königlichen Städte" (Schweidnitz, Jauer, Löwenberg, Bunzlau, Striegau und Reichenbach) losgelassen. Mit Feuer und Schwert begannen sie die Evangelischen zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuholen. Berühmt geworden ist die Bekehrung von Schweidnitz.[1]) Am 17. Januar 1629 kam ein kaiserlicher Oberst mit seinem Gefolge dorthin und begehrte ein Frühstück. Nach und nach langten seine Soldaten vor Schweidnitz an. Die Bürger verwehrten ihnen den Einmarsch. Da schwur der Oberst, die halberfrorenen Soldaten würden keinem ein Leid tun, man solle ihnen nur Nachtquartier geben, am andern Tage würden sie weiter ziehen. Die mitleidigen Schweidnitzer öffneten die Tore, die Lichtensteiner drängten herein, verstreuten sich in den Straßen und begannen sofort zu plündern. Ratsleute und protestantische Geistliche wurden am ärgsten behandelt. Der Pastor in der Pfarrkirche wurde gezwungen, mit Frau und Kind vor den Soldaten während andauernder Mißhandlungen zu tanzen. Jeder Bürger bekam große Einquartierung, der evangel. Bürgermeister z. B. 100 Lichtensteiner. Anfangs lockte man die Bürger zur Herausgabe größerer Geldbeträge, indem man ihnen freistellte, sich von der Einquartierung loszukaufen. Trotzdem kamen hinterher eine große Menge Soldaten ins Haus. In den Gasthäusern verlangten sie die beste Bewirtung, führten dann die Wirte zu den Kaufleuten und zwangen sie, die Waren zu bezahlen, die sie sich nahmen. Als die Bürger

[1]) Werner, Chronik v. Fr.

genug ausgeplündert waren, begann die eigentliche Bekehrung. Der evangelische Geistliche mußte Schweidnitz verlassen. Nur derjenige wurde von den Lichtensteinern verschont, der sich bei den Dominikanern den Beichtzettel holte und damit zu erkennen gab, daß er katholisch geworden sei. Die Ratsleute und Schöppen mußten ferner einen Revers unterschreiben, worin sie bescheinigten, daß sie bisher in Irrtum und Finsternis der Religion gelebt und sich jetzt freiwillig und ungezwungen zur römisch-katholischen Kirche bekehrt hätten.

Vor diesen Gewalttaten blieben zunächst die untertänigen Städte Waldenburg und Freiburg verschont. Auch alle Dörfer, die einer Herrschaft angehörten, konnten ihrem evangelischen Glauben weiter anhangen, da die Herrschaft die Religion bestimmte, so daß unsere Dörfer vor den „Seligmachern" bewahrt blieben. Allerdings ließ Freiherr von Bibran 1629 eine Verordnung los, in der den evangelischen Geistlichen, Prädikanten genannt, das Lästern und Schreien von der Kanzel gegen die katholische Kirche untersagt wird. Auch wurde streng der Gesang verboten: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steu'r des Papstes und der Türken Mord". Da aber das Land fast rein evangelisch war[1]) und die Gutsherrschaften die treuesten Anhänger des Protestantismus stellten, hatten solche Verbote zunächst keinen Erfolg.

Im Jahre 1629 wird nach dem Tode des bisherigen Besitzers Diprand von Czettritz das Besitztum der Familie neu aufgeteilt. Seine Witwe Elisabeth erhält die Güter Waldenburg und Weißstein. Als Kuriosum kann erwähnt werden, daß Diprand der Vater von 19 Kindern war, die aber nicht alle lebten.[2])

In demselben Jahre erstickte der Kohlengräber Melchior Schmier am Steinkohlendampfe. Es handelt sich wahrscheinlich um einen Kohlensäureausbruch. Diese Nachricht[3]) weist darauf hin, daß die Weißsteiner Bewohner wieder ihrem friedlichen Gewerbe nachgingen und die Zeit von 1627 an bereits zum Aufbau des Zerstörten benutzten. Wenn wir uns auch vorstellen müssen, daß dieses oder jenes

---

[1]) Waldenburg hatte nur 4 katholische Familien, Schweidnitz 16, Striegau 9, Jauer 7, Landeshut 8.

[2]) Die Familiengeschichte der Czettritze.

[3]) Schrodt, Chronik von Waldenburg.

Bauerngut wüst gelegen hat, und daß man an sehr vielen Häusern die Spuren des Krieges eingezeichnet sah, so war doch das Schlimmste noch nicht hereingebrochen.

Das Jahr 1629 bildete auch einen bedeutenden Abschnitt in der Geschichte des Krieges überhaupt. Der siegreiche Wallenstein zwang den Dänenkönig, auch ein Gegner des Kaisers, zum Frieden von Lübeck. Dadurch war der Kaiser einen starken Gegner los, er wandte seine Aufmerksamkeit den inneren Fragen des Landes zu, besonders der Ausrottung des Protestantismus. Einen General wie Wallenstein zur Seite, konnte er es schon wagen, schonungslos vorzugehen. Der Protestantismus schien im ganzen Reiche verloren zu sein. Da verhalfen ihm unbewußt die katholischen Fürsten zum weiteren Bestehen, indem sie 1630 Wallensteins Absetzung vom Kaiser erzwangen. Als Grund führten sie an: Wallensteins Soldaten ließen sich Grausamkeiten und Erpressungen gegen evangelische und auch katholische Untertanen zuschulden kommen. In Wirklichkeit war es Neid auf den Feldherrn Wallenstein und Angst vor der bedrohlich wachsenden Macht des Kaisers, die die ihre beschneiden konnte.

Zu gleicher Zeit kam aus dem hohen Norden Schwedenkönig Gustav Adolf als Retter des Protestantismus. Zunächst schienen die Greuel eines neuen Krieges unsrer Heimat fern bleiben zu wollen. Gustav Adolf drang siegreich nach Süddeutschland vor.

Der abgesetzte Wallenstein wurde vom Kaiser aufs neue zum unbeschränkten Oberbefehlshaber über alle kaiserlichen Truppen berufen. In der Schlacht bei Lützen 1632 erfüllte sich Gustav Adolfs Schicksal. Er schlägt Wallenstein, fällt aber selbst in der Schlacht.

Dasselbe Jahr bringt die Einleitung zu den großen Leiden, die fast ununterbrochen bis Ende des Krieges anhalten. Die Sachsen und Brandenburger, Gustav Adolfs Verbündete, drangen in Schlesien ein. Zur Abwehr kamen aus Böhmen kaiserliche Regimenter, die längere Zeit in unserer Gegend liegen blieben. Besonders Donnerau, Wüstegiersdorf und Rudolfswaldau erhielten starke Einquartierung. Reimswaldau, Steinau, Steingrund und Lehmwasser wurden von den Kaiserlichen völlig ausgeplündert und teilweise niedergebrannt.[1])

---

[1]) P. Kerber, Fürstenstein.

Dasselbe Schicksal erlitt Weißstein. Viele der Bauern flüchteten in die undurchdringlichen Wälder des Hochwaldes, um auf einer unbekannten Bergwiese ihr weniges gerettetes Vieh unterzubringen und solange im Versteck zu bleiben, bis die Soldaten wieder abgezogen seien.

1633 bitten die wenigen Weißsteiner Bauern (auch die Hermsdorfer und das Städtlein Waldenburg) die Erbfrau von Czettritz um ihre Vermittelung. Der schwedische Oberst Duval, der mit 12 000 Schweden in unsere Heimat eingerückt war, verlangte zu den bisherigen Abgaben immer neue. Trotzdem die meisten Häuser leer standen und nichts zu erheben war, blieb Duval bei seinen Forderungen[1]).

Im selben Jahre drangen die Kaiserlichen wieder vor, plünderten in unerhörter Weise die Gebirgsdörfer aus, und schwedische und wallensteinsche Streifkorps beraubten die Umgegend ihrer letzten Lebensmittel. Bei Donnerau lagen 4 Regimenter kaiserliche Infanterie und 5000 Reiter. In 14 Tagen hatten sie „das ganze Dorf so ausgeleert, also daß nach deren Abzuge nicht das Geringste an Vorrat mehr vorhanden gewesen und der Verlust an allerlei Gerät, Getreide und Feldfrüchten sehr groß gewesen.“[2]) Freiburg wurde unter grauenvollen Untaten von Kroaten geplündert, Gottesberg halb eingeäschert, Wüstegiersdorf geplündert und angezündet. Friedland blieb 14 Wochen lang unbewohnt, da die Bewohner sich vor Angst nicht in die Stadt zurückwagten, und in dieser Weise könnte der Bericht über die Ortschaften unserer Gegend fortgesetzt werden. Eine grauenhafte Pest, die durch Verwesung der zahlreichen unbeerdigten Leichen entstand, raffte den größten Teil der noch lebenden Bevölkerung hinweg. In Waldenburg starben 126 Personen, in Freiburg sogar 1400. Die Leichen wurden vielfach von verwilderten Hunden verschleppt. Was also nicht durch Folter und Mißhandlung, den berühmten Schwedentrunk oder Hunger den Tod gefunden hatte, das starb jetzt durch die Pest.

Die Grundherren hatten sich in diesen wüsten Kriegsjahren durch Flucht allen Mühseligkeiten entzogen. Der Graf von Hochberg lebte im polnischen Städt-

---

[1]) Pflug, Chronik von Waldenburg.

[2]) Vogt, Aus vergangenen Tagen Wüstegiersdorfs.

chen Kozmin. Da sie dadurch aller Pflichten und Lasten ledig blieben, forderte der Landeshauptmann die „gepflüchteten Landsassen“ zur Rückkehr auf: „Ich wollte geruhen, sie die abwesenden ihre Schuldigkeit zu erinnern, . . . in diese Fürstentümer zu ihrem Vermögen, Haus und Hoff, Grund und Boden einzustellen, kräftiglich befehlen binnen 14 Tagen“.[1]) Im Weigerungsfalle wurde Einziehung der Güter angedroht. Deshalb sehen wir 1636 den Grafen von Hochberg wieder auf Fürstenstein.

Von 1635—38 erlebten die Dörfer des Gebirges wieder einigermaßen ruhige Zeiten. Aber diese Ruhe war ein trauriger Trost, wenn man bedenkt, daß sie durch die Hingabe von Hab und Gut aller Bewohner und mit dem Leben vieler bezahlt worden war. Es gab ganz einfach nichts mehr in unseren Dörfern zu holen, daher blieben sie von den Unmenschen, die Soldaten genannt wurden, verschont.

Desto rührender ist zu lesen, daß die Weißsteiner Bauern diese kurze Spanne Zeit schon wieder benutzt hatten, um neue Werte zu schaffen. Ackerbestellung war nahezu unmöglich, da das gesamte Zugvieh fehlte und in vielen Ortschaften nicht mehr ein Körnchen Aussaat vorhanden war.[2]) Vogt berichtet nach einer alten handschriftlichen Chronik, daß z. B. 1636 in Langwaltersdorf von 27 Bauern 13 Gärtner- und 8 Häuslerstellen nur 17 Stellen bewohnt seien, statt 21 Maltern Friedensaussaat nur noch 6½ Scheffel gesät würden. Von 61 Kühen waren nur noch 4, von 22 Pferden keins übrig. Diese Notiz läßt uns Schlüsse ziehen auf Weißsteiner Verhältnisse. Zur näheren Beleuchtung mögen noch die Zahlen von Ober- und Nieder-Salzbrunn zusammen genannt werden.

Friedensstand: 50 Bauern und 64 Gärtner- und Häuslerstellen.

Friedensaussaat: 130 Malter, Viehstand 200 Kühe und reichlich Pferde. 1636 sind von den 114 Stellen nur noch 50 bewohnt, ausgesät werden bloß 36¼ Scheffel, Kühe sind noch vorhanden 9 und Pferde 7.[3]) Da scheinen sich die Weiß-

---

[1]) St. A. Rep. 39. F. Schw. = 7 7. 7 a.

[2]) Der Graf von Hochberg klagt, daß in Fürstenstein nicht eine Klaue Vieh übrig geblieben, noch etwas in zwei Jahren gesät worden sei. (Vogt, Wüstegiersdorf.)

[3]) Verzeichnis der Grundherrschaft Fürstenstein ans k . . k . . Amt eingereicht 1636 St. A. Rep. 135, E. 86 a. Weißstein nicht dabei, da der Familie Czettritz gehörig.

steiner mit besonderer Sorgfalt dem Kohlenabbau zugewandt zu haben. 1638 berichtet eine kurze Notiz, daß der Bergmann Hans Stephan 40 Fuß tief in die Kohlengrube gestürzt sei. Die Kohlenbauern drangen also schon damals in die achtbare Tiefe von 12—15 Meter vor. Es ist kaum anzunehmen, daß es sich um eine regelrechte Schachtanlage im heutigen Sinne handelt. Der Bergmann stieg auf Leitern von Absatz zu Absatz tiefer in die Grube, und die Kohle wurde mit einfachen Winden an die Oberfläche gezogen. Auffällig bleibt aber trotzdem die Tatsache, daß man bereits in solche Tiefen vordrang und das zu einer Zeit, da die Sorge für ein Stückchen Getreidefeld größer sein mußte als für eine ganze Kohlengrube. Der Kohlenbergbau scheint demnach eine bedeutendere Rolle gespielt zu haben, als wir für die damalige Zeit annehmen. Die Gründe dazu liegen klar. Eine Folge des verheerenden Krieges ist bestimmt die Verwüstung großer Wälder gewesen. Die lagernden Heereshaufen griffen immer die nächsten Waldbestände an und verbrauchten nur das, was sich am bequemsten zum Lager bringen ließ. Für unsere Gegend können wir annehmen, daß nur auf den Bergen der Wald unbeschädigt blieb.[1]) Holz war also in dieser Zeit schwerer zu beschaffen als die Kohle. Denn der Graf von Hochberg klagt 1636 darüber, daß der Holzertrag aus allen seinen Waldungen kaum 100 Taler betrage gegen 4000 Taler in Friedenszeiten.[2]) Deshalb mögen Weißsteiner Bewohner, die Mut genug hatten, sich aus ihren Waldverstecken hervorzuwagen, den Kohlenabbau als besten Erwerbszweig ergriffen haben. Als Abnehmer für Kohle kommen die naheliegenden Städte in Betracht und besonders die Waffenschmieden, die damals in hohem Ansehen standen und durch kaiserliche Verfügung 1640 geschützt wurden. „Bei den Herrschaften und Geistlichen sollen keine Soldaten einquartiert werden, auch nicht in Schmieden und Mühlen.[3])

Die Kriegsgefahr rückte 1638 wieder nahe an unsere Heimat heran. Im Frühjahr 1639 besiegten die Schweden die kaiserlichen Truppen in der Lausitz und

---

[1]) Urkundliche Bestätigungen über Waldverwüstungen liegen erst aus dem siebenjährigen Kriege vor. (Freiburger Chronik von Würffel.)

[2]) Vogt, Wüstegiersdorf.

[3]) St. A. Rep. 39. S. J. 7. 3 a. Bl. 67.

drangen in zwei Heeressäulen über Görlitz und Glatz nach Böhmen ein. Das Waldenburger Gebiet blieb zunächst verschont, mußte aber große Mengen kaiserlicher Truppen zur Verteidigung aufnehmen. Auch über eigene Verteidigungsmaßnahmen gegen die räuberischen Schweden wurde beraten. Von 10 Bauern, 20 Gärtnern und 20 Häuslern sollte je einer ausgerüstet werden, wodurch für die Fürstentümer Schweidnitz-Jauer ein kleines Heer von 89 Mann zu Roß und 533 zu Fuß geschaffen wurde.[1]) Wichtiger ist für uns die Nachricht, daß Friedland, Gottesberg und Waldenburg bei den Beratungen als ganz verwüstet gemeldet werden. Demnach dürfen wir für Weißstein nur das Schlimmste annehmen.

Es klingt uns lächerlich, wenn wir von Verteidigungsmaßnahmen der Dorfbewohner gegen die räuberischen Soldaten hören. Um 1640 halfen sich viele Dörfer unserer Gegend dadurch, daß sie die Dorfeingänge mit Baumstämmen verbarrikadierten. Wenn Vogt meint: „Dies scheint teilweise genützt zu haben, denn der Chronist schreibt: Gott sei Dank der behüte uns weiter!“ so weist er uns auf eine charakteristische Erscheinung jener Zeit hin. Durch den verheerenden Krieg wurden alle Bauern zu einer unlösbaren Notgemeinschaft zusammengeschlossen. Sie waren immer wieder die Leidenden und gingen schließlich, vom Mute der Verzweiflung beseelt, zur Selbstverteidigung über. Sie schlossen sich zusammen gegen die Marodeure vom kaiserlichen und schwedischen Heere, waren aber natürlich nicht imstande, gegen geschlossene Heeresformationen aufzutreten. Nach obiger Nachricht handelt es sich gewiß um erfolgreiche Abwehr von Deserteuren beider Heere, die plündernd durchs Land zogen.

Wirklich der Lächerlichkeit verfallen muß eine Instruktion der Kriegskommission an die Landesbevölkerung.[2]) Darin wird anbefohlen, „fleißige Kundschaft wegen der kommenden Soldaten einzuholen“, was die Bevölkerung aus eigenem Interesse sowieso tat. Von den Bauern, die den marschierenden Heeren als Führer beigegeben wurden, wird verlangt, daß sie „den gradisten Weg, da der ordre hin lautet, führen sollen.“ Völlig unverständlich ist die Forderung,

---

[1]) Pflug, Waldenburg (S. 27).

[2]) St. A. Rep. 39. S. J. 7, 3 a. Bl. 67.

daß „der Marsch nit auf allzu nahe Einquartierung, sondern aufs wenigste auf 3 meil weges einen Tag anzustellen" sei. Auch soll das Getreide den Soldaten nicht unnötig in die Hände gegeben werden. Wenn man bedenkt, daß der Soldat Herr im Lande war, dann beginnt man die Bevölkerung zu verstehen, die, angesichts solcher Verordnungen vom sicheren grünen Tisch aus, vollkommen verzweifelt oder gleichgültig wurde.

Die Jahre 1641/42 brachten für Waldenburg und Umgegend von neuem die Pest. Zwei Drittel der übrig gebliebenen Bevölkerung wurden ihr Opfer.[1]) Trotzdem sollten die Gebirgsdörfer noch neue Lasten aufbringen. Daß aus dem ausgepreßten Lande wirklich nichts mehr herauszuholen war, beweist der Verkauf der Nieder-Salzbrunner Schölzerei 1643.

„Aus wohlbedachtem Mute und reiflicher Erwegung, besonders des jetzigen kümmerlichen Zustandes halber, da die gütter in Ermangelung derer Untertanen" unbebaut stehen, verkauft „Rüttich Strühtig" Hans Heinrich von Hochberg dem Schulzen von Ober-Salzbrunn die Niederschölzerei um 30 Mark, 1648 zu legen.[2]) 1620 galt die Niederschölzerei 1800 Taler, 1624 nur noch 1600 Taler, 1673 wieder 475 Mark. Aus dieser Notiz geht die Verelendung unserer Heimat mit aller Deutlichkeit hervor. Wertvolle Bauerngüter, mit allen möglichen Vorrechten ausgestattet,[3]) konnten nur mit Mühe (im vorliegenden Falle wahrscheinlich durch Zwang) an den Mann gebracht werden.

Die letzten Kriegsjahre vergingen noch unter fürchterlichen Gewalttaten. Bald plünderten die Schweden die wenigen noch bewohnten Häuser, bald suchten kaiserliche Kriegsvölker unsere Dörfer heim. 1642 hauste der schwedische General Torstenson mit seinen zügellosen Soldaten in unserer Heimat, besonders im Weistritztale. 1646 zeigte sich der kaiserliche Oberst Tallard „sehr grausam und feindlich". Die Landleute flüchteten fast alle in die Städte und Wälder mit

---

[1]) „Im Städtel Waldenburg ist nicht der 4. Teil bewohnt." F. Bibl. Manuskr. 238, 2.

[2]) St. A. Rep. 39, S. J. Akten Schölzerey Niedersalzbrunn.

[3]) Die Dorfgerichtsbarkeit war mit dem Scholzengute verknüpft. Der Käufer einer Schölzerei erwarb mit dem Kauf auch das Recht zur Ausübung der Gerichtsbarkeit.

ihrem Vieh und ihren Habseligkeiten.[1]) Man geht nicht fehl in der Annahme, daß die Weißsteiner Bauern zum größten Teil eine kümmerliche Zuflucht in den Wäldern des Hochwaldes fanden und ihr weniges gerettetes Vieh auf schwer zugänglichen Hochwaldwiesen unterbrachten.

1647 sollte jedes Dorf noch einmal sechs Scheffel Getreide liefern. Die Hauptlast der Umlage wurde den Gebirgsdörfern zugeschoben, da von den 189 gänzlich verwüsteten Dörfern der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer die meisten in der Ebene lagen. Aber auch die Gebirgsdörfer waren nicht in der Lage, die Lasten aufzubringen „wegen Mangel des Volkes".[2])

Als 1648 der Friede von Münster und Osnabrück verkündet wurde, wagten die Bauern nur zögernd aus ihren Verstecken hervorzukommen. Das Wort „Friede" war der jüngeren Generation vollkommen unbekannt, ihr bisheriges Leben war nur Mord, Brand und Flucht im Wechsel gewesen. Auch die ältere konnte sich kaum noch der friedlichen Zeiten entsinnen und glaubte nicht mehr daran, daß ein Bauer noch einmal ungestört seinen Acker bestellen könnte. So kam es, daß ein Teil der Leute in den Wäldern zurückblieb und sich künftighin durch Rauben und Morden, meist im Bunde mit entlassenen Soldaten, ernährte.

2. Der Kampf um die Glaubensfreiheit.

Der Friedensschluß brachte für den so arg geplagten Bauernstand keine Ruhe. Der Krieg hatte soviel Gerechtsame verwischt, Besitzrechte fraglich gemacht und vor allen Dingen den Grundherren einen so ungeheuren Machtzuwachs gebracht, daß bis ins 18. Jahrhundert ein teils stiller, teils offener zäher Kampf um die Rechte anhielt.

Die Religionsstreitigkeiten waren durch den Friedensschluß dahin entschieden worden:

1. Die schlesischen Fürsten augsburgischer Konfession in Liegnitz, Brieg und Münsterberg, ebenso die Stadt Breslau, erhalten freie Religionsübung.

[1]) F. A. Akten. B. 8, F. 1.
[2]) St. A. Rep. 39, 2. 1, i.

2. Die Protestanten dürfen drei evangelische Kirchen nämlich bei Schweidnitz, Jauer und Glogau außerhalb der Stadtmauern bauen.
3. Die evangelischen Stände werden nicht gezwungen, ihres Glaubens wegen auszuwandern; der Kaiser aber behält sich vor, in seinen Ländern wieder zu reformieren.

Mit diesem letzten Satze war dem Protestantismus das Todesurteil in den kaiserlichen Ländern gesprochen. Es war vorauszusehen, daß der Kaiser ausschließlich von dem Vorbehalte der Gegenreformation Gebrauch machen würde. In dieser Voraussicht sandten am 11. Dezember 1649 die evangelischen Stände an den Kaiser eine Bittschrift um Gewährung freier Religionsübung ab. „Dieser langwierige Krieg" habe „diese beiden Fürstentümer (Schweidnitz-Jauer), welche vorher an schönen volkreichen Städten, an wohlerbauten nahrhaften Dörfern, an nützlichen Handwerkern, an Handel und Wandel andern Fürstentümern gleich, auch wohl überlegen gewesen" zerstört. „Inizo aber durch des Krieges Gewalt und Flammen, durch die dem Krieg gemeiniglich folgende Pest und Hunger, welche die Untertanen größtenteils entweder durch den Tod dahingerafft oder in andere Länder und Fürstentümer zerstreuet (seien sie) in solche Ein Öde und Verwüstung geraten", daß man den übrig gebliebenen Bewohnern Religionsfreiheit gewähren müsse, „weil die Anwesenden und Abwesenden Bewohner" evangelisch seien. Es würden sich „nicht allein die Treugehorsamsten noch vorhandenen Unterthanen in reparirung der großen Wüsteneyen bestendig, fleißig und eyffrig befinden, sondern auch die anderswohin entwichenen zu Ihren abgebrannten, abgetragenen und eingefallenen Häusern zurückkehren." Diese Bittschrift blieb erfolglos. Dafür aber begann bald die berüchtigte Churschwandtsche Kommission[1]) ihr „Reformationswerk". Mit roher Gewalt kamen diese fanatischen Kreaturen des Kaisers, nahmen protestantisches Eigentum und führten es in Besitz der katholischen Kirche über. Als Ortsgeistliche wurden Jesuitenpater, Angehörige irgend welcher anderen Mönchsorden und auch reguläre katholische Pfarrer eingesetzt. Die bisherigen evangelischen Ortsgeistlichen, die „Prädikanten", mußten

[1]) Der Führer dieser Kommission war der kaiserliche Obristleutnant Churschwandt.

am Tage der Besitzergreifung sofort Haus und Hof verlassen, oder ihre Familie bekam, wenn sie die Churschwandtsche Kommission recht innig bat, drei bis vier Tage Frist zur Räumung. Ihr Eigentum wurde als katholischer Kirchenbesitz erklärt. Ohne vom einseitigen protestantischen Standpunkte aus zu urteilen, muß doch von der rechtlichen Seite aus betont werden, welch himmelschreiendes Unrecht damals in schlesischen Landen geschah. Kein Mensch wußte nach dem verheerenden Kriege mehr Bescheid über die Besitzrechte innerhalb der Dorfflur. Auf der einen Seite stand der Grundherr mit seinem unermeßlichen Machthunger, meist protestantisch gesinnt aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß sein größter und gefährlichster Gegner die katholische Kirche mit eben denselben Machtgelüsten sei. Der Spielball zwischen diesen feindlichen Interessen wurden die Rechte und das Besitztum des Volkes.

Man stelle sich vor, die Churschwandtsche Kommission erscheint in einem Dorfe, eskortiert von den verhaßten Soldaten des Kaisers. Der Dorfschulze, die Schöffen, der Grundherr werden durch kaiserlichen Befehl gezwungen, vor der Kommission zu erscheinen, um Bericht abzugeben über das Kircheneigentum, über Grundbesitz und die Abgaben. Daß die Kommission keine oder unrichtige Angaben erhielt, war vorauszusehen. Deshalb stellte sie dann gewöhnlich selbst das Kircheneigentum und die Abgaben fest. Unter dem Schutze derselben Soldaten, die vielleicht vor Jahren die Dorfkirche geplündert und niedergebrannt hatten, wurden die Bewohner von der Kommission verpflichtet, die zerstörte Kirche wieder aufzubauen und die Pfarrwidmut und -Wohnung zur Aufnahme des verhaßten katholischen Geistlichen herzurichten. Mit ihrer Unterschrift mußten zum Schluß die Dorfältesten das als Recht anerkennen, was ihnen schreiendes Unrecht schien.

Es ist verständlich, daß die Bevölkerung nur mit Ingrimm sich der alleinseligmachenden Kirche wieder verschreiben ließ, ja, daß es stellenweise nur geringer Aufputschung der Grundherren bedurfte, um den Zorn der Bevölkerung zur hellen Empörung anzufachen. Mehr als einmal hat die Churschwandtsche Kommission in großer Gefahr geschwebt, von Haufen wütender Weiber niedergemacht zu werden. In manchen Dörfern trugen die Bewohner kurz vor Eintreffen der

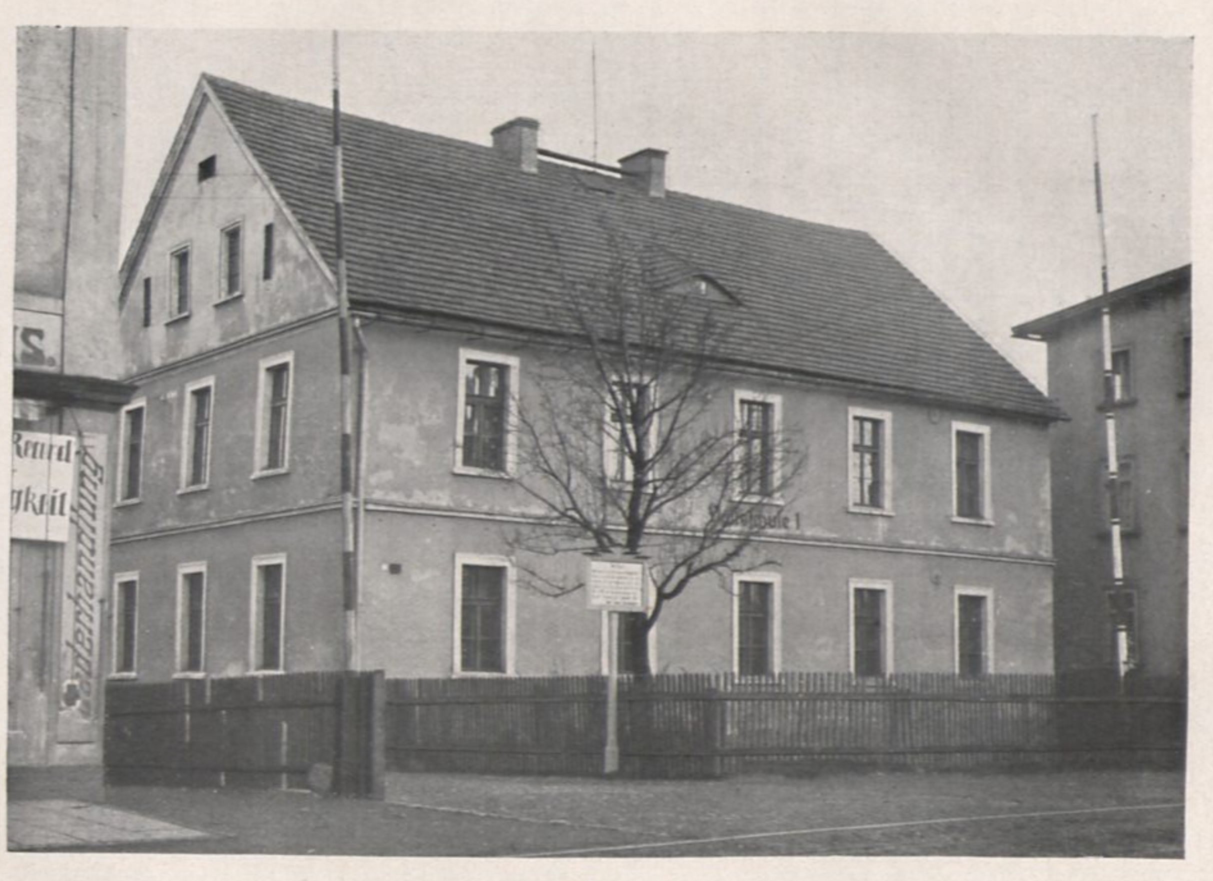
„Reformierenden" die Kirchentüren fort, verunreinigten die Kirche und zerstörten das letzte Brauchbare darin. Desto schärfer waren dann natürlich die Gewaltmaßnahmen der Kommission. Es fehlte nicht an scharfen Strafen für die Aufrührer, wodurch die Erbitterung noch gesteigert wurde.

Daß es nicht nur das Volk ehrlich mit seinem Kampfe um die Gewissensfreiheit meinte, sondern auch ein großer Teil des Adels, verdient hervorgehoben zu werden. Ein Beispiel dafür ist die Witwe Anna Schliewitzin, geb. Kuhlin, auf Reußendorf (Landeshut).[1]) Die Kommissionsmitglieder legten ihre „Kommission bei der Wittiben auf ihrem Hause ab," konnten sie aber nicht disponieren, ... sich zu dem Wenigsten zu bequemen und die Kirchenschlüssel zu übergeben. Zwei Tage lang wurde die Frau von der Kommission bedrängt, gab aber nicht nach. „Nachdem wir nun gesehen, daß mit dem halsstarrigen Weibe nichts mehr auszurichten" (sie erklärte: „Es möge ihr auch darüber ergehen, wie Gott wolle") „haben wir uns entschlossen, ... von hinnen zu gehen . . . ." Damit sollte aber die „Reformation" von Reußendorf nicht ungeschehen bleiben. Um die Widersetzlichen mürbe zu machen, „so haben wir die bei uns befindlichen 10 Musketiere und 3 Reiter bis zu unserer Wiederkunft allhie verlassen . . ." Mitte Februar 1654 erfolgte die Uebergabe der Reußendorfer Kirche an die Katholiken.

Am 25. März kam die Churschwandtsche Kommission vom Weistritztale her, nahm die Kirchen von Tannhausen und Seitendorf in Besitz und erreichte am selben Tage noch „das Städtlein Waldenburg, denen Gebrüdern Gottfried und Heinrich Czettritz zuständig.[2]) Sie bequemten sich zu allem, ihnen das Kirchenlehn und die noch zu hoffende kaiserliche Gnade reservierend. Der Prädikant soll weg sein, sein Weib ist noch zur Stelle. Die Kirche ward reconcilliiert und P. Melchior Hayssig eingeführt . . . Eingepfarrt sind: Altwasser, Beerengrund, Weißstein,

[1]) Protokolle der kaiserl. Kommission über die Wegnahme der einzelnen evangelischen Kirchen in den beiden Fürstenthümern (Schweidnitz-Jauer) in den Jahren 1653 und 1654 (in Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evangel. Kirchen und Kirchengüter. von J. Berg, Bolkenhain 1854).

[2]) Protokolle der kaiserl. Kommission über die Wegnahme der evangel. Kirchen.



Volksschule I.

Hermbsdorf, Dittersbach. Der Decem (Abgaben) vor Altars 7 Malter, jetzo aber wegen der vorhandenen Wüsteneyen kommts nur auf 5 Malter 4 Scheffel.“ Ebenso geräuschlos wurden Gottesberg, Reimswaldau, Langwaltersdorf und Friedland katholisiert, nachdem vorher schon sämtliche Kirchen des Weistritztales in katholischen Besitz übergegangen waren. Unter großen Tumulten hatte am 20./21. Dezember 1653 die Kommission in Freiburg ihre Arbeit verrichtet.[1])

Waren durch die Seligmacher in den Jahren 1628/29 den Protestanten bereits 78 Kirchen weggenommen worden, so leistete die Churschwandtsche Kommission ganze Arbeit. Durch sie wurden den Protestanten im Fürstentum Schweidnitz-Jauer innerhalb fünf Monaten (von Dezember 1653 bis April 1654) nach ihrem eigenen Bericht 254 Kirchen enteignet und mit allem Besitztum der katholischen Kirche zugeführt.

Der Streit darüber, ob man die Enteignung der protestantischen Kirchen als „Wegnahme“ oder „Zurücknahme“ zu bezeichnen habe, dauerte noch bis ins 19. Jahrhundert. Ein Zirkular des fürstbischöflichen Vicariat-Amtes vom 10. November 1863 sagt, „daß die von den Protestanten beklagten Gewaltmaßregeln nichts anderes wären als das in damaliger Zeit geltende öffentliche Recht.“ Für viele Kirchen und Kirchenlehen, Stiftungen und dergl. trifft natürlich der Ausdruck „Zurücknahme“ zu in Betrachtung des Umstandes, daß vor Einführung der Reformation in den bereits bestehenden Kirchen katholischer Gottesdienst ausgeübt wurde. Nach kanonischem Rechte blieben diese Kirchgebäude Eigentum der katholischen Kirche, auch wenn die Gemeinden vollkommen protestantisch wurden. Leider vergißt das fürstbischöfliche Zirkular die Rechtslage zu klären über die Hunderte von Kirchen, die nach Einführung der Reformation von protestantischen Gemeinden erbaut und die in jener Zeit ebenfalls enteignet wurden. Hier kann man wirklich nur den Ausdruck „gewaltsame Wegnahme“ setzen. Eine Tatsache aber, die für uns modernen Menschen ausschlaggebend bleibt, ist nicht aus der Welt zu schaffen: daß in dieser Zeit mit Mitteln roher Gewalt der fast rein evangelischen Bevölkerung unserer Heimat (natürlich auch anderer kaiserlicher

[1]) Siehe Anhang 3: Wegnahme der evangel. Kirche in Freiburg.

Landesteile) die Glaubensfreiheit geraubt und gegen ihre Ueberzeugung das katholische Bekenntnis aufgezwungen wurde. Deshalb bleiben die Berichte des kaiserlichen Oberstleutnants von Churschwandt die Denkmäler der größten Kulturschande des 17. Jahrhunderts.

Die Gegenwehr der protestantischen Bevölkerung bestand darin, alle behördlichen und kirchlichen Verordnungen ganz einfach nicht zu beachten. Da sie ihre evangelischen Religionsübungen nicht mehr in der Kirche vornehmen konnten, fanden sich anfänglich die Bauern bei irgend einem Dorfbewohner ein, sangen dort ihre evangelischen Lieder und lasen ein Kapitel aus der evangelischen Hauspostille. Ein Teil der vertriebenen protestantischen Geistlichen hielt sich in abgelegenen Dörfern bei treuen Gesinnungsgenossen verborgen und erschien zu den sonntäglichen Andachten der Bauern in den Wirtshäusern. Niemand dachte trotz der strengen Verfügungen daran, den katholischen Gottesdienst zu besuchen. Pfarrer Heyssig beschwert sich darüber in einem Schreiben an den Landeshauptmann.[1]) Es „erscheine fast niemand zur Predigt" („außer denen, die sich bald anfänglich in die Kirche begaben"), „sondern gehn zu einem Tischler ins Staedtel und hörn Predigt", so daß er weder zum h. Ostern, noch jetzt zu Pfingsten einen einzigen Heller Opfer empfangen habe. Auch wolle niemand bei der Kirche etwas verwalten oder zum Opfer der h. Messe verschaffen." Der Patron der Kirche, Heinrich von Czettritz, erhielt darauf den Befehl, für Abhilfe zu sorgen. Es wurde jedoch „nicht besser, sondern immer schlimmer", wie Heyssig noch in demselben Jahre berichtet. Hier liegt uns ein Beispiel vor, wie machtlos ein Pfarrer in seiner Gemeinde trotz kaiserlicher Verfügungen sein konnte, wenn Grundherrschaft und Bevölkerung eins waren. Heinrich von Czettritz besaß Neuhaus und seit 1651 auch Weißstein, hatte also die Bevölkerung des Kirchspiels Waldenburg in der Hand. Ein großer Teil des Widerstandes, den die Bevölkerung dem Pfarrer Heyssig entgegensetzte, ist gewiß auf seinen Einfluß zurückzuführen. So kam es, daß der Pfarrer „verlacht worden, als er die kaiserlichen Patente fürgehalten und zum Lesen gegeben habe."

---

[1]) Chronik der evangel. Kirche zu Waldenburg von Schulze 1888.

Die Gefahr, bei öffentlichen evangelischen Gottesdiensten überrascht und schwer bestraft zu werden, wuchs jedoch mit jedem Tage. Da wurden in aller Heimlichkeit in den Wäldern von den Prädikanten Gottesdienste abgehalten, Taufen und Eheschließungen vorgenommen. Auch die Weißsteiner Bauern, die schon in damaliger Zeit nicht nur im körperlichen Wuchs den andern überlegen, sondern auch als besonders unbeugsam und stolz geschildert werden, hielten sich einen „Buschprediger".[1] Alle Verfügungen des Landeshauptmanns, diese Leute abzuschaffen, haben nichts genützt, weil Heinrich von Czettritz sich immer wieder schützend vor seine Untertanen stellte. Mit welcher Zähigkeit die Bauern ihre Buschprediger hielten, beweist eine Verfügung von 1671, in welcher allen Leuten die Beteiligung an „Buschversammlungen und Predigten" streng untersagt wird. Sogar eine Belohnung von 20 Dukaten wird denen zugesichert, die einen dieser Geächteten dingfest machen. Es ist jedoch kein Fall von Gefangennahme eines Buschpredigers bekannt.

Die Neigung der Bevölkerung, sich zu besonderen Versammlungen zusammenzufinden und abweichend von den Gebräuchen der Kirche zu singen und zu beten, hat sich bis 1740 in unserer Gegend erhalten. 1734 weist eine Verfügung des Landeshauptmanns darauf hin, daß das Zusammenrotten der Leute und das Abhalten öffentlicher Betstunden mit Singen und Vorlesen, sowie es in Waldenburg vorkomme, verboten sei. Auch Kinder fanden sich zu solchen Stunden zusammen, ohne daß man wußte, wer sie zusammengerufen habe.[2] Dieselbe Erscheinung der heimlichen Zusammenkünfte zum Zwecke religiöser Uebungen kehrt auch dann später in wirtschaftlich schweren Zeiten wieder.

Im Jahre 1657 fand die Einweihung der nach dem Friedensvertrage erbauten evangelischen Kirche bei Schweidnitz statt. Der Bau durfte nur aus Holz aufgeführt werden, ohne Grundmauern, ohne Türen und ohne Glocken. Ein

---

[1]) Buschprediger wirkten in Hain, Reimswaldau, Görbersdorf, Wüstegiersdorf und Wüstewaltersdorf.

[2]) In den Jahren 1708/09 kamen Kinder in Waldenburg und auch im benachbarten Hartau zu öffentlichen Andachten zusammen. Die Ursachen dafür sind nie geklärt worden.

rührendes Beispiel für die Glaubenstreue der Protestanten ist es, wenn Zeitgenossen berichten, daß sich von nun an Zehntausende am Kirchlein versammelten, Hunderte von Wagen, die die Bauern der Gebirgsdörfer gebracht hatten, umherstanden, und die riesige Menschenmenge entblößten Hauptes dem Gottesdienste beiwohnte, ohne daß ein großer Teil ein Wort der Predigt verstand. Die meisten der Weißsteiner Bauern fuhren Sonntags zum evangelischen Gottesdienst, brachten ihre Kinder dorthin zur Taufe und die jungen Ehepaare ließen sich dort trauen. Diese Gepflogenheit hat trotz mehrfacher Verbote angehalten, bis unter preußischer Herrschaft die Dörfer zum Bau eigener Kirchen schreiten durften.

Der Schwedenkönig Karl XII. brachte auf seinem Kriegszuge durch Polen, Schlesien und Sachsen dem protestantischen Teil der Schlesier einige Erleichterungen in Ausübung ihres Bekenntnisses. 1708 zogen seine Truppen durch unsere Gebirgsdörfer. Die Bevölkerung scheint die Schweden mit Begeisterung aufgenommen zu haben; denn es wird berichtet,[1]) daß in Lomnitz drei Einwohner, aus dem durch den katholischen Max von Hochberg unmenschlich bedrückten Städtlein Friedland[2]) sogar 18 Männer zu ihnen als Soldaten gingen. Karl XII. verlangte für die Evangelischen in Schlesien 7 Kirchen, die sogenannten Gnadenkirchen. Eine davon erhielt Landeshut, so daß ein Teil der Protestanten von der Zeit an dorthin zum Gottesdienst ging. Die evangelischen Geistlichen bekamen auch die Erlaubnis, auf die Dörfer gehen zu dürfen, um dort Kranke zu besuchen oder auch Gottesdienst abzuhalten,[3]) was ihnen vorher verboten war. Selbstverständlich aber ist es, daß mit dem ungeheuren Druck auf die Bevölkerung mit der Zeit lebensfähige katholische Gemeinden erpreßt wurden.

Mit der Katholisierung der Bevölkerung ging eine Bevorzugung von Katholiken bei Besetzung der Aemter, bei Vergebung von Rechten und dergl. Hand in Hand. Schon von 1630 an durfte auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit

---

[1]) St. A. Rep. 135 E. 86 a.

[2]) Werners Chronik von Friedland S. 242 f.

[3]) Der erste evangel. Geistliche kam am 3. Mai 1708 nach Wüstegiersdorf, von der Bevölkerung freudig begrüßt. (Vogt.)

kein evangelischer Handwerker, kein evangelischer Student mehr in Schweidnitz geduldet werden. Evangelische durften keine Erbschaft antreten, das Erbe wurde der katholischen Kirche vermacht. Der Müller aus Kletschkau mußte 100 Taler Strafe zahlen und bis zur vollkommenen Bezahlung im Gefängnis sitzen, weil er sich hatte evangelisch trauen lassen.[1])

Nach dem Kriege verstärkte sich die Bevorzugung der Katholiken bei Vergebung von Aemtern und Rechten. Aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß auch die höchsten Landesämter von überzeugten Katholiken besetzt sein müßten, um restlos den Katholizismus durchzudrücken, ist ein kaiserlicher Befehl[2]) von 1668 geboren. „Also befehlen wir Dir (dem Landeshauptmann) hiermit gnädigst, dahin zu trachten, daß zu den vacierenden Landesämtern katholische qualifizierte Personen gefördert." Nachdem nun qualifizierte katholische Personen die Aemter innehatten, war es möglich, Verordnungen über „Schutz der Katholiken" dem Landeshauptmann „allergnädigst und eifrigst" zur Durchführung anzuvertrauen (1697). Es verwundert uns nicht mehr, ergänzt aber das Bild über die Bedrückungen, wenn wir hören, daß ein Protestant aus Waldenburg vors Gericht in Jauer gefordert wird, weil seine ehemals katholische Frau evangelisch geworden ist. Der Betreffende fürchtet sich auch, ein Häuschen zu kaufen, weil er unter Umständen Beschlagnahme durch die katholische Kirche erwartet. Nach 1739 konnte es geschehen, daß ein Protestant, Christian Hellwig aus Ober-Waldenburg, mit einer Katholikin verheiratet, täglich von zwei Mann Wache dem Pfarrer „zur Amplectierung des katholischen Glaubens" vorgeführt wurde. 1740 entwich die ganze Familie nach Böhmen und noch 1744 mußte dem bischöflichen General-Vikariatsamt seitens der preußischen Regierung jede Belästigung des inzwischen zurückgekehrten Hellwig untersagt werden.[3])

---

[1]) St. A. Schweidnitz, 1. Rep. 1. Alph. Litt. E.
[2]) St. A. Rep. 39, S. J. 3. 1. G.
[3]) Beide Fälle Pflug S. 221.

3. Der Kampf um die Rechte.

Ein ebenso hartnäckiger Kampf wie um die Glaubensfreiheit entspann sich um die Rechte. Die Besitzrechte waren durch die Wirren des Krieges sehr fraglich geworden. Gehört Weißstein auch nicht zu den Dörfern, die in der Rubrik der „gänzlich verwüsteten" Ortschaften eingetragen sind, so geht doch aus den Nachrichten über die Zeitverhältnisse hervor, daß der größte Teil der Häuser verwüstet und niedergebrannt war, daß die Grenzen der Dorfflur nicht mehr genau festzustellen waren, daß die meisten Aecker wüst und brach lagen, zum Teil mit Gesträuch bewachsen. Vergleichsweise können wir hier die Gemeinde Hermsdorf heranziehen, deren Geschicke der Gemeinde Weißstein parallel laufen. In der Aufnahme von 1649 heißt es:

„Gemeinde Hermsdorf ist über die Hälfte weggebrannt, sehr wüste, doch noch theils bewohnt, indem sich dieß Jahr wieder etliche Leute dahin gefunden" Oder: „Gemeinde Altwasser, sind noch etliche Hofe Gärttner." Von anderen Dorfschaften wird berichtet, daß die „Garttenhäuser ganz in Grund eingefallen und weggetragen, und die Aecker zu einem Walde worden".[1]) Wir können mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß auch die Bewohner Weißsteins, als sie nach und nach aus ihren Waldverstecken hervorkamen, ihr Dorf in oben beschriebenem verwüsteten Zustande vorfanden. Aus den durch den Krieg geschaffenen Wüsteneien mußten eigentlich neue Siedelungen entstehen.

Was geschah nun mit den Bauerngütern, deren Besitzer im Kriege umgekommen oder nach Polen oder Ostpreußen geflohen waren? Darauf legte der Grundherr seine Hand, nahm sie als Eigentum an sich und vergab sie wieder zu Lehen unter Bedingungen, die ihm angenehm waren; denn er selbst konnte nicht alle bewirtschaften. Fand sich niemand freiwillig dazu, dann hatte der Grundherr die Mittel in der Hand um irgend jemand zur Annahme einer erledigten Stelle zu zwingen. Ist an und für sich das Recht der Einziehung von erledigten Bauernstellen fraglich, da ja die Bauern erb- und eigentümlich gegen Zahlung

---

[1]) St. A. Rep. 135. D. 381 b.

eines festgesetzten Grundzinses auf ihrem Gute saßen (fränkisches Recht), so ist das Vorgehen der Grundherren verständlich aus dem Bestreben heraus, die Kriegslasten von sich abzuwälzen.

Denn kaum war der Krieg zu Ende, da schrieb der Wiener Hof neue Steuern aus ohne Rücksicht darauf, ob eine Landschaft noch leistungsfähig sei oder nicht. Auch die Fürstentümer Schweidnitz-Jauer wurden trotz gegenteiliger Versprechen vom Kaiser mit Steuern bedacht, die einfach untragbar waren. Aus einer Schätzung in späteren Jahren (1676) entnehmen wir, daß die Fürstentümer Schweidnitz-Jauer ungefähr ein Siebentel der Steuern von ganz Schlesien aufbringen mußten, über 1 Million Taler.[1])

Von wem sollten die Steuern aufgebracht werden? Als zahlungsfähig könnte man vielleicht die Grundherren annehmen, die über einen großen Grundbesitz verfügten. Grund und Boden waren aber damals nichts mehr wert, wie wir bei dem Verkauf der Nieder-Salzbrunner Schölzerei gesehen haben. Außerdem mußte ein großer Teil des Adels seinen Grundbesitz während des Krieges verpfänden, um das notwendige Geld zum Lebensunterhalt zu bekommen. Diese Güter („Kreditwesen") waren nach dem Kriege kaum imstande, die Familie des Besitzers zu ernähren, viel weniger die geborgten Gelder zur Rückzahlung aufzubringen. Ein Teil des Adels saß unmittelbar nach dem Kriege in großer Bedrängnis vor den Gläubigern und war gezwungen, nur auf Rechnung der „Kreditoren" zu arbeiten. Das Gut des Besitzers auf Ober-Hartmannsdorf[2]) z. B. war „ein gefährliches Kreditwesen, dessen (des verstorbenen Besitzers) hinterlassen Frau und Töchter sich in dem gutte befinden und desselben den Kreditoren auf Berechnung anbauet". Was dem Adel nach dem Kriege fehlte, waren vor allen Dingen flüssiges Geld, um seine drückenden Verpflichtungen loszuwerden, und billige Arbeitskräfte, um die ungeheuren Landstrecken wieder zu bebauen.

Als zweiter Steuerzahler kamen die Städte in Betracht. Sehen wir einerseits davon ab, daß sehr viele von ihnen ebenfalls grausam zerstört worden waren,

---

[1]) St. A. Rep. 135, D. 371.
[2]) St. A. Rep. 135, D. 371.

so gab es andererseits nach dem Kriege für die noch überlebenden Handwerker wenig Verdienstmöglichkeit. Außerdem hatten die untertänigen Städte[1]) neben ihren staatlichen Steuerpflichten noch besondere Verpflichtungen gegen ihre Grundherren wahrzunehmen. Es leuchtet ein, daß auch die Städte kaum imstande waren, ihren Steuerpflichten nachzukommen.

Daß der dritte steuerzahlende Stand, die Bauernschaft, noch weniger dazu fähig war, geht aus der Tatsache der vollkommenen Verwüstung unserer Heimat hervor.

Es ist daher verständlich, daß unmittelbar nach dem Kriege ein fürchterlicher Kampf zwischen diesen drei Ständen entbrannte. Hinter allen stand der kaiserliche Steuerdruck, vor ihnen das Nichts, aus dem sie die Steuern herauspressen sollten. Grundbesitz und Rechte, die mit Einkünften verbunden waren, bildeten das Objekt des Kampfes, der mit einer Grausamkeit ohnegleichen bis ins 18. Jahrhundert hineinreichte. Auf der einen Seite stand der Adel, mit Grundbesitz und zahlreichen Rechten ausgestattet, war also von Anfang an im Vorteil im Kampf gegen Städte und Bauern. Die Städte lagen im Verteidigungskampf gegen die maßlosen Ansprüche des Adels. Doch standen ihnen noch genug städtische Rechte zur Verfügung, um auf der andern Seite gegen die Dörfer Verlorenes wieder einzuholen. Am schlimmsten waren natürlich die Bauern dran. Wenig Rechte, wenig Grundbesitz; mit diesen Waffen war ein Rechtskampf von vornherein aussichtslos. Es ist klar, daß der Geschädigte der Bauernstand sein mußte, der Sieger auf der ganzen Linie dagegen der Adel, während die Städte sich ungefähr auf den Rechtsverhältnissen der Vorkriegszeit halten konnten.

Ein Beispiel dafür, wie sie ihren Rechtskampf gegen andere Gemeinwesen führten, ist der Hartauer Bierprozeß (1650—75).[2]) Dem Kretscham in Hartau war von Anfang seines Bestehens an (etwa 1550) das Recht verliehen, Bier zu brauen. Nach dem Kriege machte der Graf von Hochberg dem Hartauer Kretsch-

[1]) Es gab „unterthänige Städte" (Freiburg, Waldenburg) die dem Grundherrn genau so wie die Dörfer verpflichtet waren. Daneben noch die „Königl. Städte" (Schweidnitz, Jauer), die dem Kaiser unmittelbar unterstanden.

[2]) St. A. Rep. 39, Ortsakten Hartau.

mer Georg Siegel das Braurecht streitig. Der Kampf um dieses Recht ist verständlich, es war eine sehr gute Einnahmequelle. Die dem Grafen von Hochberg untertänige Stadt Freiburg klagte ebenfalls gegen Georg Siegel, weil er das Recht der Freiburger Meile verletzt habe. Nach Ansicht Freiburgs lag Hartau (damals zum Gute Altwasser gehörig) noch in der Meile und mußte deshalb sein Bier aus Freiburg beziehen, ebenso seinen Bedarf an handwerklichen Erzeugnissen (bei Schustern, Schneidern usw.) in Freiburg decken. Der Prozeß dauerte 25 Jahre, ein Beweis für die Zähigkeit der Rechtsstreitigkeiten in damaliger Zeit. Zuletzt waren alle Instanzen durchlaufen, und durch kaiserliches Urteil wurde der Hartauer Kretschmer Siegel in seinem Braurecht bestätigt. Das Städtlein Freiburg traf dieser Verlust hart, teilweise gemildert dadurch, daß dem Fürstensteiner das Braurecht nur zu eigenem Bedarf zugestanden wurde. Seine untertänigen Dörfer mußten das Bier aus Freiburg beziehen.

Weißstein gehörte zum Besitztum Waldenburg (Neuhaus) der Familie Czettritz und deckte seinen Bedarf im Städtlein Waldenburg.

Am meisten interessiert uns jedoch der Verteidigungskampf des Bauernstandes um seinen Besitz und um seine letzten Freiheiten. Für Weißstein kommt ein Kampf gegen das einzige städtische Gemeinwesen in der Nähe Waldenburg, nicht in Frage, da beide der Familie Czettritz untertänig waren. Deshalb entspann sich der Kampf nur zwischen Grundherrn und Bauern.

Aus dem Kampfe um die Glaubensfreiheit wissen wir, wie entgegenkommend sich die Waldenburger Herrschaft gegen die Weißsteiner Bauern benahm. Dasselbe Entgegenkommen durfte Weißstein aber nicht in den übrigen Besitz- und Rechtsfragen erwarten. Alle Grundherrschaften hatten, wie schon erwähnt, die verworrenen Kriegsverhältnisse benutzt, um ledige Bauernstellen einzuziehen. Damit war ihr Besitzhunger noch nicht gestillt. Nach dem Kriege begann erst das eigentliche „Bauernlegen".[1]) Gefiel der Grundherrschaft irgend ein Bauerngut seiner Einkünfte wegen oder diente es zur Abrundung des herrschaftlichen Besitzes, dann belasteten sie es derartig mit Steuern, daß der Bauer die Lasten nicht auf-

[1]) „Bauernlegen" von: „Den Hengst zur Kastration legen."

zubringen vermochte und dann die Herrschaft mit gutem Schein des Rechts das verschuldete Anwesen einzog. Tausende von Bauern wurden auf diese Art genötigt, ihr Hab und Gut zu verlassen. Besonders schlimm scheinen es die Czettritze auf Konradswaldau getrieben zu haben. 1651 entstanden unter den dortigen Bauern Unruhen, als deren Grund Erhöhung der Lasten und Dienste und das damit verbundene Bauernlegen angegeben sind.[1]) Weißstein scheint Dank der Unbeugsamkeit seiner Bewohner weniger unter diesen Erscheinungen gelitten zu haben. Zwei eingezogene Bauernstellen sind mit Gewißheit nachzuweisen. Die Kontributionsausschreibungen von 1619 zählen in Weißstein 31 Bauern, während nach dem Kriege nur noch 29 Bauernstellen vorhanden sind.

Der vermehrte Grundbesitz bedingt natürlich mehr Arbeitskräfte. Die Grundherren glaubten durch das Bauernlegen die enteigneten Bauern ohne weiteres als billige Hofearbeiter gepreßt zu haben. Ihrer Meinung nach blieb den Heimatlosen nichts übrig, als Dienste bei der Herrschaft anzunehmen. Nur zum Teil behielten die Grundherren Recht. Viele Bauern gingen voller Verzweiflung in die Wälder zurück und rotteten sich mit Schicksalsgenossen und entlassenen Soldaten zu Räuberbanden zusammen. Andere zogen als Bettler und Landstreicher umher und machten Straßen und Dörfer unsicher. „So ist auch bis anhero viel Klagens und Beschwernuß einkommen wegen der großen Unsicherheit der Straßen und daß nicht nur allhier fuhr- undt andre reisenden leuthe angegriffen, geplündert und beraubet, sondern auch wol theils gar umbs Leben gebracht und jämmerlich ermordet, wie nit weniger von den Contribuierenden die Inwohner in den Dörfern sehr übel traktiert".[2]) Mit den Contribuierenden sind die noch vorhandenen kaiserlichen Soldaten gemeint (1656), die im Fürstentum Schweidnitz-Jauer unter dem berüchtigten Leutnant Sporck die Steuern eintrieben und dabei übel hausten. Unsere Dorfbewohner hatten also neben dem Druck des Grundherrn noch die Mißhandlungen der Sporck'schen Reiter hinzunehmen. Als 1650 die wildesten der kaiserlichen Kriegsvölker, die Kroaten, in

[1]) St. A. Rep. 39. 2. 1 c.
[2]) Schw. A. 1. Rep. 1. Alph. Litt. E.

unserer Heimat abgedankt wurden, zerstreuten sie sich teilweise in unseren Wäldern und wuchsen sich zusammen mit anderen Landstreichern zu der geschilderten Gefahr aus. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung mußten neue Truppen angeworben werden, für viele „gelegten“ Bauern und deren Söhne eine willkommene Gelegenheit. Aber auch diese Möglichkeit zu leben sollte ihnen abgeschnitten werden; denn die Stände baten, „bey den neuen Werbungen es dahin (zu) disponieren, daß hiermit weder die angesessenen noch auch die Gemeinen Dienstboten geworben und angenommen werden möchten“ (1656).[1] Diese Notiz weist auch noch darauf hin, daß sogar die Angesessenen ihr Gut im Stich ließen und zu den Soldaten gingen. Wie stark der Druck auf die Bauern sein mochte, die willens waren, ihr zerstörtes Anwesen wieder aufzurichten, geht aus der Neueinführung von grundherrlichen Rechten hervor. Zunächst wurden die Steuern, die an den Grundherrn abzuführen waren, den Zeitverhältnissen angepaßt. Neben den Geldsteuern und den Naturalabgaben an Getreide usw. hatten die Bauern noch allerlei Dienste auf dem Vorwerk des Grundherrn zu verrichten. Diese Dienste nach Möglichkeit zu erweitern und dadurch kostenlos Arbeitskräfte zu gewinnen, war das Bestreben der Grundherrn.

1655 fand in Wüstegiersdorf (dem Grafen von Hochberg untertänig) die erste „Gesindegestellung“ statt. Dazu mußten die Söhne und Töchter aller Bauern und Gärtner erscheinen, der Graf von Hochberg kam selbst und suchte sich die tüchtigsten Arbeitskräfte unter den Anwesenden heraus, und schon am 5. Oktober desselben Jahres mußten die „Gezeichneten“ auf den herrschaftlichen Gütern zum Dienst antreten. Jährlich wurde die Gesindegestellung wiederholt. Von 1667 ab mußten die dazu Verpflichteten sogar alle auf Fürstenstein erscheinen.

Daß dem guten Beispiel des Fürstensteiners die anderen Grundherren folgten, ist in späteren Urkunden festgelegt. So gab es am Ausgang des 17. Jahrhunderts in unserer Heimat kein Dorf mehr, in dem nicht die erwachsenen Söhne und Töchter ihre Dienstjahre (gewöhnlich drei) abdienen mußten. Damit beseitigten die Grundherren mit einem Schlage ihre Leutenot. Zwar versuchte das

---

[1]) Schw. A. 1. Rep. 1. Alph. Litt. E.

Gesinde „durchgehens auf Vermehrung des Lohnes zu dringen", was uns beinahe wie eine organisierte Lohnforderung anmutet.[1]) Ein Zeichen für die Bedrückung ist es auch, wenn sich die Herrschaften „gegenseitig assistieren" wollen, um vaganten, (davongelaufenes Gesinde) „so sich zusammen rottieren", abzuwehren. Bei den Machtmitteln der Grundherren ist es nicht fraglich, wer die Oberhand behalten hat.

Noch andere Rechte maßten sich im Laufe der Jahre die Herrschaften an. Da eine Zusammenstellung aller Pflichten der Untertanen aus den Jahren 1720 und 1736 vorliegt, sei eines dieser Rechte vorläufig herausgegriffen, das Schafhütungsrecht. Nur der Grundherr hielt sich Schafe, allen Bauern war es verboten. Die Schafherden wurden auf die Felder der untertänigen Bauern getrieben, wie es das Recht der Grundherren war, und die Bauern hatten dafür das Vergnügen, dem Herrn ohne Entgelt die Schafe scheren zu müssen. Eine andere krasse Rechtsanmaßung liegt von 1681 vor. „In diesem Jahre wurde das Garnspinnen bei den Hofemägden in den Vorwerken eingeführt, indem eine Magd aus Oberwüstegiersdorf, Nikol Scholzens Tochter Marie, erklärt hatte, neben ihrer gegebenen Arbeit wöchentlich 2 Strähnen Garn spinnen zu können, was sie that und was man sodann von den übrigen Mägden verlangte." [2])

Diese Ungerechtigkeiten erregten böses Blut unter den Bauern, so daß in der Zeit von 1650—1740 dauernd Unruhen aufflackerten, bald hier, bald da, aber nirgends allzugroßen Umfang annahmen. 1667 beschwert sich die Herrschaft Gelhorn auf Kunzendorf über die Widersetzlichkeit der Bauern. Ein Jahr offener Empörung war 1680. Die Bauern in Peterswaldau und Kynau kündigten in öffentlichen Protestzügen ihren Herrschaften den Gehorsam. Durch ein „peinliches Halsgericht" wurden 2 Rebellen „an gewißen gegen dem landt und Gebirge ausgesetzten Straßen, damit sich männiglich (jedermann) daran desto mehr spieglen könne, mit dem Strang vom Leben zum Todt gebracht." Die übrigen wurden „bey Wasser und Brodt abgestrafft (10 Wochen) und zu einer ewigen gedächtnuß

---

[1]) Schw. A. 1. Rep. 1. Alph. Litt. E.
[2]) St. A. Rep. 135 E. 86 a.

des begangenen delicts jährlich auf eine gewisse Zeit von der Obrigkeit zum roden oder anderer dergleichen Arbeit angehalten".[1]) Mit Strang und Strafarbeit bekam man die aufsässige Bauernschaft zur Ruhe. Der Erfolg war so durchschlagend, daß am Anfang des 18. Jahrhunderts eine verängstigte und abergläubische Bauernschaft unsere Dörfer bewohnte. Als 1695 ein verirrter Wolf in Fellhammer zwei Kinder, in Altwasser, Weißstein, Tannhausen und Steingrund je ein Kind zerriß, glaubten die Leute allen Ernstes, ein alter Mann in Fellhammer habe sich in den Wolf verwandelt. Man war nahe daran, dem alten Gumprecht den Hexenprozeß zu machen.[2]) Es erscheint, als hätten die Grundherren und auch die Geistlichen ein starkes Interesse daran gehabt, den Aberglauben zu erhalten. 1709 spuckte ein Poltergeist in Reimswaldau.[3]) Der verstorbene Gerichtsgeschworene Eichner sollte das umgehende Gespenst sein. Die Fürstensteiner Herrschaft brachte es fertig, die Witwe und die Kinder in Haft zu nehmen und zu verhören. Im Beisein des Jauerschen und Landeshuter Erzpriesters und „auff erfolgte Hochfürstliche Bischöfliche General-Vikariats-Resolution" wurde Eichners Leichnam ausgegraben, dem Scharfrichter übergeben, der ihn durch das ganze Dorf bis in die Hecke dicht am Heidelberg fuhr, ihm dann „bey der von ihm gemachten Grube den Schädel mit dem Grabscheite vom Rumpfe abstieß", wie es die Hochfürstliche Bischöfliche General-Vikariats-Resolution vorschrieb, und dann begrub. Darauf gab der Poltergeist Ruhe. Grundherrschaft und Geistlichkeit aber sehen wir Hand in Hand als zweifelhafte Kulturträger.

Eine solche in Dummheit gehaltene Bauernschaft widerstand mit der Zeit keiner Forderung der Herrschaft mehr. Deshalb wundert es uns nicht, wenn außer den üblichen kaiserlichen Steuern 1683 plötzlich noch eine „Türkensteuer" erhoben wird. Daß der Graf von Hochberg 1693 anzeigt, „daß zur Bestreitung der bisherigen schweren Kriegsunkosten" neue Steuern erhoben würden auf Papier, Bücher, Kalender, Holz- und Kupferstiche, ebenso Religions- und Postwach-

---

[1]) St. A. Rep. 39. S. J. 3. 1 g.

[2]) St. A. Rep. 135 E. 86 a.

[3]) St. A. Rep. 135 E. 86 a.

spesen, 1719 sogar Beiträge zur kurprinzlich-sächsischen Hochzeit[1]) kann uns nicht mehr verwundern. Ebensowenig fällt es auf, daß 1691 die „ehemalige freie Scholitisei“ in Weißstein[2]) geräuschlos „an das Dominium gekommen“ ist. Damit ist die Reihe der Bedrückungen seitens der Grundherren noch lange nicht erschöpft. Hervorzuheben ist noch die überall eingeführte Prügelstrafe, die in vielen Fällen direkt zu Sadismus ausartete.

Die ungeheure wirtschaftliche und seelische Bedrückung stand natürlich jeder Entwicklungsmöglichkeit auf irgend einem Gebiete hindernd im Wege. Weißstein und die anderen kohlenbauenden Dörfer konnten den Vorteil, den sie gegenüber den anderen Dörfern durch das Kohlenurbar besaßen, nicht auswerten. Beweise dafür, daß nach dem Kriege der Bergbau wieder begann, liegen vor. In den Jahren 1656 und 1659 verunglückten in Weißstein wieder zwei Bergleute, ohne daß der Grund angegeben wird. (Schrodt S. 344.) Es handelt sich bestimmt um Leute, die von der bäuerlichen Kohlengewerkschaft angestellt und bezahlt wurden; denn eine Notiz von 1686 berichtet, daß zwei Einwohner, also nicht Bauern, aus Hermsdorf in einer Grube verunglückten. Neben der allgemeinen Bedrückung mag auch der öftere Besitzwechsel Weißsteins hemmend auf die Entwickelung des Bergbaues gewirkt haben, da jeder neue Besitzer möglichst die Steuern, auch auf Kohlen, zu erhöhen suchte. 1651 starb Elisabeth von Czettritz, die als Witwe seit 1629 die Leiden des Krieges mit der untertänigen Bevölkerung getragen hatte. Der Erbe Weißsteins war ihr Sohn Heinrich, der das Besitztum 1682 an seine Tochter, Maria Katharina von Bibran-Modlau, geb. von Czettritz, vererbte.

Interessant dabei ist, daß „Kohlengruben und Einschlag“ besonders im Testament hervorgehoben werden. Deren Sohn Benjamin wurde 1718 nach ihrem Tode Besitzer und verkaufte Weißstein 1719 an seinen Schwager den Grafen Christian von Stolberg. Scheint Benjamin von Modlau schon aus Geldnot Weiß-

[1]) Werner, Chronik von Friedland, S. 267.

[2]) St. A. Rep. 39 S. J. Ortsakten von Weißstein. Die Scholtisei umfaßte die zwei Hufen zu beiden Seiten der Hochwaldstraße, die Wirtschaftsgebäude standen anstelle des heutigen evangel. Pfarrhauses und der Schule.

stein verkauft zu haben, so mag Christian von Stolberg ebenso wenig ein guter Wirtschafter gewesen sein, denn 1725 kauft Heinrich von Czettritz Weißstein mit allen Einkünften an die Waldenburger Herrschaft zurück. 1728 erbt sein Sohn Abraham den gesamten Besitz mit Weißstein, muß aber wegen Zahlungsschwierigkeiten 1732 Dorf und Gut Weißstein an den Grafen Konrad Ernst Maximilian von Hochberg verkaufen. Von nun an verbleibt Weißstein im Besitz der Familie Hochberg.

Da bei verschiedenen Verkäufen und Vererbungen besonders das Recht am Bergwerk betont wird, wäre anzunehmen, daß man dem Bergbau damals schon eine besondere Bedeutung zuerkannte. Darauf weist ebenfalls eine Nachricht von 1719 hin.[1]) Ein Waldenburger Bürger beschwert sich über Anhäufung von Halden und Senkungserscheinungen auf seinem Acker. Die Klage über Senkungen kann uns die Annahme nahe bringen, daß man am Anfang des 18. Jahrhunderts bereits dazu überging, regelrechte Schächte, abzutäufen und Stollen zu treiben, die man nach Abbau nicht mehr füllte. Schüttete man auch die senkrechten Schächte wieder zu, so war es doch zu schwierig, die wagerechten Stollen mit Bergen wieder zu füllen, und als Folge davon zeigten sich Senkungen.

Ebensowenig scheint es dem menschlichen Geiste infolge der niederdrückenden Rechtsverhältnisse lohnend erschienen zu sein, die Mittel zu ersinnen und aufzubieten, um den drohenden Naturgewalten im Bergwerk entgegenzutreten.

„Aus den Kohlengruben zu Weißstein zwischen Adelsbach und Waldenburg gelegen, wurden artige Kräuter auf grauen Schiefern gebracht, die nicht über den Steinkohlen, sondern unten in der Tiefe, wo sie jetzt wegen des Wassers nicht weiter graben können, gelegen, denn wo ein harter Sandstein, wie allhier über den Kohlen lieget, findet man auch über den Kohlen keine Lithophyten (Abdrücke). Diesen (Schieferstein) fand man außer dem Schachte.“ [2])

---

[1]) Pflug, Seite 323.

[2]) Aus Georg Anton Volkmanns Silesia subterrana oder Schlesien mit seinen unterirdischen Schätzen, Seltsamheiten, welche dieses Land mit andern gemein oder zuvoraus hat. Genannt werden darin noch die Schächte zu Gottesberg, Lässig, Fellhammer, Hermannsdorf, Kohl-Schacht, Schönhutt, Rothenbach, Gaablau und Altwasser.

Diese Nachricht von 1720 bestätigt uns das Vorhandensein von Halden und die Annahme, daß die Bergleute bereits in ziemliche Tiefen eindrangen. Ferner erfahren wir, daß man damals noch nicht dazu überging, das störende Wasser aus den Schächten zu entfernen. Man grub eben nur solange, bis man „wegen des Wassers nicht weiter graben" konnte. Daher kann auch der Ertrag aus den Kohlengruben nicht so reich gewesen sein, wie uns verschiedene andere Berichte aus dieser Zeit bestätigen.

1722 wird die Gesamtnutzung von ganz Weißstein auf 231 Taler angegeben, so daß bei 12 Prozent Verzinsung die Summe „aller bei denen Untertanen des Dorfes Weißstein befindliche Steuern-Realität" (Kapitalswert) mit 1908 Talern anzunehmen ist.[1]) Ein Revisionsprotokoll von 1726 bemängelt an dieser Aufstellung, daß der Kohlenzins dabei vergessen sei. Die Erwiderung darauf belehrt uns, daß Kohlenbergbau nur zur Unterhaltung einiger Untertanen und Arbeiter getrieben werde. Hier handelt es sich um eine Aufstellung, die als Grundlage zur Eintreibung kaiserlicher Steuern dienen soll. Sie ist deshalb nicht als immer wahrheitsgemäß anzusprechen. Ein Nutzungsextrakt von 1716—22 gibt uns genauere Uebersicht über den jährlichen Kohlenertrag. Es wurden gefördert:

1716—17:	722	Scheffel Kohle
1717—18:	574	„ „
1718—19:	827	„ „
1719—20:	1 259	„ „
1720—21:	1 252	„ „
1721—22:	1 518	„ „

Die Statistik zeigt an dem steigenden Ertrag, daß man gerade in jenen Jahren anfing, dem Bergbau Interesse zuzuwenden. Allerdings wird sofort zum Zwecke der Steuerhinterziehung nachgewiesen, daß in diesen sechs Jahren das Bergwerk mit einem Verlust von 174 Talern betrieben worden sei. Auch erscheint der jährliche Ertrag an und für sich gering.

---

[1]) St. A. Rep. 39. Ortsakten von Weißstein.

Nach einer kaiserlichen Verordnung von 1733[1]) erhalten wir einen Ueberblick über die bäuerlichen Lasten.

Der Bauer hat zu entrichten:

1. Grundzinsen an Geld,
2. Grundzinsen an Getreide,
3. Robothzinsen an Geld,
4. Robothzinsen an Getreide,
5. Robothzinsen in Natura (mit Pferden und Ochsen),
6. Ehrungen, (Kälber, Gänse, Hühner, Kapaunen usw.),
7. Gespinst oder Garn,
8. Grundzins von vermieteten Häusern,
9. Gewerbezinsen,
10. Wilde Fischerei,
11. Mühlnutzung,
12. Zinshaber von der Mehlmühle,
13. Steinbrüche und Tongruben,
14. Eichel- und Buchwaldnutzung,
15. Vor- und eingemengte Schafe,
16. Ungemessen Robothen.

Da dies eine Steuertabelle für's ganze Reich ist, haben wir manches wegzulassen (Schafe, da bei uns Schafhutungsrecht), dafür aber noch eine Menge dessen hinzufügen, was der Grundherr über die kaiserliche Verordnung von seinen Untertanen verlangte. In Weißstein zahlen 1736 nach einer Aufstellung der Ortsgerichte 29 Bauern und 47 Freileute oder Freigärtner[2]) 48 Taler Grundzinsen. Der Grundzins an Getreide ist meistens schon in Geld umgewandelt, nur der Besitzer des „Mühl-Gutts zinset noch 5 Scheffel Haber". „An gemessenen Robothen" finden wir mit 76 Pferden und 44 Ochsen im ganzen 84½ Tage vor-

---

[1]) St. A. Rep. 39, Ortsakten von Weißstein.

[2]) Die Bauern besaßen die große fränkische Hufe, die Freigärtner (kleine Bauern) weniger. Daneben gab es noch Hofeleute und Inwohner, die kein Eigentum besaßen und um Tagelohn arbeiteten.

geschrieben. Die Weißsteiner Bauern haben sich zum großen Teil von den persönlichen Diensten losgekauft, wie es damals möglich war. Der Grundherr konnte ja gar nicht alle seine untertänigen Bauern mit den jährlichen, laut Kaufbriefen „gemessenen Robothen teils mit Pferden, teils mit Ochsen, zu Dünger fahren, zu ackern, Brennholz und Klötzer fahren" beschäftigen. Deshalb lag es im beiderseitigen Interesse, daß ein Teil der persönlichen Dienste in Geldsteuern umgewandelt wurden, wovon die Weißsteiner Bauern reichlich Gebrauch gemacht haben. Daß man „Ehrungen" als vorgeschriebene Steuern auffaßt, erscheint uns etwas sonderbar. Auch hier können wir bereits wieder Umwandlung von Naturalsteuern in Geldsteuern beobachten. Für Kapaunen und Hühner werden je 4 Silbergröschel (Sgl.) entrichtet. Gespinst- oder Garnzins wird in Weißstein nicht erhoben, ein Beweis dafür, daß es ein reines Bauerndorf ist. Schankzins und Grundzins von vermieteten Häusern ist reichlich (18 Taler) was auf eine große Zahl von „Inwohnern" schließen läßt. Die Gewerbesteuern sind insofern interessant, als wir erfahren, daß Gottfried Rößler, der Fleischer und Friedrich Gertitschke, der Bäcker vorhanden sind. Gewerbesteuern zahlen ferner noch Gottfried Hildebrand, der Kretschmer (3 Taler, wogegen der Bäcker 8 Taler zahlt) und Gottfried Horn, Erbmüller (107 Taler). Von wilder Fischerei (Gegensatz dazu gepflegte oder Hegefischerei), von Steinbrüchen und Tongruben, Eichen- und Buchenwald ist nichts Steuerbares in Weißstein vorhanden. Mühlnutzung und Zinshaber von der „in Altweißstein befindlichen Mehl-Wirth-Mühle" (Gemeindemühle), mit der eine Brettmühle verbunden war, sind reichlich hoch. Außerdem stand noch in Neu-Weißstein eine Mühle. Der Mühlgraben, der oberhalb des Laisebaches über der Sauerstoff-Fabrik entlangführt, ist noch deutlich erkennbar.[1]) Die ungemessenen Robothen bestehen darin: „daß sie jährlich von denen Wiesen das Heu einführen, ohngefähr auf 150 Scheffel Getreide bis nacher Landeshutt verführen und den Weizen zum Hartauer Brauhause zuführen, Bau-, Zech- und Klöppelfuhren vornehmen" und Baumaterialien verfahren. Unter Zechholz

---

[1]) Die Mühle selbst stand an Stelle des heutigen Verwaltungsgebäudes der Fuchsgrube in Neu-Weißstein. Das gegenüber der Sauerstoff-Fabrik am Graben liegende Wohnhaus, das jetzt noch als Mühle kenntlich ist, war eine später eingerichtete Lohmühle.

ist Holz für die Kohlengewerkschaft gemeint, deren Mitglied und Teilhaber der Grundherr nach der Größe seines Vorwerks im Dorfe war.[1]) Aufs neue werden wir in der Annahme gefestigt, daß bereits Schächte und Stollen getrieben werden. Wozu hätte man sonst Zechholz oder Grubenholz gebraucht.

Die urkundliche Bestätigung, daß tatsächlich Stollen getrieben worden sind, liegt von Hermsdorf aus dem Jahre 1722 vor.[2]) „Steinkohlennutzung ist von schlechter Consideration, weil große Unkosten bei dem Senkstollen müssen aufgewendet werden." Neben diesem Stollen sind noch angegeben: der schwere Stollen, der Schweißstollen, der erste Stollen, der Mittelstollen und die Natternfahrt. Der Zweck der Stollen scheint in Hermsdorf allein vermehrter Kohlenabbau gewesen zu sein. Kohlenstollen in Weißstein sind aus jener Zeit nicht bekannt, man scheint hier demnach Kohlenabbau weniger rationell getrieben zu haben. Ein einziger Stollen und zwar ein Wasserstollen, wird für Weißstein beurkundet[3]): „Die neue Weißsteiner Mühlen lieget an sehr unbeständigem Wasser, ... wird in der Hauptsache durch Regenwasser und durch ein aus dem Kohlenstollen zulaufendes Bächlein betrieben" (1726). Aus der Lage der Neu-Weißsteiner Mühle geht hervor, daß der Fuchsbergschacht (in der Nähe des heutigen Bismarckschachtes gelegen) nicht allzu tief ausgehoben worden war. Seine Sohle hat bestimmt höher gelegen als die Mühle, da der Wasserstollen mit Senkung bis zum Mühlgraben führen mußte. Damit ist der später berühmte Fuchsstollen das erstemal urkundlich nachgewiesen.

Eine kleine Gegenüberstellung wirft noch interessante Lichtblicke auf Weißsteiner Verhältnisse. Hatte der Grundherr dem kaiserlichen Amte gegenüber angegeben, daß der Verlust am Bergwerk in 6 Jahren 174 Taler betrage, so rechnet er im Augenblick, wo er seine grundherrlichen Steuern von Weißstein einzieht, den Nutzungswert (jährlichen Ertrag) auf 50 Taler, wovon er 7 Taler Steuern

[1]) Die bäuerliche Kohlengewerkschaft ist eine Nachbildung der mittelalterlichen Handwerkerinnung oder Zeche.

[2]) St. A. Rep. 39, F. S. J. Ortsakten Hermsdorf.

[3]) St. A. Rep. 201 a, Kat. Arch. B. 284.

einzieht. Daß er den Wert des Viehes mit 674 Talern berechnet, wird aus folgender Uebersicht klar: Es waren vorhanden:

1719: 55 Pferde, 99 Kühe, 54 Ziegen,
1725: 63 Pferde, 118 Kühe, 52 Ziegen.

Auch hier sehen wir eine Vorwärtsentwicklung. Der Grundherr zieht von der Viehnutzung ebenfalls seine Steuern ein. Besonderen Wert scheint man damals auch auf Obstbau gelegt zu haben, dessen Wert mit 25 Talern, die Hälfte des Kohlennutzungswertes, errechnet ist. Die Gesamtaussaat Weißsteins beträgt 113 Malter, davon 1/3 Winter- und 2/3 Sommeraussaat. Unterzeichnet ist die Gesamtaufstellung von Friedrich Walter, Gerichtsverwalter, und den Gerichtsgeschworenen Kasper Böhme, Gottfried Scharf, George Gertitschke, Gottfried Hildebrandt, Hans Christoph Schmidt und Christian Mittmann. Da die Scholtisei in Händen der Herrschaft liegt, ist das damit verbundene Scholzenamt hinfällig geworden. Statt des Gerichtsscholzen ist ein Gerichtsverwalter bestellt. Aus späteren Aufzeichnungen ist ersichtlich, daß die Herrschaft den jeweiligen Gerichtsverwalter zum Gerichtsscholzen ernannte, wenn er sich würdig erwies. Das Scholzenamt ist nach 1691 meistens mit dem Gerichtskretscham (wie in vielen anderen Orten) verbunden.

Zuletzt sei noch ein Rückschluß auf die Bevölkerungszahl gestattet. Bei 29 Bauern und 47 Freigärtnern ohne Hofeleute (1619: 31 Bauern, 29 Freigärtner), und einer nicht unbedeutenden Anzahl von Inwohnern scheint die Zahl von 400 Einwohnern nicht zu hoch gegriffen. (1619 mit 300 angenommen.) Zieht man die Kriegswirren des vergangenen Jahrhunderts und die bedrückenden Verhältnisse der Nachkriegszeit in Betracht, dann bleibt der Fortschritt immerhin erstaunlich.

Aus dem Weißsteiner Schöppenbuch[1]) von 1733—50, in dem alle Käufer von Bauerngütern in diesen Jahren enthalten sind, erhalten wir noch eine Uebersicht über die Zinsen und Dienste, die jeder Bauer außer den angeordneten nebenbei zu entrichten hat. Christof Hausen aus Silberberg kauft die Weißsteiner

[1]) St. A. Rep. 39 F. S. J. Ortsakten von Weißstein.

Mühle mit Brettmühle um 530 Taler von Meister Christian Herbst. Neben den Normalsteuern sind im Kaufbrief besondere Lasten festgelegt. Von der Mühle sind zu entrichten „Sieben Malter Weizen-Mehl (?) Vier Scheffel Weizen, . . . Zwölf Species Dukaten, Achtzehn Kapauner oder vor jeden Zehn Silbergroschen. Ein Schwein zu Mästen oder 4 Rthlr. zu geben. Und dem herrsch. Vieh ohngenutzt zu schroten . . . .“

Für diese auffällig hohen Nebenabgaben (die Mühle ist meistens das reichste Grundstück) besitzt der Müller das Mahlrecht. „Hierentgegen ist die Weißsteiner Gemeinde gehalten, bei dem Besitzer der Mühle einmahlen zu lassen was sie brauchen“ . . . . „Anbei ist Besitzer der Mühle berechtigt, auf den Kauf zu backen, freyen Mehl- und Graupenhandel zu Kaufe, und am gewöhnlichen Wochenmarkt im Städtel Waldenburg zu haben.“ Als besondere Vorrechte des Mühlenbesitzers gegenüber den andern Bauern gelten noch die Freiheit, „zwei Melk Kühe“ ohne Entgelt zu halten, keine Hofedienste zu verrichten, die Gemeinde zu unentgeltlichen Ausbesserungsarbeiten an der Mühle heranzuziehen, wozu die Herrschaft das Holz liefert (die Vorrechte aller „Hofemühlen“).

Am 25. September 1733 verzichtet Christof Hausen auf sein Mahlrecht, so daß auch der Müller der Neu-Weißsteiner Mühle seine Kundschaft im Dorf finden kann. Sämtliche Zinsen und Dienste der Gemeinde-Mühle werden in Geld umgewandelt und ergaben den stattlichen jährlichen Steuerertrag von 150 Gulden 16 Sgl., ab Michaelis in vierteljährlichen Raten zu Fürstenstein zu zahlen.

Bei Verkauf anderer Bauerngüter erscheinen als besondere Leistungen für die Herrschaft: Jagdgeld oder Treiberdienste, Schafscheren, Garnspinnen oder Weben, unentgeltliche Pflege und Fütterung von Gutsvieh, ein fester jährlicher Kohlenzins außer den Nutzungszinsen. Ferner war jeder Bauer noch zu Handlangerdiensten bei Kirche und Schule verpflichtet und mußte zur Unterhaltung eines Wächters für das herrschaftliche Gut das Wächtergeld aufbringen, abgesehen davon, daß die Pfarrwidmut von den Dorfbewohnern (für Weißstein kommt die Waldenburger in Betracht) in Ordnung gehalten werden mußte und Steuern an Geld und Naturalien an den Pfarrherrn abzuführen waren.

Diese verwirrende Menge von Steuern (Staats- und grundherrlichen Steuern) und Diensten mußten lähmend auf jede gesunde und natürliche Fortentwickelung einwirken. Jeder rückständige Steuerzahler wurde erbarmungslos von Haus und Hof vertrieben oder aber durch „eingelegte Soldaten" zur Steuer gepreßt. Zusammenfassend für den Zeitraum von 1650—1740 sei ein Notschrei aus dieser Zeit gesetzt.[1])

„Eher wird der Dornenstrauch zuckersüße Feigen bringen,
eher wird die Eule besser als die Nachtigall singen,
eher wird der grimme Wolf sich mit sanften Schafen paaren,
eher wird man auf dem Meer als wie auf dem Lande fahren,
ehe man in Schlesien wird von keinen Steuern hören,
So die Seele des Vermögens fast bis auf den Tod verzehren.
Bei dem armen Landesmanne, der darüber geht zu Grunde
und daneben Mangel leid' selbst an seinem eigenen Munde.
Darum seid barmherzig doch ihr Steuer-Amts-Verwalter,
bis uns wieder segnen wird aller Dinge ihr Erhalter,
schicket nicht die Triller her, die man Exequirer nennet (Soldaten)
deren Herze ohnedies gegen uns mit Hasse brennet.
Ei so wollen dankbar wir immerfort ja uns erzeigen
und auch stille noch dazu von den Steuersorgen schweigen."

---

[1]) Werner, Chronik von Friedland S. 267.

VI. Weißstein unter preußischer Herrschaft bis zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit (1809).

1. Die Kriegsereignisse in unserer Heimat während der Schlesischen Kriege.

Am 16. Dezember 1740 überschritt König Friedrich II. die schlesische Grenze bei Krossen und nahm Schlesien für immer in Besitz.

Diese Tatsache erregte die schlesischen Gemüter ohne Ausnahme. Teils konnten sie ihren Jubel nicht unterdrücken, teils hörten sie mit finsterer Miene diese Nachricht an. Der protestantische Teil der Bevölkerung gab sich unverhohlener Begeisterung hin. Waren doch die Evangelischen in Schlesien gewohnt, ihren Befreier aus dem Norden kommen zu sehen. Für diese einfachen Gemüter erschien der Retter vom Glaubenszwange gleichzeitig auch als Befreier unerträglicher Lasten; mit welchem Rechte, mag noch dahingestellt bleiben. Der katholische Teil der Bevölkerung, innerlich noch protestantisch gesinnt, neigte ebenfalls dem Preußenkönige zu. So blieben nur wenige erklärte Preußenfeinde übrig. Schlesien gab damit dem Hause Habsburg die Quittung für die ununterbrochene Reihe seiner Bedrückungen in einer Weise, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Am 1. Januar 1741 erschienen die ersten Preußen in Freiburg. Die Einwohner empfingen sie mit Freuden, „ja, es sollen sogar einige unwillig gewesen sein, daß man ihnen nicht mehrere Soldaten ins Quartier gegeben" habe.[1]) Am 30. Januar erhielt Waldenburg eine Abteilung von 50 Preußen. Den Bewohnern schien es unmöglich, daß diese Leute von ihren Verpflegungsgeldern lebten und nichts von ihren Wirten verlangen durften. So lebhaft platzten in unserer Heimat Sympathie- und Antipathiekundgebungen gegenüber den Preußen aufeinander, daß der Graf von Hochberg bis auf weiteres in allen Bier- und Brannt-

[1]) Freiburgs Chronik von Würffel, S. 82.

weinhäusern den Feierabend auf 8 Uhr festsetzte und Gespräche „über gekrönte Häupter, Kriegs- und Religionssachen“ verbot.[1])

Kriegerische Ereignisse sind aus dem Ersten Schlesischen Kriege aus unserer Heimat nicht zu melden, da Friedrich mit dem Hauptheere längs der Sudeten nach Oberschlesien zog und das Haupttreffen bei Mollwitz (Brieg) in der schlesischen Ebene geliefert wurde.

Nach Friedensschluß und Einverleibung Schlesiens an Preußen geschah sofort die Neuorganisation der Verwaltung. Die überlebten Fürstentumstage und Ständeversammlungen, ein schwerfälliger und hemmender Verwaltungsapparat, wurden abgeschafft. Statt dessen erstanden die Zentral-Regierungsorgane der Provinz Schlesien, die Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau und die untergeordneten Kreise mit Landräten als Verwaltungsbeamten. Weißstein gehörte von nun an zum Kreise Schweidnitz (auch Waldenburg). Als Landräte wurden angesessene Edelleute bestellt, für Schweidnitz der Freiherr von Zedlitz. Der Graf von Hochberg behielt als Standesherr die oberste Gerichtsbarkeit, nur mußte er sich von nun an die Aufsicht der Oberamtsregierung in Breslau gefallen lassen.

Die Proklamation der Glaubens- und Gewissensfreiheit aber war das schönste Geschenk, das die neue Regierung den schlesischen Untertanen bringen konnte. Schon am 2. November 1741 erhielt Freiburg das Recht, eine evangelische Kirche einzurichten, wozu das bisherige Rathaus bestimmt und bereits am 10. Dezember der erste evangelische Gottesdienst abgehalten wurde. Am 12. Dezember berichtete Graf Hochberg in einem Gesuche an den König, daß „ihm seine Untertanen beweglich und mit thränenden Augen vorgestellet, was vor weite und beschwerliche Reise sie zu denen in Landeshut und Schweidnitz gelegenen Kirchen anstellen müßten.“ Er bat den König, die Erlaubnis zum Bau von evangelischen Kirchen in seinem Gebiet, unter anderen Orten auch für Waldenburg,[2]) und Salzbrunn, zu erteilen. Zur Begründung führte er an, daß „das kleine offene

[1]) Pflug S. 49.
[2]) Pflug S. 224.

Städtel Waldenburg nebst den in der Nähe herumliegenden Dörfern Bärengrund, Ober-Waldenburg, Steingrund, Weißstein und den Neuhäuser Gütern einen evangelischen Prediger unterhalten" würde, da sie „samt und sonders gegen 3 Meilen nach Schweidnitz" zu laufen und zusammen 2500 evangelische Einwohner haben.[1]) Von den ungefähr 450 Einwohnern Weißsteins ist kein einziger Katholik bekannt. Friedrich gab nicht nur die Genehmigung, sondern sagte auch Schutz des Gottesdienstes zu. Am 17. Januar 1742 bereits entsprach der Graf von Hochberg dem Gesuch, die große Stube im Rathause zu Waldenburg provisorisch als Betsaal einzurichten. Der erste evangelische Prediger war der bisherige Mittagsprediger zu Elftausend-Jungfrauen in Breslau, der Magister Nikolaus Keltz, der am 11. März feierlichst eingeführt wurde. Das Einkommen des neuen Geistlichen betrug 200 Taler Besoldung, 4 Klingelbeutel im Jahre, 4 Klafter hartes, 4 Klafter weiches und 4 Schock Gebundholz neben den anderen üblichen Einkünften und Diensten, die teils in Geld, teils in Naturalien von jedem Kirchspiel entrichtet wurden. In den ersten Kirchenvorstand kam als Vertreter Weißsteins Friedrich Walter.

Da sich für die zahlreiche Gemeinde der Rathaussaal zu klein erwies, ging man schon 1742 an den Bau eines hölzernen Bethauses, das mit Turm, Glocke und Orgel versehen wurde.

Nicht nur kirchlich gehörte Weißstein zu Waldenburg, es konnte auch seine Kinder dorthin in die neue evangelische Schule schicken. Als Kantor und Lehrer wirkte Georg Hänsel in Waldenburg, der 20 Taler Kantorgehalt jährlich erhielt (neben Naturalien und freier Wohnung) und sich verpflichten mußte, die Kinder in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens gegen Schulgeld zu unterrichten.

Im Jahre 1743 zählte die evangelische Kirchgemeinde etwa 3000 Seelen. Als Vergleichszahl seien die 11 katholischen Familien mit 139 Personen in Waldenburg selbst angeführt.

---

[1]) Fürstenst. Archiv B. 8 gen. 111 vol. 1.

Der Zweite Schlesische Krieg brachte eine kurze Unterbrechung der Entwickelung, die unter der preußischen Regierung ganz auffällig einsetzte. Im Sommer 1744 zog Friedrichs Heer durch unser Gebirge, um dem Angriff der Oesterreicher zuvorzukommen. Anfang Dezember kehrten die Preußen zurück und bezogen in unsern Dörfern die Winterquartiere. „Die Soldaten und Offiziere konnten die ausgestandenen Strapazen und Mühseligkeiten nicht kläglich genug beschreiben."[1]) Weißstein und die andern Dörfer glichen während des Winters einem großen Kriegslager. Der König besetzte die „ganze hiesige Gebirgsgegend und zog einen Cordon, damit die Oesterreicher ihnen nicht nach Schlesien nachdringen konnten.

Es passierte zwischen beiden Armeen diesen Winter über weiter nichts als Scharmützel, jedoch mußte die Gebirgsgegend wegen der überhäuften Einquartierung und den damit verbundenen andern Incommoditaeten (Unbequemlichkeiten) ungemein viel ausstehen. Es erregten sich daher viele Krankheiten und starben auch sehr viele von Bürgern, Bauern und Soldaten, besonders in der oberen Gebirgsgegend, wo sogar viele Soldaten in den Quartieren lagen".[2]) 1745 verließen die Preußen „die den Winter über besetzten Grenz-Orte, welche sie für den Winter über so gut als möglich mit Pallisaden fortificiert hatten." Weißstein scheint damals einer kleinen Festung geglichen zu haben.

„Bald darauf aber, nachdem die Preußen hiesige Gegend entblößet und verlassen, drang durch das Gebirge von Friedland herunter schon wieder ein Korps Oesterreicher . . ., welches sich im Gebirge bei Landeshut, Liebau, Grüssau, Schömberg und auf denen Dörfern darum verteilete und einquartierte, auch kam ein Teil nach Waldenburg und in die Fürstensteinschen Dorfschaften, ja nach Fürstenstein selber einige 100 Mann, welche hier brandschatzten und denen gegen 1000 Rthlr. mußten gezahlt werden."[3]) Diese Gäste waren den Weißsteinern wenig willkommen. Aus einer Reihe von örtlichen Nachrichten geht hervor, daß die Oesterreicher in die Dörfer einfielen, die Dorfschulzen traktierten, bis die ihre

[1]) F. A. B. 8. E. 1.
[2]) F. A. B. 8. F. 1.
[3]) F. A. B. 8. F. 1.

Kassen herausgaben, in einzelne Häuser eindrangen und das Wertvolle raubten.[1]) Auch Weißstein scheint ziemlich stark gelitten zu haben, denn eine Reihe von Hausverkäufen lassen darauf schließen, daß die Besitzer, durch Raub verarmt, zum Verkauf ihrer Anwesen gezwungen waren.

Nach der entscheidenden Schlacht von Hohenfriedeberg am 4. Juni glaubten die Bewohner, endlich von den räuberischen Oesterreichern befreit zu werden. Aber noch weiter hielten die Scharmützel zwischen leichten preußischen und österreichischen Truppen an. Unversehens drangen österreichische Reiter in Wüstegiersdorf, Lomnitz, Friedland, Langwaltersdorf und sogar bis Waldenburg vor, raubten in aller Geschwindigkeit die Ortschaften aus und verschwanden dann schnell wieder über die Grenze, um den rächenden Preußen zu entgehen. Am 25. September geschah in Waldenburg eine entsetzliche Plünderung durch etwa 100 Panduren, die wohl die schrecklichste des 17. Jahrhunderts für das Städtel gewesen ist. 15 Stunden lang hausten die Panduren, raubten öffentliche und private Gelder, warfen die Waren der Kaufleute auf die Straße, zertraten und besudelten die weiße Leinwand, prügelten und verwundeten die Einwohner und hinterließen bei ihrem Abzuge einen Schaden von 14 788 Talern.[2])

Bezeichnend für die damaligen Zeitverhältnisse ist die eine Tatsache, daß sehr oft mit den österreichischen Reitern gleichzeitig böhmische Bauern mit Gespannen erschienen, die geraubten Gegenstände auf ihre Wagen verluden und sofort wieder über die Grenze entwichen. So berichtet der Amtmann von Hof-Göhlenau: „Es ist nunmehr das Unglück da und sind heute gegen 10 Uhr österreichische Husaren mit böhmischen Bauern eingefallen, sie brachten Wagen mit und plünderten in Göhlenau soweit sie konnten, und während die Preußen schon im Dorfe waren, zogen jene noch die Pferde aus dem Stalle und gingen nach Böhmen ab; sie haben die Leute bis aufs Hemd ausgezogen, mit dem Pallasch übel traktiert und sich unmenschlich gebehrdet, nun steht der Hof bloß und verlassen.[3])

---

[1]) St. A. Rep. 135 E. 86 a.
[2]) Genaues darüber siehe Pflug S. 53 f.
[3]) Kerber, Fürstenstein, S. 87.

Erst Anfang Dezember gelang es den verstärkten preußischen Truppen, die Räuber ganz und gar aus unserer Gegend zu vertreiben. Am 25. Dezember kam endlich der heißersehnte Friede, zu Dresden geschlossen.

Die folgenden 10 Friedensjahre vergingen unter Wiederaufbaumaßnahmen. Die Kolonie Konradsthal, 1708 von Konrad von Hochberg ausgesetzt, erhielt 1735 eigene Dorfgerichte und wurde damit zum selbständigen Gemeinwesen. Aus den benachbarten Gemeinden Hartau und Neu-Salzbrunn,[1]) die in ihrer wirtschaftlichen Not nicht leben und nicht sterben konnten, kauften sich die Begütertsten in Weißstein ein. Für Weißstein selbst bedeuten diese 10 Friedensjahre eine Zeit ungeahnten Aufschwungs, weit über die Wiederaufbauarbeit hinausgehend.

An Hand von Zahlen möge die Entwicklung Weißsteins dargetan sein. Das Jahr 1740 zählte in unserem Heimatdorfe 452 Einwohner. Diese Zahl setzt sich zusammen aus 96 Männern und 95 Ehefrauen, 122 Knechten und Jungen, 121 Mägden und Mädchen und 18 Witwen.[2]) Auf Rechnung des Bauernstandes kommen 31 Bauern mit 31 Ehefrauen, 43 Söhnen und 42 Töchtern. Freigärtner sind 32 mit 32 Ehefrauen, 29 Söhnen und 34 Töchtern. An Hofegärtnern zählt man 18 mit 18 Frauen, 24 Söhnen und 19 Töchtern. Hausgenossen oder Inwohner zählen wir 16 mit 15 Ehefrauen, 13 Söhnen und 12 Töchtern. Auffällig ist das wenn auch geringe Uebergewicht der männlichen Bevölkerung.

Noch genauere Einblicke in die damaligen Weißsteiner Verhältnisse gewährt eine Uebersicht, nach Berufen geordnet. Die Zahl der mit Landwirtschaft Beschäftigten (Bauern, Freigärtner und Hofegärtner) ist bereits angegeben. Die Freigärtner und Hofegärtner waren oft noch nebenberuflich tätig, da ihre Wirtschaft geringeren Umfang als die der Bauern aufwies. Hausgenossen und viele Söhne gingen oft einem anderen als dem bäuerlichen Beruf nach, da ja das vorhandene Land bis zum letzten Stück verteilt war.

---

[1]) Hartau um 1550, Neu-Salzbrunn 1609 vom Grundherrn erbaut aus der spekulativen Absicht, aus dem untertänigen Lande mehr Steuern herauszuholen. Beide sind ohne große Dorfflur und haben bis heute wirtschaftlich schwer zu kämpfen.

[2]) F. A. B. 8. gen. 111, vol. 1. — Untertanenlisten Weißsteins von 1740—1809.

Es sind vorhanden:

Der Gerichtskretschmer, 4 Schmiede, 1 Schlosser, 2 Schneider, 2 Schuhmacher, 1 Fleischer, 1 Bäcker,	meist Freigärtner, deren Söhne, oder auch Bauernsöhne.
1 Zimmermann, 1 Tischler, 1 Stellmacher, 5 Maurer, 13 Weber, 5 Rockenspinner, 22 Tagelöhner, 2 Kohlarbeiter,	Hofegärtner, Hausgenossen und deren Söhne.

Die Anzahl der ehedem städtischen Berufe (Schneider, Schuhmacher) belehrt uns, daß das heiß umstrittene Recht der städtischen Meile innerhalb 100 Jahren gegenstandslos geworden ist. Jedes Dorf besitzt jetzt seine Handwerker.

Wir sehen innerhalb der Dorfflur einen fest gegründeten Stand, die Bauern. Unerschütterlich hält sich die Zahl der Bauernstellen, wird ungeteilt vom Vater auf den Sohn vererbt und auch nur ungeteilt verkauft. Der Grund dazu liegt in der festgegründeten Kohlengewerkschaft. Zu jedem Bauerngut gehörte ein bestimmter Anteil von Weißsteiner Bergwerk, schon damals Kuxe genannt, und da eine Kuxe nicht aufzuteilen ging, verbot sich auch eine Teilung der Güter, auf die sie unveräußerlich verschrieben waren.

Alle andern Dorfbewohner sehen wir um die Notdurft des Lebens haupt- und nebenberuflich ringen. Waren auch Berufe wie Bäcker, Schmiede und dergl., die hauptsächlich von Freigärtnern ausgeübt wurden, im Dorfe angesehen (die Gerichtsverwalter waren in Weißstein mehrfach Freigärtner), so sprechen doch die öfteren Verkäufe in jener Zeit (subhasta oder freiwilliger Verkauf wegen

Schulden) ein deutliches Wort über die Not jenes Standes. Von der Not der übrigen zu berichten ist nicht notwendig.

Das Auffälligste an der Statistik ist die Zahl der Weber und Rockenspinner im Verhältnis zu der der Kohlenarbeiter. Waren wir nach den Berichten von 1720 versucht, an ein Aufblühen des Bergbaubetriebes zu glauben, so enttäuscht uns die Zahl der Kohlenarbeiter von 1740. Hermsdorf und Altwasser betrieben damals den Bergbau schon großzügiger als Weißstein, wie die dortigen Untertanenlisten berichten. Der Grund in der Weißsteiner Entwicklung kann nicht allein in den bedrückenden Rechtsverhältnissen liegen, von denen die andern auch getroffen wurden. Vielleicht finden wir ihn in dem Stolz der Weißsteiner Bauern, die sich in der Hauptsache als Bauern fühlten und das Bergwerk immer noch als Nebenerwerb betrachteten. Es mag auch sein, daß der unternehmende Geist innerhalb der Weißsteiner Gewerkschaft fehlte, um bessere und größere Grubenanlagen mit etlichen Unkosten einzurichten.

Der Bevölkerungszuwachs ist also nicht auf Grubenindustrie, sondern auf die Hausindustrie der Weber zurückzuführen. Wir erinnern uns, im Laufe der Jahrhunderte nur einem Weber begegnet zu sein. Desto auffälliger erscheint uns die jetzige Zahl. Dort, wo die Weberei als Hausindustrie auftritt, müssen wir immer mit einer vollkommenen Verarmung des betreffenden Teiles der Bevölkerung rechnen. Was die Bauersfrau nebenbei an den langen Winterabenden trieb (Spinnen und Weben), das konnte unmöglich ohne Not eine ganze Familie, die allein darauf aus sonstigem Arbeitsmangel angewiesen war, ernähren.

Zum Schluß dieser Statistik erklären uns Geburten- und Sterblichkeitsziffern noch das Uebergewicht der männlichen Bevölkerung. 1740 werden 10 Knaben und 5 Mädchen geboren (15 Personen), es starben insgesamt 17 Personen (2 Männer, 5 Knechte und Jungen, 4 Frauen und 6 Mägde und Mädchen).

Die Entwickelung Weißsteins bis zum Siebenjährigen Kriege verläuft in steigender Kurve ziemlich gradlinig. Jährlich erleben wir eine fast regelmäßige Bevölkerungszunahme, die in der Hauptsache auf Zunahme der Hausindustrie zu setzen ist. Wir verstehen das ohne weiteres aus den Verfügungen Friedrichs II. heraus, die Leinenindustrie in Schlesien zu heben. Waldenburg verdankt sein Auf-

blühen in jener Zeit allein dieser Fürsorge um Leinwandherstellung, und die nahegelegenen Dörfer wurden in diese Entwickelung hineingerissen. Auf der einen Seite sehen wir unter der ärmsten Bevölkerung Arbeitsmangel, auf der anderen entsteht eine bevorzugte Industrie. Die Folge mußte sein, daß sich ihr die Tagelöhner verschrieben ohne Rücksicht darauf, daß diese Industrie sie nur kümmerlich nährte. Es war ihnen gleich, bei welcher Beschäftigung sie darbten.

Aus den oben beschriebenen Umständen geht hervor, daß der Bergbau damals stiefmütterlich behandelt wurde. Nirgends weisen irgend welche Nachrichten auf eine außergewöhnliche Förderung des Bergwerks hin wie bei der Leinenindustrie. Von den 509 Einwohnern, die Weißstein 1755 zählt, sind nur drei als Kohlenarbeiter beschäftigt, während die Zahl der Weber bedeutend gestiegen ist.

Erst nach dem Siebenjährigen Kriege begann man mit der Kohlenindustrie als einem wichtigen volkswirtschaftlichen Faktor zu rechnen.

Erwähnt muß aus jenen Jahren noch die große Zahl der Förder- oder Freibriefe werden. In den Zeiten, da die Grundherren infolge der Gesindegestellungen über mehr Arbeitskräfte als notwendig verfügten, waren sie nicht abgeneigt, gegen bestimmtes Entgelt Untertanen von ihrer dreijährigen Hofedienstzeit zu befreien. Später gestatten die Herrschaften auch den Loskauf von allen übrigen persönlichen Hofediensten. Als Urkunde erhielten die Untertanen den Förder- oder Freibrief. Ein großer Teil der Bauern kaufte sich im Laufe der Jahre von den Hofediensten los, sogar ein Hofegärtner hat „laut Quittung vom 15. Dezember 1753 die zu dienen schuldigen 3 Jahre bezahlt mit 2 Dukaten."

Im Zusammenhang damit sei auf eine andere drückende Fessel hingewiesen. Der Untertan durfte nur mit Genehmigung der Herrschaft den Wohnsitz wechseln. Zog er in ein Dorf, das einer anderen Herrschaft untertänig war, dann hatte er einen „Los-Zettel" zu kaufen, der die Genehmigung der Grundherrschaft enthielt. Verheiratete sich eine Weißsteiner Bauerntochter nach Adelsbach (Czettritz gehörig), mußte sie sich von Fürstenstein mit mehreren Dukaten loskaufen. Von 1748 ist uns ein solcher Los-Zettel erhalten:

„Ich Heinrich Ludwig Karl, Graf von Hochberg usw. uhrkunde und bekenne hiermit, daß ich Vorzeiger dessen, Georgen Gottfried Grethens, Inwohner aus

Weißstein, ehelicher Sohn, auf demütiges Bitten, die mir bisher verbundene Erbuntertänigkeit dergestalt in Gnaden entlassen, daß selbiger hierfür als quitt, frei, los und ledig, von mir und männiglich ungehindert, aller Orten auf- und angenommen werden möge. Jedoch mit dem ausdrücklichen Bedingen, daß sothane Loslassung nur insoweit, als George Grethe in den Königlich Schlesischen und Glatzischen Lande verbleibt, gültig".[1])

Zu welchem Wohlstande die Weißsteiner Bauern in den wenigen Jahren preußischer Herrschaft gelangt waren, beweisen Zahlen. Ein Bauerngut galt in den fünfziger Jahren 600—800 Mark, der Gerichtskretscham brachte 1750 sogar 1200 Mark. Die Steigerung des Grundwertes setzte sich in den folgenden Jahren noch fort, so daß 1754 die Neu-Weißsteiner Mühle für 1800 Reichstaler verkauft werden konnte. (Der Käufer, Meister Daniel Grounow aus der Mittelmark). Ist eine Mühle auch an und für sich höher zu bewerten als ein Bauerngut, so handelt es sich doch hier um eine minderwertige Mühle, sie „lieget an sehr unbeständigem Wasser" und „wird in der Hauptsache durch Regenwasser" betrieben.

Diese Nachricht ist uns ein Beweis, daß man als preußischer Untertan mehr Freiheitsdrang und Unternehmungslust offenbaren durfte. Noch mehr neue Namen erscheinen damals neben denen der uns bereits bekannten altangesessenen Weißsteiner Bauernfamilien. Meist sind die Zuziehenden Weber. Die angesehensten unter ihnen sind die Familien Rößel, Hause, Mitmann und Thiel, denn sie kaufen sich in Weißstein ein. Es handelt sich hier um Freigärtner, die an anderen Orten ihr Anwesen aufgegeben haben und sich in das reine Bauerndorf Weißstein drängen, um weniger unter der Konkurrenz anderer Handweber ihrer Weberei nachzugehen. Nicht bloß die einsetzende Freizügigkeit scheint auf eine Lockerung des grundherrlichen Druckes hinzudeuten, auch der schon erwähnte Loskauf von Lasten und Diensten wird in einer Weise ermöglicht, die uns in Erstaunen setzt. So erscheint mehreremals bei Verkauf von Bauerngütern und auch im Grundbuch[2]) 1748 die Notiz: Der Besitzer „ist von allen Roboten und Be-

[1]) Schw. A. 2. Rep. 1. Alph. Litt. F.
[2]) St. A. Rep. 201 a. Kat. Arch. B. 284.

schwerungen, wie die Namen haben mögen, gänzlich befreiet". Nicht ohne Erfolg hatte Friedrich der Große auf das Bauernlegen Todesstrafe gesetzt und die Ermäßigung der Bauernlasten mit schweren Strafen teils erzwungen, teils (in Schlesien) angedroht. Daß daneben der „Bauer Hans Christof Schmidt an Zins schuldet 16 Scheffel Kohle", also sogar noch den Kohlenzins in Naturalien entrichten muß, spricht nur dafür, mit welcher Zähigkeit die Grundherrschaft an den alten Vorrechten festhielt.

Im Jahre 1755 starb der Reichsgraf Ludwig Karl von Hochberg. Die Herrschaft Waldenburg und die Güter Weißstein und Hartau fielen an die den Hochberg verwandte Familie von Reuß. Aber schon 1764 verkaufte Heinrich XXXV. Reuß, Graf von Plauen, die genannten Besitzungen an die Familie Hochberg zurück.

Der folgende Siebenjährige Krieg 1756—63 unterbrach nicht nur die Entwickelung unseres Heimatortes, sondern brachte darüber hinaus unabsehbaren Schaden für Weißstein.

Schon von Beginn des Krieges an mußte unsere Heimat restlos zu den Lasten des Krieges beisteuern. Von November 1756 bis Juni 1757 stand der preußische General Winterfeld längs unserer Grenze. In aller Eile wurden gegen die drohenden Oesterreicher Schanzen aufgeworfen (Reste davon sind noch zu sehen auf dem Kirchberg in Friedland und auf der Hohen Eule), die das Vordringen der Oesterreicher aber nicht hindern konnten. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) setzte sich ein Korps Oesterreicher zwischen Landeshut und Freiburg fest. Hatte bis dahin Weißstein seine Kriegssteuern an die Preußen entrichtet, so mußte es jetzt in verstärktem Maße an die Oesterreicher liefern. Hand in Hand mit der Steuereintreibung gingen Plünderungen durch österreichische Truppen. Im Dezember, nach der Schlacht bei Leuthen, räumten die Oesterreicher unsere Gegend. Statt dessen wurden die Dörfer von preußischen Truppen überschwemmt.

Groß waren auch deren Anforderungen. In Waldenburg errichteten sie ein großes Magazin, und alle umliegenden Dörfer mußten Lebensmittel und sonstige Naturalien liefern. Preußische Kommandos zogen umher und requirierten. Liebichau und Freiburg mußten Lazarette für die vielen Typhuskranken einrichten.

Leider wurden die Krankheiten auch unter die Bewohner der Dörfer getragen, und sehr viele Weißsteiner starben nach örtlichen Nachrichten am „hitzigen Fieber".

Das Jahr 1758 verging. Bald requirierten die Preußen, bald wieder österreichische Husaren, und führten das Notwendigste fort.

Im folgenden Jahre erlebten unsere Vorfahren neue, schlimmere Drangsale. Die Oesterreicher wollten Schweidnitz erobern und drangen, da preußische Truppen nur den Landeshuter Paß deckten, über Friedland, Waldenburg, Weißstein und Salzbrunn nach der schlesischen Ebene vor. Wieder trafen fast untragbare Lasten auch unser armes Weißstein. Da die Oesterreicher erfolglos blieben, zogen sie denselben Weg nach Böhmen zurück. Wie bei ihrem Vordringen, so wiederholten sich jetzt die Schreckenstage für die Gebirgsdörfer.

Das Jahr 1760 fand vollkommen ausgesogene Dörfer und verzweifelte Menschen in unserer Heimat vor. Noch aber war der Krieg nicht zu Ende. Von neuem besetzten die Oesterreicher die Gebirgsorte. Ihr Hauptquartier lag längere Zeit in Waldenburg. Die 13 000 Preußen unter General Fouqué, die zum Schutze hiergeblieben waren, mußten sich den vierfach überlegenen Oesterreichern nach tapferer Gegenwehr ergeben. Nun stand ganz Schlesien den Feinden offen. Tausende von Oesterreichern überschwemmten unsere Heimat und erpreßten von den Bewohnern das Letzte. Es blieb nicht bloß bei den ausgeschriebenen Kontributionen; die verrohten Soldaten begannen zu plündern und zu morden. Zog sich auch das Hauptheer der Oesterreicher bis hinab nach dem Zeiskenberg, nach Freiburg, Fürstenstein und Bögendorf, so blieb Weißstein doch immerhin noch nahe genug am Kriegsschauplatz, um jederzeit neuer Erpressungen oder kriegerischer Ereignisse gewärtig sein zu müssen. Während die Bewohner und auch teilweise die Soldaten Not litten, feierten die hohen Offiziere des Hauptquartiers in Freiburg glänzende Feste, zu deren Deckung von österreichischen Kommandos die Unkosten von den Bewohnern der Umgegend eingetrieben worden waren.

Die Aussicht auf Frieden erschien auch 1761 noch nicht. Die feindlichen Bedrückungen wurden im Gegenteil noch ärger. Die größte Landplage, die Russen, erschienen und richteten Verwüstungen an, die alle bisherigen Kriegsschäden übertrafen. In Polsnitz und Zirlau allein zerstörten sie 76 Häuser. Sie gingen sehr

unvorsichtig mit Licht um, und in den Dörfern, in denen Russen lagen, war jede Nacht ein Brand zu erwarten. Beim Löschen des Brandes waren dann die Russen immer sehr schnell zur Stelle, stahlen die ledernen Feuereimer (in Polsnitz über 100) und besohlten damit ihre Stiefel. Mehrere Brände in Weißstein sind ebenfalls auf plündernde Russen zurückzuführen.[1])

Eine handschriftliche Chronik[2]) gibt Zeugnis davon, welche Mühsale unsere Heimat in jenen Jahren auszustehen hatte.

„Um diese Zeit wurden auf allen Bergen und Anhöhen Läger aufgeschlagen und in den Dörfern war nicht wenig Einquartierung. Fourage und Schlachtvieh-Lieferungen und dergl. war kein Ende, bis fast alles geräumt war, und auf dem Felde wurde meistenteils alles Getreide grün wegfouragiert. — Der Schanz- und Holzarbeit, Blockhäuser zu erbauen, auf allen Seiten Verhaue in den Wäldern zu machen, Leute in Feldbäckereien, in die Lazarette zu Krankenwärtern und dergl. zu stellen war kein Ende. Als Pferde und Wagen sämtlich verloren gegangen, wurden Groß und Klein, Manns- und Weibspersonen genötigt, die Fuhren mit Karren und Radwern zu verrichten. Hierbei sind dergl. Prästanden nicht nur von einem Orte, sondern oftmals von vielen Orten zugleich ausgeschrieben und zu verrichten anbefohlen worden. Da natürlicherweise ein Mensch nicht mehr als eine Arbeit auf einmal zu verrichten im Stande ist, so mußten Fuhren und Handdienste, die nicht in natura zu prästieren möglich, mit vielem Gelde ausgeglichen werden. Bei der Holzarbeit, bei den Verhauen in den Wäldern verunglückten viele Personen, und die Krankenwärter in den Lazaretten wurden größtenteils selbst krank und starben. Die Kaiserin und Königin von Oesterreich-Ungarn hatte zwar den kommandierten Chefs ausdrücklich befohlen, bei der Armee gute Mannszucht zu halten und es wurden auch hin und wieder Schutzbriefe gegeben. Allein es wurden dennoch, sowohl bei Tage als bei Nacht, besonders durch die herumschweifenden Kroaten viele Einbrüche und Gewalttätigkeiten verübet. So sei nur ein Vorfall erwähnt, daß am 23. September 1760 Kroaten den Gerichtsmann George

---

[1]) Würffel, Freiburgs Chronik.
[2]) Vogt, Wüstegiersdorf S. 39.

Stänger in Steinau das vorhandene Rindvieh wegtreiben wollten, und als er sich zur Wehr setzte, ihn zusammen schossen.

1761 wurden aus demselben Steinau zwei Inwohner, Friedrich Vogt und David Hähnel, von österreichischen Truppen arretiert, weil sie einem Soldaten beim Desertieren Vorschub geleistet hatten. Vogt ist gehenket worden, Hähnel auf Festung gekommen. Nicht zu gedenken, wie übel viele Personen bei Fuhren und Handarbeit von den Soldaten mit Schlägen tractiert worden.

Scholzen und Gerichtsleute erhielten alle Befehle zu vorgenannten Lieferungen und Leistungen unter Androhung der schärfsten Strafen, und die militärische Exekution folgte auf dem Fuße.

Als in den Ortschaften nichts mehr vorhanden war, und nichts mehr verschafft werden konnte, wurden die Scholzen und Gerichtsleute aufs schärfste angegriffen, gemißhandelt und mit Arrest und Gefängnis gequält, und wenn sie um Gnade baten, hieß es: „Bei Gott ist Gnade, aber hier nicht.“ Viele Personen starben vor Angst, Schreck und Furcht, viele auch aus Not und Hunger —“ Eine andere Chronik schreibt:[1]) „Da das Gemüse bei weitem nicht reichen wollte, kochten sich die österreichischen Soldaten Melden und andre wilde Kräuter, selbst junge Baumblätter wurden als Gemüse gekocht und gegessen“.

1762 endlich begann die Friedenshoffnung zu steigen. Die russische Kaiserin, die unversöhnliche Feindin Friedrichs des Großen, starb, und ihr Neffe Peter III., ein Verehrer Friedrichs, bestieg den Thron. Während sich nun auf kaiserlichen Befehl die russischen Truppen neutral verhielten, teils sich drohend gegen die Oesterreicher aufstellten (sie lagen in der Gegend von Freiburg bis Nieder-Salzbrunn), konnte Friedrich die erfolgreiche Schlacht bei Burkersdorf beginnen und Schweidnitz einnehmen. Darauf wandte er sich nach Sachsen. Unsere Heimat blieb von Oesterreichern bis zum Hubertusburger Frieden besetzt. (15. Februar 1763.) Bezeichnend ist, daß bei Friedensschluß die Oesterreicher noch in aller Eile aus unsern Dörfern erpreßten, was irgend herauszuholen war. Noch im Februar zogen sie rückständige Steuerbeträge unter den größten Schikanen ein. Die Un-

[1]) Würffel, Freiburgs Chronik.

möglichkeit, aus den gänzlich verarmten Dörfern noch etwas zu erpressen, erregte sie derartig, daß sie die Dorfschulzen in strengen Arrest setzten. Während zu der Zeit in der schlesischen Ebene bereits begonnen wurde, die verwüsteten Häuser aufzubauen und Handel und Gewerbe wieder in Fluß zu bringen, lebte unser Gebirge noch unter dem stärksten Drucke der Feinde.

Welche Schäden Weißstein in den sieben Kriegsjahren davongetragen hat, bezeugen die Weißsteiner Schöppenbücher aus jener Zeit (1. Schöppenbuch von 1733—58. 2. Schöppenbuch 1759—81).

Von 1756 an erfolgen, wie auch in vorhergehenden kriegerischen Zeiten, die Käufe von Bauerngütern, Freihäusern und Hofehäusern subhasta. Die wirtschaftliche Not zwang entweder die Besitzer zur freiwilligen Veräußerung, oder die Gläubiger stellten ihrerseits Antrag beim obersten Gerichtsherrn, dem Grafen von Hochberg. Einige Fälle sind notiert, die uns berichten, daß Eigentümer von den Kaiserlichen erschlagen worden sind. Am meisten spricht für die Not der Kriegsjahre die Tatsache, daß sich für die erledigten Stellen nur selten Käufer fanden. In solchen Fällen wurden andere Dorfbewohner durch das Los zum Kaufe gezwungen. Gottlieb Gertitschkens Hofestelle Nr. 10 „welche, nachdem sich dazu bei gegenwärtigen unruhigen Zeiten kein Käuffer gefunden, durchs Los dem bisherigen Hausgenossen Heinrich George Klöppel zugefallen“, ist ein sprechendes Beispiel, nur aus der Menge der übrigen herausgegriffen. Auch der geringe Kaufpreis von 14 Mark bestätigt uns wieder die alte Erfahrung, daß in kriegerischen Zeiten Grund und Boden an Wert verlieren. Am meisten hatten die Armen unter den Kriegswirren zu leiden. Sie standen schon nach der ersten feindlichen Einquartierung vor dem Nichts und suchten ihr Heil in der Flucht. So wird mehrfach von „entwichenen“ Häuslern berichtet, deren Anwesen zwangsweise verkauft wird. Grade das Verhalten der Aermsten gibt uns ein Bild von der überaus traurigen Lage während der Kriegszeit. In den vorangegangenen Friedensjahren 1748—50 hatte der Graf von Hochberg eine Menge Häusler auf der Aue ansässig gemacht. Die Dorfau, in früheren Zeiten Allgemeinbesitz der Bewohner, taucht in diesen Jahren als Eigentum des Grundherrn auf. Er verkauft den Zuziehenden „ein Fleckel Aue“, schießt ihnen Geld und Material zum Hausbau vor und schafft auf

diese Weise das erste Weberproletariat in Weißstein. Meistens durch Hausindustrie, weniger durch Dienstarbeit bei Bauern oder als Kohlengräber, mußten die Auenhäusler ihr Dasein fristen. Die Ansiedlung einer Weberkolonie in unserm Dorfe geschah aus rein spekulativen Absichten heraus: um mehr Steuern und Roboten herausholen zu können.[1]) Diese Absicht wird ohne weiteres klar, wenn man erfährt, daß ein Weber „2 Frohntage und Leinwand zu wirken" hat, oder aber alle sechs Wochentage gegen kärgliches Verdienst Frohnarbeit verrichten muß. Was dem Grundherrn auf der einen Seite durch Förderbriefe an Arbeitskräften verloren ging, holte er auf der andern Seite unter den wirtschaftlich Schwächsten wieder heraus. Diese Siedelungsversuche sind eine weitere Etappe in dem jahrhundertelangen Kampfe zwischen Grundherrn und Untertan, die zu Friedrichs Zeiten eine glatte Umgehung der Bestimmungen des obersten Gesetzgebers bedeuteten.[2])

Wie verkehrt diese Art Siedelungspolitik angelegt war, bewiesen die Kriegsjahre. Nicht nur, daß die bedrückten Weber und Häusler entwichen, um den steigenden Kriegslasten zu entgehen, andere ergriffen mit Freuden jede Gelegenheit, um zu den Soldaten zu gehen. Eine kleine Randglosse für die damaligen Zeitverhältnisse ist die Nachricht, daß ein Fuhrknecht, der Bagagefuhren für preußische Truppen mitmachen mußte, „abgekommen und seit dem spurlos verschwunden sei." Dieser Fall steht nicht einzig da. Andere Häusler und Weber ließen sich offen anwerben, ob von Preußen oder Oesterreichern, war ihnen gleichgültig. Weißsteiner Kinder haben im Kriege teils auf österreichischer, teils auf preußischer Seite gekämpft. Dieser Mangel an Vaterlandsliebe braucht uns nicht zu entsetzen. Der damalige Untertan kannte kein Vaterland, er wußte nur von einer Obrigkeit, die ihn bedrückte. Deshalb suchte er dieser Obrigkeit zu entgehen.

In den genannten Fällen sind diejenigen noch nicht einbegriffen, da zwangsweise aus Weißstein junge Leute als „Recrouten" fortgeführt wurden. Auch

[1]) Vergleiche hierzu Hartau und Neu-Salzbrunn, aus denselben spekulativen Absichten heraus vom Grundherrn erbaut und von Anfang an bis in die Neuzeit ohne große Entwickelungsmöglichkeit.

[2]) Mehr als zwei Frohntage waren durch Friedrich d. Gr. streng verboten worden.

an Abenteurern scheint es nicht gefehlt zu haben. Der Bauernsohn Hans Friedrich Tschersich stand als Feldscher in königlichen Diensten und ist bis 1776 noch nicht in die Heimat zurückgekehrt. Soweit an Hand von Urkunden festzustellen geht, sind nicht weniger als 15 Soldaten von Weißstein gestellt worden. Wollte man noch alle diese Fälle zählen, bei denen man von irgend einem Burschen „nichts weiß", oder der „mit königlichem Fuhrwerk weggegangen ist", da „nicht zu erforschen gewesen, wohin er gekommen", der sich „bei Gelegenheit einer Transportfuhre verlohren" habe, so käme man mindestens auf die doppelte Anzahl.[1])

Auch die Einwohnerzahlen sprechen ein deutliches Wort von den Kriegsnöten. Weißstein zählt im Dezember 1764, also beinahe zwei Jahre nach Friedensschluß, 436 Einwohner gegen 509 im Jahre 1755.

Nur 71 Ehepaare sind noch vorhanden (101 Paar),[2]) dafür aber 30 Witwen (5). Die Kinderzahl ist ebenfalls zurückgegangen. 111 Knechte und Jungen (130) und 136 Mägde und Mädchen (143) zählen die damaligen Untertanenlisten. Auffällig erscheint es, daß die zehn freiledigen Wirte besonders in den Endzusammenstellungen erwähnt werden.

Eine leise Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg beschleicht uns, wenn wir 1764 hören, „das Mühlgutt gehört gegenwärtig zum Dominio" (Neu-Weißstein, dazu gehörte der Westteil des Gleisberges mit dem schon damals betriebenen Steinbruch, heute der Stadt Waldenburg gehörig).

Auch nach dem Kriege blieben die wirtschaftlichen Verhältnisse für einen Teil der Bewohner bedrückend. Noch 20 Jahre nach Friedensschluß liegen „Kriegskosten" auf einzelnen Freihäusern, wie Verkaufsakten melden. Das können wir uns nur daraus erklären, daß nach dem Kriege die staatliche Steuerschraube scharf angezogen wurde. — Ergötzlich ist zu lesen, wie der katholische Klerus von Friedrich dem Großen ebenfalls zu Steuern verpflichtet wurde. „Es ist nach königl. Anordnung eine neue Steuereinrichtung gemacht worden und sie (kathol. Geistlichkeit) zu Beitragung der Steuer Accise und des Servises in Ansehung ihrer Wiedmuthen

---

[1]) F. A. B. 8. gen. 111 vol. 1.

[2]) Die Zahlen in Klammern sind die von 1755.

und Einkünfte gezogen worden, half dagegen alles protestieren nichts, daher sie verzweifeln wollten und ihre vorigen häufigen Ausgaben und Schmaußereien gar sehr ins Enge ziehen mußten."[1])

Auch der Grundherr vergaß nicht, auf die ihm zufallenden besonderen Steuern und Dienste zu achten. Deshalb ist es zu verstehen, daß 1767 Hans Friedrich Gertitschke „mit Weib und Kind entlaufen, und soll, wie vermuthend, sich in Pohlen aufhalten". Von einem anderen Häusler wird berichtet, er sei mit seiner Familie „abwesend, und niemand weiß ihren Aufenthalt".

Hatte der Krieg bereits unserem Dorfe schwere Lasten aufgebürdet, so fehlte es auch in der Nachkriegszeit nicht am wirtschaftlichen Druck, der, wie auch die heutigen Zeiten lehren, zu übermäßig großem Teile auf die arme Bevölkerung abgewälzt wurde. Die Betroffenen zogen ein unsicheres Leben in der Fremde dem unerträglichen Drucke vor, der ihnen das Leben in der Heimat nicht ermöglichte.

2. Der Uebergang Weißsteins zur Industriegemeinde.

Der Weitblick Friedrichs des Großen, dem Schlesien soviel verdankt, hatte für die schlesische Textilindustrie eine große Zukunft vorausgesehen. Seine Maßnahmen zur Hebung der Leinenindustrie griffen derartig durch, daß sich innerhalb 20 Jahren das Waldenburger und Schweidnitzer Gebiet zu einem achtbaren Konkurrenten auf dem deutschen, ja sogar europäischen Leinenmarkte entwickelte. Es war nicht seine Schuld, daß die neue Industrie und das damit beschäftigte Webervolk zu einem Ausbeutungsobjekt der Grundherren wurde, wie die Weißsteiner Verhältnisse beweisen. Hatte einerseits der König versucht, dem gedrückten Stande der Bauern, Gärtner, Hofeleute und Weber Erleichterung in ihren grundherrlichen Lasten und Diensten zu verschaffen, so hatte er andererseits dem Adel neuen Machtzuwachs durch Besetzung der Landratsämter zugeschanzt. Er war wohl der Mann, um unberechtigte Ansprüche des Adels gegen das absolute Königtum energisch zu-

[1]) F. A. B 8. F. 1.

rückzuweisen. Weniger Interesse brachte er den bedrückenden Verhältnissen im Lande entgegen, solange sie seiner Meinung nach nicht den Ausbau seiner weittragenden Ideen hinderten. Deshalb gibt er wohl Verordnungen über Verminderungen der Lasten der Untertanen heraus, kümmert sich aber weniger um ihre Durchführung, so daß in Praxis dieselben Lasten bleiben (siehe Frohntage). Im folgenden werden wir beobachten, daß er nur dann mit eiserner Faust durchgriff und dem Adel ohne weiteres Vorrechte beschnitt, wenn er es im Interesse der staatlichen Entwickelung für notwendig hielt.

Durch das General-Landschulreglement von 1763 hatte Friedrich die Schulpflicht aller Kinder angeordnet. Mit der Durchführung dieser Verordnung hatte es auf dem Lande gute Weile. Galt doch Friedrichs Interesse mehr dem Mittelschulwesen, das für Erziehung seiner Offiziere aus dem Adel in Frage kam. Deshalb ist es verwunderlich, daß Weißstein schon zwei Jahre nach dem Erlaß ein eigenes Schulgebäude einrichtete: „Es verkauft George Friedrich Täßler, Erb- und Gerichtsschulze allhier, seinen bis anhero zwischen Hanns Christof Bergers Hofegarten, Gottlob Böhms (?) Hanns Friedrich Just's Frey-Gerthen und dem Herrsch. Vorwerks Acker in richtigen Rainen und Grenzen gelegenen und besessenen nebst dem von gnädigster Herrschaft den 14. Oktober 1748 dazu erkauften Stück Grund und Boden, Erd- Leim-, Wind- Nieth- Dach- Fach- und Nagelfest, samt allen Nutz- und Beschwerungen, Recht und Gerechtigkeiten, allermaßen wie er und vorige Besitzer solchen besessen und genutzt haben, an die allhiesige Gemeinde, von der das Haus gedachten Freigarthens, vermöge herrsch. gnädigster Consens . . . . zu einer Schulwohnung, weil hiesigen Orts keine besondere vorhanden, soll gewidmet werden vor und umb Ein Hundert Sechs und Siebenzig Reichsthaler . . . .“

Wir haben das erste Schulhaus an der Stelle zu suchen, an der jetzt das evangelische Pfarrhaus steht.

Bis 1765 war der Unterricht in Privatwohnungen erteilt worden. Noch unter österreichischer Herrschaft hatte ein Weber Krause in seinem Hause Schule abgehalten.[1]) 1745 stellte die Gemeinde den ersten besoldeten Lehrer an, einen

[1]) Siehe Flurkarte 1734—38. Nr. A. 57.

ehemaligen Breslauer Kaufmann mit Namen Penzien. Er scheint aus Not zu dieser Stelle gegriffen zu haben, denn er war schon ein alter Mann, als er hierher kam. Er unterrichtete in einer gemieteten Stube im Gute des Bauern Klenner am Ende des Dorfes (Oberdorf). Nach seinem Tode 1756 übernahm der Freigärtner und Gerichtsverwalter Johann Christof Kühn die Lehrerstelle und war zugleich Schichtmeister auf den Weißsteiner Gruben. Die Vielseitigkeit der ersten Schulhalter ist ein Beweis dafür, wie wenig Wert man auf die Bildung der Jugend legte. Der Siebenjährige Krieg unterbrach den Unterricht für einige Jahre, auch starb schon zu Anfang des Krieges der Lehrer Kühn.

Die Gemeinde berief 1762 Ernst Friedrich Goldbach aus Waldenburg als Schullehrer nach Weißstein. Drei Jahre lang unterrichtete er noch im Hause des verstorbenen Kühn, bis er 1765 das von der Gemeinde erkaufte Freigartenhaus als Wohnung und Schulgebäude überwiesen erhielt. Auch er versah neben dem Amt des Lehrers noch den Posten des Schichtmeisters. Bis 1793 unterrichtete er treu und gewissenhaft in seinem Hause und bezog dann ein neuerbautes massives Schulhaus. Sein Gehilfe war der „Adjuvant" Joh. Gottl. Gärtner, der wegen der steigenden Kinderzahl eingestellt werden mußte. 1795 legte Goldbach sein Schulamt nieder. Als Nachfolger verwaltete der bisherige Adjuvant Gärtner das Schulamt zunächst allein weiter.[1])

Alle bisher genannten Lehrer erhielten als Gehalt von der Gemeinde eine geringe Menge Bargeld und Naturalien (Holz, freie Wohnung). Außerdem hatten sie Anspruch auf das Schulgeld, das jedes Kind wöchentlich mitbringen mußte.[2]) Daher ist es verständlich, wenn jeder Lehrer möglichst nach Nebeneinkünften trachtete (Schichtmeister), was oft noch im Interesse der Gemeinde lag.

Die Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege entwickeln die Grundherrschaft zu einer Höhe, die nur als „Gottesgnadentum" angesprochen werden kann. Königliche Verordnungen und Machtansprüche der Herrschaft gingen hart aneinander vorbei wie die beiden Schneiden einer Schere. Doch blieben den Herrschaften noch

[1]) Schulchronik von Weißstein.

[2]) Die Gewohnheit des Schulgeldes hat sich in manchen Gemeinden des Kreises (Rudolfswaldau) bis ungefähr 1880 erhalten.

soviel Vorrechte, um sich eine hervorragende Stellung im preußischen Staate zu sichern. Was zwischen den beiden Schneiden zermalmt wurde, war die Freiheit der Untertanen. Welches ungeheure Machtgefühl im Adel wurzelte, beweist die Huldigung Hans Heinrich V. Reichsgraf von Hochberg am 20. Juni 1764. Die Gerichtsschreiber[1]) aller untertänigen Orte werden angewiesen, „gleich nach Erfahrung dessen (des Briefes) denen zu seiner Gerichtsschreiberei gehörenden Gemeinden davon Nachricht zu geben, womit alle über 21 Jahre alten angesessenen und unangesessenen Mannspersonen sich anschicken und gedachten 20. Juni Vormittags 8 Uhr auf meinem Schlosse allhier erscheinen und die Erbhuldigung dem Herkommen nach leisten sollen.“ Schwere Strafen wurden angedroht, falls den Anordnungen nicht Folge geleistet würde. Das Gebahren eines souveränen Fürsten, der im Ueberschwang des Absolutismus Maß und Ziel verliert, tritt uns im Verhalten des kaum mündig gewordenen Grafen von Hochberg gegenüber. Seinen höchsten Triumph erlebte das Geschlecht derer von Hochberg, als 1772 mit königlicher Förderung der gesamte Riesenbesitz, fast den ganzen Kreis Waldenburg umfassend, als Majorat erklärt wurde. Damit war ein riesenhafter Privatbesitz unteilbar verschmolzen und den untertänigen Dörfern und Städten scheinbar endgültig die Aussicht genommen, jemals wieder sich der Fesseln einer drückenden Gundherrschaft zu entwinden.[2]) Alle kleineren Freiheiten, mühsam von den Untertanen errungen (Förderbriefe, Loszettel), bedeuteten nichts gegen diesen machtvollen Schlag, den die Grundherrschaft mit Erfolg führte. Neben dem absolutistischen Königtum ist auch ihr Absolutismus auf der höchsten Spitze angelangt.

In diese Verhältnisse hineinversetzt denke man sich jetzt eine Industrie, dazu berufen, eine vollkommene Umkehrung des dörflichen Bildes hervorzubringen. Solange eine derartige Fessel von seiten der Grundherrschaft alle Kräfte des Dorfes in seinen Dienst spannte, war eine großzügige Entwickelung des Kohlenbergwerks undenkbar. In welch kläglicher Weise der Weißsteiner Bergbau noch vor dem Siebenjährigen Kriege betrieben wurde, berichtet in dürren Worten das Kataster-

[1]) Gerichtsschreiber in Weißstein war Sigismund Esser, der Waldenburger Gerichtsschreiber, 1767—69 Georg Wilde und dann Gerichtsschreiber Strauß.

[2]) Pflug, Seite 205.

archiv.[1]) „Die hier befindliche Steinkohlennutzung muß allemal derjenige Bauer, welcher solcher das Jahr oder die Zeit genutzet, versteuern, indem dieselbe unter den Bauern" wechselt. So gering ist der Ertrag, daß immer nur ein einziger Weißsteiner Bauer den gesamten Kohlenverkauf von den ungefähr 30 Kohlenlöchern allein besorgen kann. Die Erklärung dafür finden wir in dem geringen Umsatz, da man zu jener Zeit noch kein Zutrauen zur Steinkohlenfeuerung besaß. Das größte Hemmnis zur Entwickelung der Industrie waren aber unzweifelhaft die Rechtsverhältnisse. Unter österreichischer Herrschaft hatte sich, wie schon ausgeführt, das Kohlenabbaurecht zu einem Vorrecht der Grundherrschaft entwickelt. Noch am 3. August 1740 war durch kaiserlichen Bescheid dem Grafen von Hochberg das „Vorbaurecht" zugestanden worden,[2]) womit außer ihm keinem auf seinem Grund und Boden einzuschlagen und zu muthen oder von seinem Eigentum über das seinige Maaß zu nehmen verstattet . . . ., daß insofern ein fremder Schurffer oder Finder sich angeboten und eine Fundgrube zu muthen oder auch sich Maßen (Teile eines Grubenfeldes) geben zu lassen gesonnen wäre, solcherfalls dem Herrn Grafen auf seinem eigentümlichen Funde das Vorrecht jedoch dergestalten reserviert bleiben möge, daß selbter die Fundgrube zu bebauen" allein berechtigt wäre. Damit lag es in der Macht des Grundherrn, neue Gruben zu erschließen.

Es war ein Glück, daß der König nach dem Kriege nicht mehr einseitig nur die Leinenindustrie förderte. Die Bedeutung der Steinkohle erschien ihm jetzt genau so wichtig, und es fehlte nicht an raschen, wirksamen Maßnahmen zur Förderung des Bergbaues. Galt seine Fürsorge auch hauptsächlich dem oberschlesischen Kohlengebiet, so fiel doch für unsere Gegend auch ein Teil davon ab.

Zunächst forderte der König durch seine Landratsämter genauen Bericht über den Zustand der Gruben ein. Der Weißsteiner Dorfschulze Georg Friedrich Täßler berichtet über die Fuchsgrubengewerkschaft folgendes:[3])

Beschäftigt werden auf allen Gruben „10 Häuer oder Kohlenmeister". Diese zehn sind gelernte Bergleute und werden nur mit dem Losschlagen der Koh-

---

[1]) St. A. Rep. 201a. Kat. Arch. B. 284.
[2]) Fuchsgrubenverwaltung Akta: Denkschrift Fuchsgrube.
[3]) F. A. B. 5. gen. 4 Akta: Zustand der Kohlenwerke.

len beschäftigt. Schlepperdienste und Bedienen der Haspel (Hochwinden der Kohlen aus den Kohllöchern) müssen die Mitglieder der Gewerkschaft selbst besorgen: „der Haspel und Schleppen wird von der bauenden Gewerkschaft bearbeitet."

„Die Hebung der Wasser ist anjetzo annoch Beschwerlich und muß durch Schöppen mit Thonnen und Pumpen ausgehoben werden, bis man mit dem darauf angelegten Stollen heran sein wird." Hatte man bis 1740 noch darauf verzichtet, in den Gruben weiter zu arbeiten, in die das Wasser eindrang,[1]) so war man jetzt durch königliche Verordnungen gezwungen, das Wasser zu heben. Der genannte Stollen, der bereits 1726 erwähnt ist, war zum Zwecke des Kohlenabbaues getrieben worden. Durch die häufigen Wassereinbrüche darin kam die Gewerkschaft schließlich auf den Gedanken, ihn zum Zwecke der Entwässerung quer durch das gesamte Grubenfeld zu treiben, (die „Lösung der Wasser"). Dieser Stollen ist der später berühmt gewordene Fuchsstollen.

„Die Anbrüche sind von 1—3 Ellen stark, bestehend in Stein Kohlen, welche flach weg streichen."

Die Kohlgewinnung wird durch „Keyl Hauen", auch mit „Fäustel und Keyl betrieben".

Auf die Anfrage, ob etwa Raubbau auf Kohlen getrieben werde, antwortet der Dorfschulze: „Ist Zeithero auf Bergmännische Art und nachhaltig gebaut worden." Wir wissen aus früheren Nachrichten, daß der Kohlenabbau vorher reiner Raubbau gewesen ist.

Das Kohlenbergwerk „kann wegen mangel genugsamer Abnahme nicht stärker betrieben werden".

Die mitbauende Gewerkschaft „bestehet in 34 Kuks oder Zechen" (Anteile) die Aufsicht über das Bergwerk führt „der dazu vereydete Schichtmeister Johann Gotfried Scharff".

An Arbeitslohn erhalten die Häuer vor jede Schicht 6 Sgl., die Haspler und Schlepper jede Schicht 4½ Sgl.

---

[1]) Bis 1740 wird immer noch von unbrauchbaren Löchern oder Löchern voll Wasser berichtet.

In gewerkschaftlicher Hinsicht bestanden zu jener Zeit noch die Verhältnisse, wie sie Thiel[1]) in den Provinzialblättern[2]) beschreibt. (Jahrg. 1817): „So war es einst mit dem Steinkohlenbergbau. Man nahm, was man brauchte und was das eigne Feld darbot, aber man sorgte für weiter nichts als dafür, daß jeder das Seinige erhielt. Dieses konnte nur durch gemeinschaftliche Arbeit, um ein gemeinschaftliches Gut zu erwerben, geschehen: Es traten also ganze Gemeinden zusammen, um in den Gruben wöchentlich einige Tage zu arbeiten und bei günstiger Jahreszeit die für ihren gesamten Bedarf erforderlichen Kohlen zu fördern. Die Kohlen wurden unter alle Feldbesitzer zu gleichen Teilen verteilt und noch jetzt heißt der freie Platz in Weißstein, wo die Verteilung geschah, der Kohlenplan. So bildete sich von selbst in den Köpfen unwissender Bauern ein System gewerkschaftlicher Verhältnisse.“ Damit beschreibt Thiel den Anfang der Kohlengewerkschaften. Der alte Kohlenplan lag auf der Dorfaue im Mitteldorfe (der heutige Marktplatz).

Wie unangenehm den Weißsteiner Bauern der Zwang des Königs erschien, der ihre Arbeit als Haspler und Schlepper notwendig machte, geht aus einer Beschwerde des Schichtmeisters hervor (1766). Die niederen Bauern (im Niederdorfe) legten sich eigene Kohlenpläne an, verkauften selbst Kohlen und kämen auch zur Arbeit immer zu spät. Wieder bäumt sich der Weißsteiner Bauernstarrsinn gegen Zwangsmaßnahmen auf. Der Graf von Hochberg droht Strafe an, der König gibt ihnen Pflichten, und später hört man nicht mehr von Widersetzlichkeiten, wohl aber von einer Zwangslieferung von 10 500 Scheffeln Kohlen (1769), die Weißstein an die staatliche Salzverkaufsstelle zum Zwecke der Verfrachtung auf Oderkähne nach Maltsch liefern mußte.[3])

Ueber die soziale Lage der Bergleute von 1769 berichtet eine andere Notiz: Der Bergmann Gotfried Täßler bittet um Unterstützung, weil ihm durch „Brechung des Oberkohls“ beide Beine gebrochen sind. Der Graf von Hochberg ordnet an,

---

[1]) Assessor Thiel, ein Weißsteiner Bewohner, von 1793 ab Dirigent des Bergamtes Waldenburg bis 1802.

[2]) Schlesische Provinzialblätter, in der Stadtbibliothek Breslau gesammelt.

[3]) F. A. B. 5 gen. 4.

daß ihm die Hälfte des Lohnes weitergezahlt werde und fährt fort: „Als hoffe ich, daß die mit Arbeitenden Bergleute aus der von ihnen durch Beyträge errichteten Kasse ebenmäßig solchen etwas zuflüßen lassen werden“ und erwartet von seiten der freiwilligen Kasse mindestens 5 Sgl. wöchentlich für den Verunglückten. Also schon vor dem umwälzenden Jahr 1769 hatten die Grubenarbeiter eine Art Knappschaftskasse eingerichtet, die allein aus ihren Beiträgen erhalten wurde und 1769 durch königliche Verordnung zu einer öffentlich-rechtlichen Einrichtung gestempelt wurde.

Friedrich der Große räumte nun mit einem Schlage mit diesen patriarchalischen Zuständen auf. Schon im Oktober 1763 hatte er den Grundherrschaften anbefohlen, größtes Augenmerk auf den Kohlenbergbau zu richten. Um den Bergwerksbetrieb selbst nach anderwärts bewährten technischen Grundsätzen einrichten zu lassen, hatte die Regierung im Juni aus den wettinischen Kohlenbergwerken den Steiger Dörner nebst zwei Bergknappen zum Landrat des Schweidnitzer Kreises mit der Weisung geschickt, für dieselben eine Anstellung bei hiesigen Bergwerksbesitzern zu vermitteln.[1])

Vor allen Dingen aber entschied Friedrich der Große mit einem Federstrich den Kampf um das Bergbaurecht. Die am 5. Juni 1769 erschienene „revidierte Bergordnung“ setzte das Abbaurecht als staatliches Regal fest. Erhielt in dieser Bergordnung der Grundbesitzer noch das Recht, als erster auf seinem Besitz Kohlen zu graben, so wurde schon im folgenden Jahre das Vorbaurecht in ein Mitbaurecht verwandelt. In welcher Art und Weise sich diese neue Verordnung auf Weißsteiner Verhältnisse auswirkte, beschreibt Thiel wiederum eingehend.[2])

„Das Recht, Steinkohlen auch auf eigenem Grunde zu gewinnen, muß jetzt, sowie bei allen Materialien, die zu den Hoheitsrechten des Landesherrn gehören, auf die in der Bergordnung vorgeschriebenen Weise besonders erworben werden, und dieser Erwerbungsakt bedarf einer öfteren Erneuerung, weil das Nutzungsrecht stets nur auf einen sehr kleinen Bezirk auf einmal erteilt, dieser Bezirk scharf

[1]) Kerber, Fürstenstein, Seite 106.
[2]) Schlesische Provinzialblätter 1817, Seite 334/36.

begrenzt und der darin befindliche Kohlenvorrat in kurzer Zeit herausgefördert wird. Dieser Erwerbungsakt ist in seiner Förmlichkeit sehr einfach, man begehrt auf eine nach dem Namen des Besitzers bestimmte Gegend einen Schürfschein vom Bergamte, welchen man in jedem Falle, und mit ihm von Staatswegen die Erlaubnis erhält, auf dem bezeichneten Felde nach Steinkohlen zu suchen. Der Eigentümer dieses Feldes muß sich nun das Durchwühlen seines Ackers ruhig gefallen lassen, und darf nur verlangen, daß man die Löcher, in welchen nichts gefunden wird, wieder zufülle, welches gewöhnlich schlecht genug geschieht. Ist nun ein bauwürdiges Flöz gefunden, so muß der Finder es muthen, das heißt, er reicht bei dem Bergamte das (wörtlich geschriebene) Gesuch ein, auf dem gefundenen Flöz mit einer Fundgrube und zwanzig Maßen beliehen zu werden, worauf ihm eine vom Oberbergamte der Provinz ausgefertigte und von der höchsten Bergwerksbehörde bestätigte Belehnungsurkunde erteilt wird, welche ihm die ausdrückliche Bedingung auflegt, den Bau nach den Vorschriften der Gesetze und nach den besonderen Anordnungen des Bergamtes zu führen.

Auf diese Belehnung folgt die Vermessung, das heißt die Anweisung der Grenzen der erworbenen Berechtigung. Diese Grenzen werden vom Bergamte auf der Oberfläche im Quadrat abgesteckt, und die vier Winkel des Quadrats mit Grenzsteinen (die Bergmannssprache nennt sie: Lachsteine) bezeichnet. Nun ist Eigentum und Besitz berechtigt, aber — welch ein Eigentum, welch ein Besitz! — Rechte kennt es nicht, aber die Pflichten, die es auflegt, sind drückend. Denn nur solange, bis er das bauwürdige Mineral gefunden hat, ist dem Unternehmer vergönnt, die Arbeit, die er bezahlt nach eigenem Willen anzuordnen und zu leiten; ist das Kindlein zur Welt gekommen, dann wird der gutmütige Tor, der ihm das Dasein gab, davon gewiesen, das Bergamt eilt hierbei und nimmt Kindlein und Vater sofort in Vormundschaft. Von diesem Augenblick an ist der Unternehmer nur noch da, um — das nötige Geld herbeizuschaffen, dessen Betrag ihm alle Vierteljahre als Zubuße vorgeschrieben wird. Nichtzahlung innerhalb vier Wochen nach der Ausschreibung zieht das Retardat (Androhung der Einziehung der Kuxe) und nach Ablauf eines Vierteljahres die wirkliche Einziehung und den Verlust des Eigentums nach sich".

Vergleichen wir an Hand dieser eingehenden Darlegung die alten Verhältnisse mit den neuen gesetzmäßigen, dann könnten wir zunächst aus demselben Lokalpatriotismus heraus wie der Weißsteiner Bewohner Thiel zur Ablehnung der neuen Bergordnung kommen. Der Schlag, den hier Friedrich der Große führte, traf zunächst am härtesten den Grundherrn. Er war seit Jahrhunderten gewohnt, ohne kaiserliche oder königliche Genehmigung über das Kohlenregal zu verfügen (siehe 1561 Georg Rudel). Ohne große Vorerhebungen oder Rechtsuntersuchungen nahm der König dem Grundherrn das Bergregal für Kohlen ab, das dieser sich unwiderruflich für alle Zeiten rechtlich erworben zu haben glaubte, sei es auch nur durch jahrhundertelange Gewohnheit. Die Rücksichtslosigkeit des absolutistischen Herrschers kann nicht deutlicher in Erscheinung treten. Enthielt die erste Verordnung von 1769 noch das Vorbaurecht des Grundbesitzers, so nahm ihm die Verordnung vom Februar 1770 auch noch diesen Vorteil. Er hatte lediglich nur noch das Mitbaurecht. Jedermann konnte sich vom Bergamt den Erlaubnisschein holen und auf irgend einem Felde zu schürfen beginnen. Allerdings war er bei lohnendem Abbau verpflichtet, dem Grundbesitzer die Hälfte des Bergwerks anzubieten. Nahm es dieser an, dann sicherte er sich nur sein Mitbaurecht.

Der Weißsteiner Kohlengewerkschaft erschien die neue Bergverordnung natürlich auch als eine Vergewaltigung. Den hiesigen Bauern war es unmöglich, daß von nun an jeder hergelaufene Mensch das Recht haben sollte, auf ihren Feldern nach Kohlen zu graben. Was bisher von ihnen in einem patriarchalischen Gemeinschaftsleben betrieben worden war und als ihr geheiligtes Recht von Urgroßväterzeiten her betrachtet wurde, sollte jetzt jedermanns Recht sein. So wie sie dachten, sprachen auch die Hermsdorfer und Altwasser Kohlengewerker. Selbstverständlich war von ihnen nicht zu verlangen, daß sie die weitschauenden Pläne Friedrichs einsehen sollten. Die Begebenheiten innerhalb ihrer Dorfflur erschienen ihnen wichtiger als königliche Maßnahmen im Interesse industrieller Entwickelung, die sie nicht begriffen.

Berechnet war der Widerstand, den der Graf von Hochberg der neuen Bergordnung entgegensetzte, spontan erfolgte der Widerstand der Kohlengewerkschaften. Den vereinten Bemühungen der beiden betroffenen Parteien gelang es, sich eine

Sonderstellung zu erkämpfen. Die Besitzer innerhalb des heutigen engeren Reviers erhielten das ausschließliche Bergbaurecht. Für ihre Felder wurden keine Schürfscheine ausgegeben, wenn sie erklärten, innerhalb ihrer Gemarkungen die Kohlen selbst abzubauen. Dieses anerkannte Recht führte später noch zu schweren Rechtskämpfen der Gemeinde Weißstein mit benachbarten Gewerkschaften.

Unzweifelhaft brachte die neue Bergordnung einen Riesenfortschritt. Mit einem Schlage trat an Stelle des alten Arbeitstempos, das man nach den Nachrichten von 1700—1750 mit Schlendrian nicht zu scharf bezeichnet, eine gesunde Konkurrenz. Hatte Weißstein auch für sich das Recht erobert, auf seinen Feldern keinen fremden Schürfer dulden zu müssen, so war es doch verpflichtet, in ganz anderem Umfange sich fürs Bergwerk zu interessieren, da sonst das Vorrecht wieder entzogen werden konnte. Es ist kein Vorwurf für die Weißsteiner Bauern, wenn berichtet wird, daß sie vordem nie bereit waren, zur Verbesserung der Grubenanlagen einen Pfennig anzulegen. War ihnen doch ihr Verdienst bei den unsicheren Rechtsverhältnissen nie sicher, denn jederzeit war eine unvermutete Rechtsanmaßung des Grundherrn zu erwarten (siehe Gesindegestellung und Spinnpflicht). Als unter preußischer Regierung nun aber Verordnungen erschienen, die ganz eindeutig gegeben, auch unbedingte Erfüllung erzwangen, blieb den Bauern nichts übrig, als den Bergbau so intensiv als möglich zu betreiben. Wie arg vorher der Kohlenbergbau darniederlag, beweist die Nachricht, daß in den 70er Jahren fast keine der Weißsteiner Gruben Ueberschuß abwarf. Die meisten waren Zuschußzechen. Ehe das Bergwerk produktionsfähig war, hat mancher Weißsteiner Kohlengewerker Garn spinnen und dabei noch darben müssen, um die Zuschußgelder aufbringen zu können.[1]) Friedrich der Große gab von den Summen, die er zur Belebung des Bergbaues aussetzte, keinen Pfennig an die Waldenburger Gruben ihrer Unrentabilität wegen.

Auf die Organisation der Kohlengewerkschaften hatte die Neuordnung keinen Einfluß. So wie bisher blieben die Bauern als Grundbesitzer Teilhaber am Bergwerk, das innerhalb der Weißsteiner Dorfflur lag. Es wurde in 128 Kuxe

[1]) Thiel, Schlesische Provinzialblätter, Band 66, Seite 212.

geteilt, von denen 122 der Gewerkschaft, 2 als Grundkuxe dem Grundherrn, 2 Freikuxe zur Erhaltung von Schule und Kirche und 2 für Knappschafts- und Armenkasse bestimmt wurden; letztere sind seit 1854 beseitigt.[1])

Der Graf von Hochberg war als Grundbesitzer innerhalb der Weißsteiner Gemarkung Mitteilhaber und besaß neben den Gewerkschaftskuxen noch die beiden Grundkuxe. Der Anteil eines Weißsteiner Bauerngutes am Bergwerk betrug 3 10/17 Kuxe.[2])

Aus dem Drange heraus, sich und den Ihren ein Vorrecht gesetzlich sicherzustellen, schritt die Weißsteiner Bauerngewerkschaft zur Festlegung der Unveräußerlichkeit der Kuxe. Bisher war es schon ziemlich unmöglich gewesen, die Kuxe ohne das Bauerngut zu verkaufen. Nun ließen alle Bauern, an ihrer Spitze der Gerichtsscholze George Friedrich Täßler, von Gerichtsseite aus die Unveräußerlichkeit der Kuxe aussprechen. Damit war eine für die Weißsteiner Gewerkschaft nicht zu unterschätzende Tat geschehen; ein Zusammenhang wie kaum in einer andern Gewerkschaft und vor allem das Bleiben der Werte innerhalb der Dorfflur war gesichert. Der Wortlaut dieser wichtigen Urkunde folgt: „Ich, Hans Heinrich XV. des Heil. Röm. Reichs Graf von Hochberg, Freiherr von und zu Fürstenstein . . . urkunde und bekenne hiermit, welchergestalt da das in dem Dorfe Weißstein vorhandene und die Fuchsgrube benannte umgehende Stein Kohlenbergwerk, nach Ausweis derer Akten von dem bekannten Ursprunge desselben an, der Grundherrschaft wegen des besitzenden Vorwerkes, dem Scholtzen wegen des mit denen Erbgerichten versehenen Kretschams, dem dortigen Lohn- und sogenannten Mühlguts-Besitzer, dann denen Neun und zwanzig Bauern dergestalt und also eigentümlich zugehörig gewesen, daß es in ungetrennter Besitzung mit denen Hauptgrundstücken als dem Vorwerke, dem Gerichtskretscham, dem Lohne oder sogen. Mühlgutte und denen Neun und zwanzig Bauergüther verblieben, und die an sothanen Bergwerke habenden Vier und dreißig Zechen, wovon dem Vorwerk dreie, denen übrigen aber jedem eins zugehörig, von diesen Grundstücken

---

[1]) Pflug, Seite 324.

[2]) Weißsteiner Schöppenbuch, Verkaufsakt. 1774.

als dem prinzipali auf irgend eine Art, es sei, welche es denen Rechten nach wollte, nicht veräußert werden können, vielmehr stets als ein pertinens angesehen werden müssen, und die Veräußerung des prinzipalis die Veräußerung derer Bergwerks-Anteile als des appertinentis zugleich mit in sich begriffen, und dergl. mit transforiert werden, demnächst aber, und da nach der cap. XXXI. der unterm 5. Juni 1769 im Druck als ein allerhöchstes Landesgesetz emanierten Bergordnung, jedes Bergwerk ein Hundert und Acht und zwanzig Kuxe in sich fassen, und nach Abzug der . . . festgesetzten sechs Freikuxe, wonach Ein Hundert Zwei und zwanzig unter die bauenden Gewerke übrig bleiben nach denen darauf Besitzern und Eigentümern.

1. Das Herrsch. Vorwerk 10 13/17 Kuxe
2. Das Lehn- od. sogen. Mühlgutth 3 10/17 Kuxe
meinem Forstmeister Herrn Josef Gottlieb
von Koschitzky gehörig
3. Der Scholtze George Friedrich Täßler 3 10/17 Kuxe

Dann die Bauern:

Nr. 1 Gottlieb Tschersich,
„ 2 George Friedrich Schmidt,
„ 3 Joh. Fr. Schultze,
„ 4 Gottl. Gertitschke,
„ 5 George Fr. Böhm der niedere,
„ 6 Hans Christoph Hildebrandt,
„ 7 Gottfried Klenner,
„ 8 George Fr. Krause,
„ 9 David Weiß,
„ 10 Christof Walter,
„ 11 Gottfr. Walter,
„ 12 Joh. Christof Böhme,
„ 13 David Gröger,
„ 14 Joh. George Gröger,
„ 15 Melchior Schultze,

Nr. 16 Joh. Fr. Fiebich,
„ 17 Gottl. Demuth, dessen Erben, Wittib und Kinder,
„ 18 George Fr. Böhme der mittlere,
„ 19 Gottfr. Schal,
„ 20 Gottl. Schultze,
„ 21 George Fr. Böhme der obere,
„ 22 Georg Fr. Jäckel,
„ 23 Joh. George Tschersich,
„ 24 Gottl. Scharff,
„ 25 George Fr. Tschersich,
„ 26 Joh. Gottfr. Tschersich,
„ 27 Gottl. Tschersich der obere,
„ 28 Joh. Christof Tschersich,
„ 29 Joh. Friedr. Gertitschke, jeder 3 10/17 Kuxe

hiervon inne und besitzen haben würden, vorernannte Eigenthümer und Besitzer, und zwar der Lehns — oder sogen. Mühlgutsbesitzer Jos. Gottl. v. Koschitzky, der Scholtze G. Fr. Täßler zusammen denen namentlich aufgeführten Bauern von meinem Gerichtsamte erschienen und vorgestellt, was maßen da das ihnen zuständige Eigentumsrecht aktenkundig und daher keines ferneren Beweises bedürfte, sie aber mit Grunde befürchten mußten, daß insofern eine Veräußerung derer selben sowie sie ausgeworfen, sie geschehe auf welcher Weise es wolle, . . . in Betracht, daß nach der Lage des Ortes weder Ackerland noch Viehzucht etwas ausmache und etwas hierbei zu erwerben, alsdann gänzlich eingehen möchten . . . unter sich einen Vergleich dergestalt und also ungezwungen getroffen und verabredet, daß fortan von jedem von ihnen in Betracht seiner Besitzung zugehörigen 3 10/17 Kuxe bei dem umgehenden Kohlenbergwerke auf immer und ewig bei ihren damaligen Hauptbesitzungen, als dem Lehn- und sogen. Mühlguthe, dem Gerichtskretscham und deren Neun und Zwanzig Bauerngüthern als ein partienens verbleiben, und auf keine Weise, es sei unter lebenden oder auf Todesfall, es geschehe ferner durch Verpfändung, Tausch und Verkauf oder irgend eine Art der Veräußerung, es sei solch freiwillig oder notwendig, davon getrennt werden solle

und dürfe. So geschehen Weißstein und ausgefertigt Schloß Fürstenstein 17. Dezember im Ein Tausend Siebenhundert und siebzigsten Jahre und vom Oberbergamt confirmiert. 4. März 1771.

Dieser Vergleich wurde zu landesherrlicher Bestätigung gereicht."

Nach der Bergordnung vom 5. Juni 1769 geschah auch die Einrichtung der Knappschaftskasse. Ihre Einnahmen kamen aus den beiden für sie bestimmten Kuxen und aus Mitgliederbeiträgen. Sie gewährte dafür Krankenkassengeld, gab einen „Gnadenlohn" an Witwen und Kinder und bezahlte das Begräbnis der zu Tode verunglückten Knappen. Noch in demselben Jahre wurde die erste Unterstützung an eine Bergmannswitwe ausgezahlt (12 Silbergroschen). Bis 1776 balanzierte die Kasse in ihren Einnahmen und Ausgaben. Dann erfolgten jährlich große Ueberschüsse, so daß z. B. 1804 die Kasse die Schutzpockenimpfung auf ihre Rechnung übernahm.[1])

Als nicht unwichtig hatte der König angesehen, ein berufsfreudiges Bergmannsvolk zu schaffen. Die Kohlengräber, die bisher im Dienst der Gewerkschaften gruben und ein jammervolles Untertanendasein führten, konnten unmöglich einen Stamm tüchtiger Bergleute abgeben, der mehr leistete, als unbedingt zur Fristung des kümmerlichen Lebens notwendig war. Mit derselben Rücksichtslosigkeit, mit der Friedrich das Bergbauregal für sich in Anspruch nahm, griff er auch hier ein. Am 3. Dezember 1769 gewährte er allen Bergleuten (und Hüttenleuten) das Recht der Freizügigkeit in der Provinz, Freiheit vom Militärdienste für sich und ihre Söhne, Befreiung von jeder Erbuntertänigkeit und Befreiung von allen Kommunallasten. Daneben wurden die Zahlungen des Krankengeldes bei einer Ausbeute- auf acht, bei einer Zuschußzeche auf vier Wochen festgesetzt.[2])

Aus dem bisher unbeachteten Stand der Kohlenarbeiter war dadurch ein begehrter Beruf geworden. Mußten die Bauern, ihre Arbeitgeber, die persönliche Freiheit mit schwerem Gelde erkaufen, so fiel ihnen durch königliche Gewalt ein

---

[1]) Thiel, Schl. Pr.-Bl., Bd. 66, S. 306.
[2]) Pflug, S. 324.

unerwartetes Maß von Freiheit in den Schoß. Niemandem mehr waren sie untertan als nur ihrem König, sie fühlten sich „königlich".

Zunächst wurden alle bereits im Bergbau Beschäftigten ihrer Erbuntertänigkeit ledig. Alle diejenigen, die sich dem Bergmannsberuf widmen wollten, mußten anstandslos von der Grundherrschaft „ohne Entgelt losgelassen" werden. Die Untertanenlisten aus den Jahren 1770—1780 berichten in zahlreichen Fällen davon. In späteren Jahren scheint der Graf von Hochberg mit Erfolg gegen die unentgeltliche Loslassung protestiert zu haben, denn es wird unterschieden zwischen Bergleuten „gratis losgelassen" und solchen, die vom Bergamt losgekauft worden sind (noch 1809).

Es ist erklärlich, daß sich von jetzt an die Dorfbewohner zur Grube drängten. Bauernsöhne, die sich vorher nicht zu Kohlengräberdiensten herabgelassen hätten, erscheinen jetzt als Bergleute. Besonders der Stand der Freigärtner tritt in den Bergmannsberuf ein und hängt den Weberberuf, der bis dahin zum Teil die Familie über Wasser halten mußte, an den Nagel. Sie scheinen sich am eifrigsten der Bergmannsarbeit gewidmet zu haben, denn der erste Weißsteiner, der als Steiger auf der Fuchsgrube tätig ist, ist der Freigärtner George Tschersich. Diejenigen, die bisher um Tagelohn die schwere Grubenarbeit unbeachtet geleistet hatten, werden fast nicht mehr zum Bergwerk zugelassen.

Mit einem etwas nachsichtigen Lächeln wird jetzt mancher von einer Einrichtung hören, die dem neugeschaffenen Standesbewußtsein eines ausgezeichneten Berufes entsprechend hervortrat: Die Bergwerkszunft oder Knappschaft. Die „königlichen" Untertanen hatten das Bedürfnis, ihren gehobenen Stand durch bestimmte Formen der Außenwelt zum Bewußtsein zu bringen. Sie ahmten die mächtigen Handwerkerzünfte des Mittelalters nach. Schon die Namen weisen darauf hin: Zeche für Grube, Haspelknecht (der an der Haspel oder Winde die Kohle aus dem Schacht emporzog) für Tagelöhner, Lehrhauer für Handwerkslehrling, Vollhauer für Geselle, Steiger für Meister, Knappschaft für Innung.

Nun blieb die Knappschaft nicht an den äußeren Namen hängen, sie bedeutete tatsächlich ein kleines demokratisches Gebilde mitten im absolutistischen Staate, nur ihrem obersten Herrn, dem König, untertan. Die Demokratie bestand

in einem starken Gemeinschaftssinn innerhalb der Knappschaft, der durch die Gefahren des Berufes noch gestärkt wurde und zu steter Hilfsbereitschaft gegen den Mitarbeiter erzog. Auch gegen Angriffe von außen standen alle für einander ein. Nicht uninteressant ist es zu wissen, daß die Steiger sich absolut den übrigen Knappen verbunden fühlten. Sie handelten im Sinne der andern, wenn sie stark Front machten gegen den Bürokratismus des Bergamtes, gegen verständnislos gestellte Forderungen der Gewerker und deren Vertreter, die Verwaltungsbeamten. Nannten sie sich stolz die „Männer vom Leder", so bezeichneten sie jene mit etwas verächtlichem Beigeschmack als die „von der Feder". Die sympathische Schilderung eines Steigers aus jener Zeit gibt der schon mehrfach erwähnte Thiel:[1]) „Diese Lederbeamten, fast durchgehends nur empirisch gebildet (durch ihre berufliche Erfahrung), und aus der Klasse gemeiner Arbeiter zur höheren Wirksamkeit emporgestiegen, bilden trotz ihrer untergeordneten Stellung stets die Majorität, und alles Entscheidende geht allein von ihnen aus. Sie sind es, die an Ort und Stelle Maßregeln treffen, die das Collegio, dem sie einberichtet werden, nur selten von allen Seiten prüfen kann, weil in diesen Dingen die Wahrheit nur durch eignes Anschauen erkannt wird.

Es ist begreiflich, daß diese Unterbeamten, ebenso wie die Meister der Maurer- und Zimmermannsgewerbe, sich nicht gern in ihr Geschäft einreden lassen, weil sie das Gewicht fühlen, das ihnen Uebung und Erfahrung gibt, auch ist es begreiflich, daß man sie tun läßt, was sie auszuführen sich zutrauen, weil gerade das höhere Wissen den Wert jener praktischen Vorzüglichkeit anerkennt."

Eine neue, von den Kohlengewerkern gehaßte Einrichtung war in der „Steinkohlen-Bergbau-Hülfskasse" getroffen (1779). Ihr Zweck bestand darin, „das Beste der Gewerken zu fördern, und dieses Geld zu neuen, nützlichen Vorrichtungen, als etwa Stollen-Mauerung, Etablierung von Kohlenmagazinen, besonders Abführung der Kohlen und was sonst zur Aufnahme der Kohlenwerke abzielt, anzuwenden." Die Beiträge mußten aus den jährlichen Ueberschüssen von den Gewerken entrichtet werden, bedeutete für sie also einen Abstrich von ihrem Rein-

[1]) Schl. Pr.-Bl., Bd. 68, S. 311.

gewinn. Die Klagen der Weißsteiner Bauern darüber sind verständlich. Wurden doch Mittel der Hilfskasse dazu verwendet, um Mansfeldische Bergleute heranzuziehen, die zum Entsetzen der Bauern höheren Lohn als die Einheimischen forderten.[1]) „Den ausländischen Beamten (so wie heute auch schon damals mit Vorliebe von den Grubenbesitzern angestellt, gemeint sind auswärtige, Sachsen und Westdeutsche), waren die Schlesier anstößig, es wurden daher fremde Bergleute in Masse verschrieben und mit Reisekosten aus der Bergbau-Hilfskasse, also vom Gelde der Gewerken, versehen. So entstanden ganze Kolonien von Mansfeldern. Dieser biedere, rechtliche und gutmütige Menschenschlag hat sich jetzt hier nationalisiert, durch Heirat ist er mit den Eingeborenen verschmolzen, aber es haben diese Mansfelder auf die Kassen der Gewerken doch sehr nachteilig eingewirkt, weil sie merkliche allgemeine Erhöhung der Löhne veranlaßten. Diese mußten geschehen, sollten sie es nicht bereuen, eingewandert zu sein, sollten sie nicht wieder abziehen und die empfangenen Reisegelder umsonst bezogen haben".

Die erste Kolonie der Mansfelder entstand in Weißstein 1782. Zehn neue Häuser wurden gebaut, um die Einwanderer aufzunehmen.[2])

Als neue Namen tauchen auf: Geißler, Günther, Weikert, Aust.

Thiel schreibt vom Standpunkte des Einheimischen und dazu des Kuxeninhabers, weshalb seine Ausführungen nicht kritiklos hinzunehmen sind. Die Entwickelung unserer hiesigen Industrie beruht zu einem großen Teil darauf, daß eingewanderte Bergleute, wie schon z. Zt. des Silberbergbaues im 16. Jahrhundert, zur Hebung des Kohlenbergbaues beitrugen. Die auf oben geschilderte Weise verwandten Gelder sind durchaus produktiv angelegt, wenn auch ihre Verwendung den Bauern schmerzlich erschien. Daß „der Glaube an die Bergbau-Hilfskasse" verschwand, ist aus andern Klagen verständlich. Stehende Gehälter, Gratifikationen und Reisediäten der Beamten gehörten unter die Rubrik: „was sonst zur Aufnahme der Kohlenwerke abzielt".

---

[1]) Thiel, Schl. Pr.-Bl., Bd. 70, S. 412.
[2]) Weißsteiner Untertanenlisten.

„Daß die Unterhaltung eines Musikchores in Waldenburg zur Verherrlichung bergmännischer Aufzüge von der Bergbau-Hilfskasse bestritten, dagegen aber so manches wohlbegründete Gesuch um Unterstützung mit der kathegorischen Weisung: Die Kasse sei zu dergleichen nicht da!" abgelehnt wird, erscheint uns eben so sonderbar wie dem Ankläger Thiel. Auch uns wundert es, „daß sich in den Ausgaben eine Rubrik für Troddeln, Trommeln und Pfeifen und solcherlei Spielwerk mehr findet." Es fehlte also von Anfang an nicht an gesundem Urteil über Verwendung der Gelder aus der Bergbau-Hilfskasse.

Mit der Flut von Verordnungen über organisatorische Maßnahmen hielt die technische Verbesserung der Grubenanlagen nicht Schritt. Bis ins 19. Jahrhundert hinein blieb die Technik des Kohlenabbaues dieselbe wie vorher. Zeitschilderungen nennen die Weißsteiner Fuchsgrube die ertragreichste des ganzen Reviers, ein „uraltes Werk". In primitiver Weise geschah die Kohlenförderung. Vom senkrecht angelegten Schacht führten die Stollen nach verschiedenen Seiten, bald wagerecht, bald im schiefen Winkel, je nach Lage der Flöze. Der Bergmann stieg auf Leitern in den Schacht hinab (die Fahrt). Im Stollen begann die mühevolle Arbeit: „Schraam heißt ein Einschnitt, der oben und unten in die Kohlenwand gehauen wird, so daß man die dadurch losgewordene Masse durch Keile abtreiben kann, wobei sie in kleineren und größeren Klumpen sich ablöst. Von der Tiefe des Schraams hängt natürlich die Größe der Stücke ab, die gewonnen werden; aber nach dieser Tiefe richtet sich, da keine anderen Werkzeuge als die Hacke anwendbar sind, auch die Weite, und es muß also durch dieses Aushöhlen der Einschnitte eine Menge Kohlen notwendig in bloßen Staub verwandelt werden".[1]) Die gewonnene Kohle wurde vom Schlepper in hölzerne, mit Eisen beschlagene Kasten, die „Fördertröge" geschaufelt. Sie wurden auf Kufen bis zur Schachtsohle befördert und an Winden vom Haspelknecht emporgewunden. Damals benutzte man zur Stollenarbeit noch einfache Talglichter. Starke Hanfseile oder Ketten dienten zum Hochwinden der Lasten. Die Versorgung des Bergwerks mit Geleuchte, Seilen und andere Bedarfsgegenstände übernahm die 1781 eingerichtete

[1]) Thiel, Schl. Prov.-Bl., Bd. 70.

Bergfaktorei. Mit welchem Erfolge damals bereits die Gedingearbeit eingeführt worden war, beweist der Umstand, daß wöchentlich nur einige Stunden gearbeitet wurde. Daher reichte auch die primitive Einrichtung aus.

Neben dem Steiger waren noch zwei andere Unterbeamte auf der Grube beschäftigt. Der Schichtmeister kontrollierte die Anwesenheit der Bergleute, zahlte Lohn aus und führte die Rechnungen oder Anschnitte über den Grubenbetrieb. Der Kohlenmesser nahm den Verkauf der Kohlen vor. Von jetzt ab verkaufte man die Kohle nicht mehr vom „Kohlenplan", sondern sofort vom Lagerplatze neben dem Schachte aus an die Kauflustigen.

Es hielt sehr schwer, die Bevölkerung zur Abnahme von Kohlen zu bewegen. Ein lebhafter Reklamefeldzug brachte erst nach und nach den gewünschten Erfolg. Friedrich der Große selbst hatte 1756 befohlen, daß die einquartierten Soldaten auf keinen Fall Steinkohlenheizung dulden sollten. Das Mißtrauen, das die Bevölkerung zur Steinkohlenheizung gefaßt hatte, mußte durch viele praktische Versuche zerstört werden. Auch zur Aufklärung über Verwendung von Steinkohlen in gewerblichen Betrieben mußte mühevoll Material verbreitet werden, ja sogar Prämien setzte man aus. Eine stärkere Nachfrage setzte von 1779 an ein, als ganze Waldungen der Vernichtung durch Kiefernspinner anheimfielen. Als der engere Bezirk bekehrt war, suchten die Grubenbesitzer Absatzmärkte in der Provinz und auch in der Mark, so daß Anfang der neunziger Jahre die geförderten Kohlen den Ertrag der vorhergehenden Jahre um ein Vielfaches übertrafen. Von 1778–1790 verkaufte der hiesige Bezirk nach Brandenburg, Magdeburg, Pommern und Preußen 826 900 Scheffel Kohle. Der Transport geschah bis nach Maltsch durch zweispännige Wagen, von dort durch Oderkähne zum Bestimmungsort. Die 424 Bergleute des gesamten Reviers förderten 1789 allein 644 016 Scheffel, wovon der Löwenanteil auf die Weißsteiner Fuchsgrube entfiel. 1778/79 noch betrugen die Einnahmen 20 573 Taler, davon an Reingewinn 3328 Taler, um 1790 bereits über 80 000 Taler mit mehr als 13 000 Talern Reingewinn. Die Nebeneinahme, die ein Weißsteiner Bauer damals vom Bergwerk erhielt, betrug 60—70 Taler, umgerechnet den Verdienst, der durch Kohlenfuhren entstand.

Die steigende Nachfrage nach Kohlen zwang die Weißsteiner Kohlengewerkschaft zur Verbesserung ihrer Grubenanlagen. Bereits 1790 tauchte der kühne Plan zur Neu-Weißsteiner „Schiffahrt" auf. Drei Jahre lang zogen sich die Verhandlungen zwischen Bergamt und Gewerkschaft hin. Die Einrichtung eines schiffbaren Stollens war mit derartigen Kosten verbunden, daß die Gewerkschaft zurückschreckte. Dem dauernden Druck des Bergamtes nachgebend, ließ sie 1793 folgende Erklärung protokollarisch niederlegen: Sie sähen wohl ein, daß die königliche Verwaltung nur einmal den Plan ausführen wolle, sie, die Gewerkschaft könne sich zwar von den verheißenen Vorteilen noch nicht überzeugen, glaube indessen gern, daß man ihr Bestes beabsichtige, und in diesem Vertrauen gebe sie ihre Zustimmung.[1])

Noch in demselben Jahre begann der Ausbau des schon mehrfach erwähnten Wasserstollens, der bisher nur zur „Lösung" (Entwässerung des Grubenfeldes) gedient hatte. Neu zugewanderte mitteldeutsche Bergleute[2]) und Bergbausachverständige waren in der Hauptsache die Erbauer. Das Mundloch des Stollens kam in die Nähe der heutigen Schiffahrt in Neu-Weißstein unter die Straße Waldenburg-Altwasser zu liegen. In einer Höhe von 2,50 Meter und einer Breite von 1,50 Meter trieb man den Stollen in der Richtung auf Ober-Weißstein 664 Meter vor. Das Mundloch des Stollens erweiterte sich zu einem Bassin, einem Hafen gleich, an dessen Ufern Verlademöglichkeiten geschaffen waren. Gleichzeitig hatte das Bassin den Wasserstand im Stollen zu regeln, wirkte also wie ein Staubecken. Der gewöhnliche Wasserstand betrug 75—85 Zentimeter.

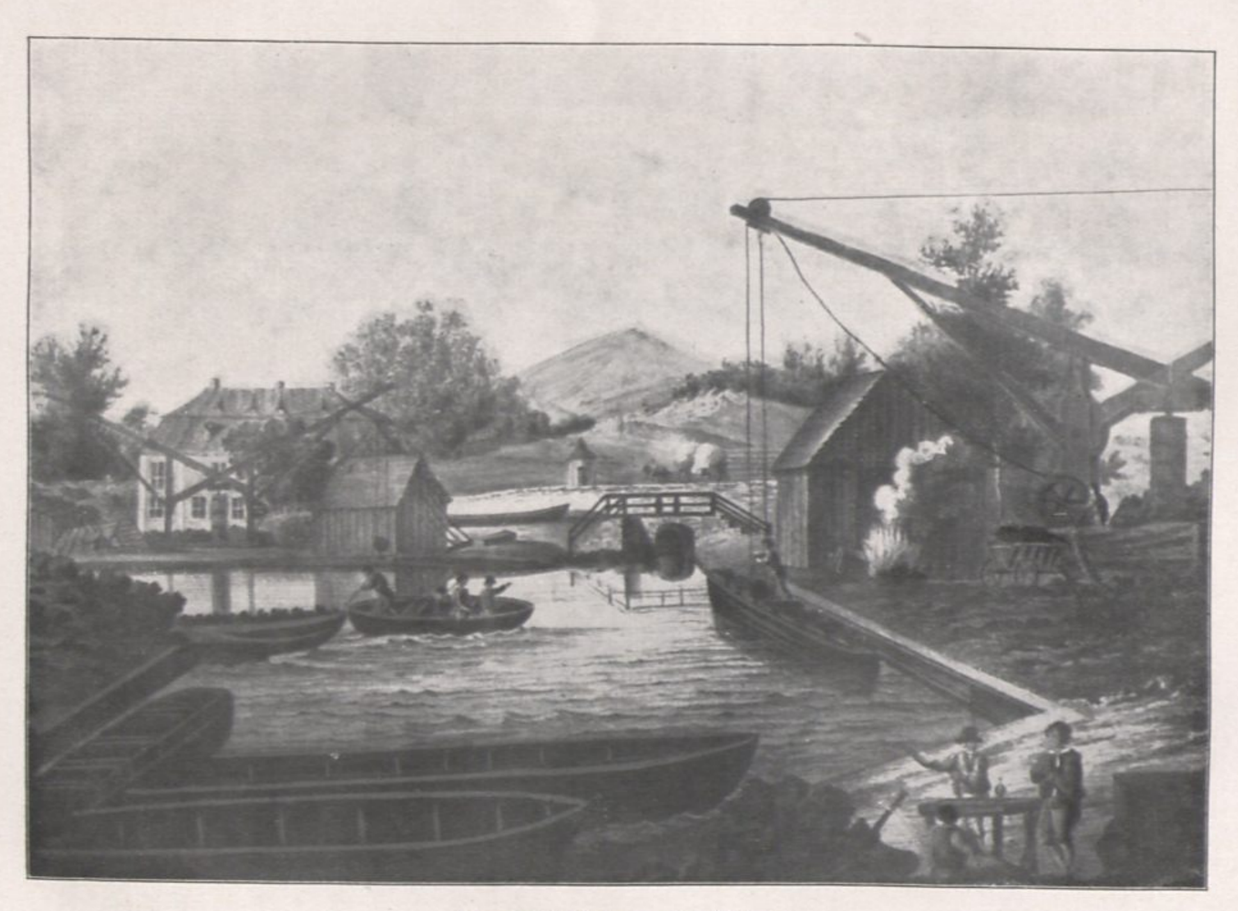
Zweck des Stollens sollte billigere Kohlenförderung bei geringer Kapitalsanlage sein. Auf 20 000 Taler hatte man den Ausbau veranschlagt, in Wirklichkeit kam er auf 53 000 Taler. Bis 1817 verschlangen die Unterhaltungskosten 106 202 Taler.

Am 18. September 1794 erfolgte die feierliche Einweihung des schiffbaren Stollens durch seinen eifrigsten Förderer, den Grafen von Reden, der an der

---

[1]) Schles. Prov.-Bl., Bd. 70, S. 404.

[2]) In den Jahren 1790—93 entstand eine weitere Mansfelder Bergmannskolonie in Weißstein.



Neu-Weißsteiner Schiffahrt.

Spitze der schlesischen Bergverwaltung stand. Wenige Monate nachher bereits schrieb Thiel seinen Bericht über den Stollen für die schlesischen Provinzialblätter.

„An der von Waldenburg nach Freiburg führenden Chaussee ist auf einer ehemaligen Wiese dicht an der Straße, ein Bassin angelegt worden, das mit unterirdischen Wassern, welche aus dem Stollen ihm zufließen, angefüllt ist. Diese Wasserzuflüsse finden sich unter der Erde mehr oder weniger in dem Bergwerk, um sie abzuführen, bedient man sich tiefer, unterirdischer Kanäle, die der Bergmann Stollen nennt, und die irgendwie zu Tage ausgehen.

Gewöhnlich leitet man die Stollenwasser über Tage in Gräben und Bäche, hier aber werden nur die überflüssigen Zugänge durch zwei Schleusen regelmäßig abgeleitet, so daß beständig ein zur Schiffahrt hinlänglicher Wasserstand zurückbleibt. An den Ufern des Bassins von viereckiger Figur werden die Kohlen aufgeschüttet und von da zur Achse weiter verladen, zu welchem Zwecke man eine besondere Ein- und Ausfahrt nach der Landstraße angebracht hat. Es ist ein auffallend überraschender Anblick, wenn mit einem Male ein Boot voller Steinkohlen auf diesem Bassin erscheint, sich seiner Ladung entledigt und dann plötzlich wieder verschwindet. Wir besteigen ein solches Boot und sehen, wohin es uns führen wird. Zuerst ein Berglicht in die Hand und dann vorwärts.

Noch leuchtet uns die Sonne; jetzt rauscht das Boot hinein in den Stollen und das Tageslicht verschwindet.

Der Stollen ist ein gewölbter Kanal 7½ Fuß hoch, 5 Fuß weit und 40 Zoll mit Wasser angefüllt. Vom Eingange oder Mundloch an steht er auf eine beträchtliche Länge im lockeren Sandgebirge, daher ist er hier und an anderen Stellen, wo er nicht im festen Gestein fortgeht, ausgemauert, versteht sich gewölbt, wozu man sich größtenteils einer Art von Sandstein bedient hat. Ein großartiger Anblick ist es, wenn dieses von Menschenhänden zusammengefügte Gewölbe nun plötzlich Werk der Natur wird. Zwar arbeitete auch hier der Mensch, aber er mauerte nicht, er bahnte sich einen Weg durch eine lange, dichte Gesteinslage, die er gewölbeartig aushöhlte.

In diesem Felsengange, wo das einsame Berglicht die öde Nacht düster erhellt und lange Schatten sich wie magische Gruppen auf der Spiegelfläche des

Wassers hinziehen, bis sie wie nächtliche Nebel auf dem Gebirge sich ineinander vermischen, gelangt man allmählich zum ersten Begegnungsplatz. Hier ist der Stollen auf eine geringe Länge sehr weit; in der Mitte dieser Höhle stützt ein gemauerter Pfeiler das Gebirge.

Zu beiden Seiten dieses Pfeilers weichen die Boote einander aus, denn sonst hat der Stollen durchaus nur die Weite des Bootes, so daß zu beiden Seiten desselben an den Stollenwänden nur etwa drei Zoll Zwischenraum bleiben. Es gibt bereits zwei solcher Begegnungsplätze, eine Maßregel, die deshalb nötig ist, weil bei starker Förderung mehrere Boote zugleich ein- und ausfahren müssen.

Einige der mit dem Stollen überfahrenen Steinkohlenflöze von ½ bis 1½ Lachtern[1]) . . . Mächtigkeit werden bereits bearbeitet. Wo dies der Fall ist, da hat man in den Wänden des Stollens eine gewölbte Oeffnung in der Mauer und 40 Zoll Strosse gelassen, so heißt bei Stollen überhaupt der untere Teil, der bei der Forttreibung der Stollen vorläufig stehen bleibt und erst allmählich nachgehauen wird. Hier ist die Strosse also bei den Flözen, auf welchen zu beiden Seiten des Stollens gearbeitet werden soll, um des Willen 40 Zoll hoch, weil dies die Höhe des Wasserstandes im Stollen ist und folglich bei dieser Höhe das Wasser die Arbeiten rechts und links nicht hindern kann. Die einstweilige Sohle dieser Hauptstrecken liegt also mit dem Wasserspiegel in gleicher Höhe. Behufs des künftigen Pfeilerbaues kommen die schwebenden Strecken um 12 Zoll höher als die sohligen zu liegen, damit die heruntergehenden Hunde oder Tröge (leicht fortzubringende Förderungswerkzeuge unter Tage) mit Bequemlichkeit auf ihre Schlitten gesetzt werden können.

Aus den solchergestalt vorgerichteten Hauptstrecken wird nun mittels der Tröge oder Hunde auf ihren Schlitten nach dem Stollen gefördert, so daß das Boot an dem Eingang der Strecke vorfährt und seine Ladung einnimmt. Daß auf diese Art bei einer starken Belegung der in Abbau zu nehmenden Flöze durch drei bis vier Boote eine große Förderung bestritten werden kann, leuchtet

---

[1]) 1 Lachter = 2,092 Meter. Der Bergmann trug sein Lachter als Stock (½ Lachter), woran man seinen Beruf erkannte.

in die Augen, wenn man erwägt, daß zwei Haspelzieher aus 30 Lachter Teufe in der zwölfstündigen Schicht nur 50 Scheffel ziehen können, dahingegen das Boot 40 Scheffel auf einmal einnimmt und zu Tage bringt.

Bei einem starken Absatz dürfen daher die mit dem Stollen überfahrenen Flöze nur mit einer verhältnismäßig starken Mannschaft belegt werden, um soviel Steinkohlen zu beschaffen, als man bedarf, weil der Fall niemals eintreten kann, daß es an schneller Förderung fehlen sollte. In der beschriebenen Art wird der Stollen durch die Stein- und Kohlenlagen weiter fortgetrieben, noch hat er die eigentlichen drei Flöze der Fuchsgrube nicht erreicht, allein, es läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß er, wenn dies einst der Fall ist, der Grube viel kostbare und tiefe Schächte ersparen wird. Auch sind bis jetzt schon acht neue vorliegende Flöze entdeckt worden. Die teils wegen dem ursprünglichen Bau, teils zur Vorsicht bei etwa vorkommenden großen Reparaturen erforderlichen Luftlöcher sind obenher alle verbühnt und leicht beschüttet, um besseren Luftzug zu verschaffen. Ein einziges ist offen geblieben, und durch dieses Lichtloch gehen hölzerne Lutten (Röhren, durch welche man frische Luft an diejenigen Oerter leitet, wo sie nötig ist) bis vor das Stollort, so daß sie, um die Schiffahrt nicht zu hindern, an der Firste (oberes Gewölbe) angebracht sind.

Die äußere Luft vom Stollenmundloch drückt herein und preßt die verdickte innere Luft in diese Röhren, durch welche sie oben auf dem Berge ins Freie gelangt. Zur Beförderung des Luftzuges hat man oben über Tage eine etwa 40 Fuß hohe Wetter-Schlote angebracht, mit der diese Lutten in Verbindung stehen. Es können daher dieselben, sowie das Stollort fortrückt, allmählich verlängert werden, und sie haben dann den Nutzen, daß man, bis der Stollen die Flöze der Fuchsgrube erreicht hat, um des Wetterwechsels oder Luftzuges willen keinen neuen Schacht abteufen darf.

Die Art des Schiffens geschieht so, daß ein einziger Mann ein oder auch zwei hintereinander zusammengehängte Boote führt. Er sitzt dann im ersten Boot und schiebt sich vorwärts, indem er mit beiden Händen gegen hölzerne Pflöcke an den Seitenwänden des Stollens stößt. Diese Pflöcke sind in verhältnismäßiger Höhe sowohl in der Mauer als auch im festen Gestein angebracht und ungefähr

acht Fuß weit voneinander entfernt. Sie tuen bessere Dienste als Ruder, weil diese durch die grade Richtung des Stollens, wo das Boot folglich nicht gelenkt werden darf, entbehrlich, das Rudern an sich unbequemer als das Fortstoßen ist, auch die Stollensohle darunter allmählich leiden würde. Sobald jedoch das Boot auf das oben beschriebene Bassin und ans Tageslicht kommt, dann versteht es sich von selbst, daß es bis ans Ufer gerudert werden muß.

Dies ist eine ungefähre Beschreibung des Fuchsstollens, der bereits auf eine Länge von 400 Lachter (über 800 Meter) schiffbar ist (Ende 1795). Bei der Generalbefahrung 1794 (Einweihung) ward er das erstemal beschifft und das damalige Stollort mit der Jahresstufe bezeichnet, wobei einige Glieder der Fuchsgrubengewerken als Zeugen mit eingeschifft und bei bergmännischer Musik, die in einem besonderen Kahne fuhr, und völliger Erleuchtung des Stollens durch angehängte Lampen bis vor Ort gebracht wurden. Eine Menge von Zuschauern bei dem Bassin begleitete uns mit erwartungsvollen Blicken und äußerte ihre Bewunderung auf eine sehr unterhaltende Art, als sie bei unserer Zurückkunft, lange vorher, ehe wir sichtbar wurden, den Schall der Feldinstrumente unter der Erde hörten, als wir endlich wieder anlandeten und den ersten mit Steinkohlen beladenen Kahn hinter uns herfahren ließen und zu Tage brachten."

Der Bericht eines Laien, nebenbei eines Freundes von Thiel, ist wert, der Vergangenheit entrissen zu werden,[1]) da er die Stimmung einer Stollenfahrt wiedergibt:

„Ich glitt im leichten Kahne in einen langgedehnten Felsengang, jetzt sah ich noch den Berg vor mir, dessen Rücken bald über meinem Haupte schweben sollte, jetzt eilt der Kahn feierlich still in den Eingang, wenige Berglampen erleuchten den engen, langen Pfad, eine schauerliche Kühlung verdrängte die schwüle Luft des Tages und das Plätschern des fortrückenden Kahnes erklang mir, wie dem Dichter die Fluten des Styx.[2])

[1]) Schles. Prov.-Blätter 1796, 23. Bd.

[2]) Styx, der Fluß des Todes, auf dem Charon die Toten in seinem Kahn ins Jenseits fuhr.

Von fern vernahm ich dumpfe Töne, sie glichen dem Rauschen des Windes im freien Walde, dem der Wanderer in der Nacht unversehens naht. So wie ich mich nahte, wurden diese Töne vernehmlicher und ich erkenne sie für das Plätschern eines entgegenkommenden Kahnes. Ein einsames Grubenlicht zitterte auf dem Wasser mir entgegen und spiegelte sich wunderschön an der Felswand. Mein Führer rief dem entgegenkommenden Kahne zu, und er machte halt in einer weitgehauenen Höhle, die zum Ausweichen der begegnenden Kähne bestimmt ist. Der entgegenkommende Kahn rauschte bei mir vorüber, er war mit Steinkohlen beladen und ein einziger Bergmann führte ihn.

Ich fühlte in diesem unterirdischen Heiligtum der Natur etwas ganz Eigenes, als dieser Mann mir ein freundliches „Glückauf" zurief und ich leicht begriff, warum dieser Gruß bei den Bergleuten auf alle ihre Verhältnisse paßt, indem ich überlegte: welche Kunst bei so mancherlei Gefahren für Leben und Gesundheit in Ausübung gebracht werden muß, ehe dieser Felsenweg bis zu jenen unterirdischen Reichtümern gebahnt werden konnte. — —

Bald, nachdem wir bei dem Steinkohlenverkehr vorübergefahren, hielt mein Führer an. Sehen Sie da, ein Flöz! sagte er, welche schöne Kohlen. Ich sah zu meinen beiden Seiten weite schwarze Oeffnungen in das Gebirge hinein. Die Kohlenlage, welche diesen Raum sonst ausgefüllt hatte, war bereits gewölbeartig ausgehauen, aber das Flöz erstreckte sich zu beiden Seiten noch in einer beträchtlichen Länge fort. An den beiden entferntesten Punkten wird zwar gearbeitet und die Kohlen in einem eckigen Kasten, eine Art von Schlitten, hervorgeschleppt, bis sie endlich in den Kahn gestürzt und zu Wasser ans Tageslicht gebracht werden."

Während durch den Fuchsstollen die Kohlenfelder des Fuchsberges fast vollkommen erschlossen wurden, rastete man auch auf den übrigen Weißsteiner Feldern nicht mit Erschließung neuer Flöze. Die Fuchsgrubengewerkschaft selbst mutete[1]) 1798 die Kohlenfelder in der Gegend des heutigen Juliusschachtes zu ihren bisherigen Feldern dazu. Die übrigen Kohllöcher auf Weißsteiner Gebiet, die in Art

[1]) Mutung ist die bergrechtliche Verleihung des Abbaurechtes unerschlossener Kohlenfelder.

kleiner Schächte mit Haspel und Winde angelegt waren, ruhten zunächst, da ihre Kohlenförderung im Verhältnis zur Kohlenschiffahrt zweieinhalbmal teurer war. Sie gehörten fast alle der Weißsteiner Gewerkschaft und der Plan ging dahin, alle durch den Fuchsstollen vollkommen zu erschließen.

Zur selben Zeit kam die Davidgrube in Betrieb, 1789 vom Schneider David in Neu-Salzbrunn gemutet. Das Mundloch des Davidstollens lag im sogenannten herrschaftlichen Vorderbusche zwischen Neu-Salzbrunn und Konradsthal in der Nähe des Finsterbrunnens, einer damals geschätzten Heilquelle. Heute ist sie nur noch ein unscheinbarer Tümpel oberhalb der Kleingärten in der Nähe des Konradsthaler Bahnhofes. Auch die übrigen Ortschaften des engeren und weiteren Reviers schürften auf ihren Feldern nach Kohlen. Ein Teil der neu erschlossenen Flöze zeigte sich nicht als abbauwürdig und die Abbauberechtigten zogen sich mit Verlusten von ihren Unternehmungen zurück. Eine Erhebung von 1765 zählte 15 Bergwerke, während 30 Jahre später 69 Gruben in unserem Revier vorhanden waren. So rasch war die Entwickelung von einer geringen Nebenbeschäftigung der Bauernschaft zur Industrie gegangen.

Die vermehrte Kohlenförderung war zunächst auf königliche Maßnahmen zurückzuführen, da Friedrich der Große berggerechten und regelmäßigen Abbau forderte. Die Weißsteiner erhoben Klage, als sie bei der erzwungenen größeren Förderung einen großen Teil der Kohlen zu Halden aufschütten mußten. Mit der Zeit aber hob sich auch der Kohlenverbrauch. Ein achtbarer Verbraucher war die Mark Brandenburg geworden. Die Kohlen wurden von den Bauern, wie schon erwähnt, auf ihren Gespannen bis nach Maltsch gebracht und auf Oderkähne verladen. Im Jahre 1780 begann man aus Mitteln der Bergbauhilfskasse die berühmte Kohlenstraße nach Maltsch auszubauen, die innerhalb 10 Jahren hergestellt war. Das Bergamt erhob an vier Stellen Wegezoll. Die Kohlenwagen des hiesigen Bezirkes zahlten 3 Ggr. 6 Pfg.[1]) Nennmünze Zoll hin und zurück, während alle anderen, z. B. Fuhrwerke von Kaufleuten mit anderer Fracht,

---

[1]) 1 Gelbgroschen ungefähr 55 Pfg. heutigen Wertes; 12 Pfg. Nennmünze = 1 Ggr.



Conradsthal
Neu-Hartau
Harten B.
Wilhelmshöhe
Spittel B.
Sand B.
Der nakte B.
1661
Weisstein
Frohe Ansicht und Anna
Glashütte
1447
Königswald
Zechen Schmiede
Fuchs B.
Altwasser
Fuchs Grube
Neu Weisstein
Der Salz Bach
Rauch S.
Stollberg S.
1493
Adolphinen S.
Schüz S.
Alliance S.
Noth S.
Bleiche
Porzellan Manuf.
WALDENBURG
Nieder-
Glückhilf St.
Die vorder Harte
1323'
1225'
Fuchs Stollen

23 Sgr. Zoll erlegen mußten. Diese Bevorzugung der Kohlenfracht geschah absichtlich zur Hebung des Absatzes.

Auf die ersten Jahre der fieberhaften Entwickelung unseres heimischen Bergbaues folgten natürlich auch wieder Rückschläge, da man vielfach über die verfügbaren Kräfte hinaus neue Betriebe anlegte und damit eine Ueberproduktion erreichte. Die durchschnittlichen Reingewinnzahlen aber zeigen,[1]) daß die Fuchsgrubengewerkschaft trotz riesenhafter Ausgaben für Neueinrichtungen, Betriebsverbesserungen und sonstigen Reparaturen ein Viertel der Gesamteinnahmen als Reingewinn aus dem Betriebe herausholte. Wie uns von vorher genannten Arbeitslöhnen ersichtlich sein wird, hat die Kohlengewerkschaft an den Löhnen ungeheuer gespart. Lehnte sie doch z. B. anfangs den schiffbaren Stollen ab auch mit folgender Begründung: In England sei es wirtschaftlich, die teueren Menschenkräfte möglichst durch andere Betriebsmittel zu ersetzen, hier aber seien die Arbeiterlöhne so niedrig, daß man von teueren Neueinrichtungen absehen könne.

Wenn wir rückschauend noch einmal diese Periode der Weißsteiner Geschichte überblicken, sehen wir vor allem die Anstöße, die von außen kommen und in Form königlicher Verfügungen die Entwickelung vorwärtstreiben. Hemmnisse einer graderen Entwickelung sind die rückständigen Rechtsverhältnisse, die der Grundherrschaft eine mittelalterliche Vormachtstellung gewährt, die erst durch die Steinschen Reformen erschüttert werden konnte. Ein anderes Hemmnis ist die Zaghaftigkeit und Kleinlichkeit, ja beinahe der Geiz der Kohlengewerkschaft, die vor allen Dingen Arbeiterlöhne beschneidet und einen bewußten Gegensatz zwischen sich und der Arbeiterschaft heraufbeschwört.

---

[1]) Die Zahlen können nicht veröffentlicht werden.

3. Die Umgestaltung des Dorfbildes in den Jahren 1740—1800.

Ein Augenblick der Besinnung möge uns noch einmal das ursprüngliche Dorfbild Weißsteins vor Augen führen, wie es die fränkischen Bauern in die Urwaldlichtung des Salzbachtales hineingetragen hatten.

Getreu der in ihnen lebenden Tradition legten die Siedelungsbauern ihre Gehöfte längs der Straße an, die vom Niederdorfe an bis zum Oberdorfe den Bach begleitete und ihn an manchen Stellen kreuzte. Unsere heutige Hauptstraße ist noch diese ursprüngliche Dorfstraße. (Siehe Karte von 1736) Parallel zu ihr, jenseits des Baches, ging ein Nebenweg (die „schmale Seite") vom Anfang bis zum Ende des Dorfes. Kreuzte sie an einer Stelle den Bach,[1]) dann beeilte sich auch der Nebenweg, schleunigst den Bach und damit auch die Hauptstraße zu überqueren. Auf der andern Seite des Baches lief er als getreuer Begleiter des Hauptweges parallel zu ihm weiter. Zwischen beiden lagen in einem langen Streifen vom Nieder- bis zum Oberdorfe Grasflächen, ursprünglich Gemeinbesitz der Bauernschaft, später sonderbarerweise Besitz der Grundherrschaft: die Dorfaue. In ihrer Mitte floß der Dorfbach. Die Wegekreuzungen schnürten die Aue stellenweise ab, und erst oberhalb dieser Kreuzungen führte der Wiesenstreifen in der alten Breite weiter.

Die einzelnen, im geschlossenen Viereck erbauten fränkischen Bauernhöfe lagen immer etwas von der Straße entfernt auf den erhöhten Rändern der ausgewaschenen Talsohle. Der Grund lag in der öfteren Ueberschwemmungsgefahr; denn unsere Wasserrinne, die kaum mehr Anspruch auf den Namen Dorfbach machen kann, war damals noch ein starker Wildbach. Auffällig ist die Erscheinung, daß die Mehrzahl der Bauernhöfe an der Hauptstraße lag, während sich auf der schmalen Seite die kleineren Besitzer (Freigärtner) und die Tagelöhner ansäßig machten.

---

[1]) Die erste Kreuzung beim Altwarengeschäft Teuber, Fortführung des Nebenweges beim Barbier Fuchs. Zweite Kreuzung oberhalb des Gemeindeamtes, Fortführung der schmalen Seite in der Hackegasse. Zur schmalen Seite gehörten: Mühlengasse, die 1926 neu erbaute Straße, weiter die Flurstraße, dann die kleine Gasse am Bache entlang am Emmrich-Gut vorbei, dann Grüner Weg und zuletzt Hackegasse.

Die Aufteilung der Gemeindeflur war in fränkischen Hufen (80—120 Morgen) geschehen, die in langen Streifen vom Hofe des Besitzers aus bis zur Gemarkung des Nachbardorfes führten.

Die erste auffällige Veränderung des Dorfbildes, das sich seit beinahe 500 Jahren unverändert erhalten hatte, brachte die preußische Herrschaft durch die Begünstigung der Leinenindustrie. Ein neuer Erwerbszweig bot sich für die Bevölkerung, ein neues Spekulationsobjekt für die Grundherren. Wir erleben in Weißstein zum ersten Male ein Beispiel spekulativer Geldwirtschaft, und Handelsobjekt ist Grund und Boden. Die Grundherrschaft verfügte einmal über ihr Vorwerk (Neu-Weißstein bis zum Gleisberg hinauf) und außerdem über die alte Gerichtsschölzerei (mehr als zwei Hufen zu beiden Seiten der jetzigen Hochwaldstraße). Grund und Boden dieser beiden Besitzungen waren ihr zu wertvoll, um sie für Webersiedelungen herzugeben. Daher griff die Herrschaft auf die Dorfaue zurück, die auf ungeklärte Weise ebenfalls ihr Eigentum geworden war, wahrscheinlich während des Dreißigjährigen Krieges. So entstand auf der Dorfaue eine Siedelung von kleinen Weberhäuschen, die im auffälligen Gegensatz zu den bisher erbauten fränkischen Hofanlagen und staatlichen Freihäusern stand. Am meisten glichen diese kleinen, mit äußerster Raumbeschränkung errichteten Häuschen den bisherigen Hofegärtnerhäuschen. In den Jahren 1748—1756, bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges, berichtet das Schöppenbuch immer und immer wieder von „erkauften Stückeln Aue", worauf die Weber ihr anspruchsloses Häuschen hinstellten. Um Siedelungslustige anzulocken, bot die Herrschaft ihren Grund und Boden manchmal unentgeltlich, oft gegen ratenweise Zahlung an, lieferte Baumaterialien zum Vorzugspreise und ließ durch Roboten der ansässigen Bewohner (Anfahren von Bauholz und dergl.) dem neuen Siedler alle möglichen Erleichterungen zukommen.

Wie hoch aber die Lasten gewesen sind, die die Grundherrschaft auf diese neuen Häuser legte, geht aus dem Umstande hervor, daß trotz aller Erleichterungen nach wenig Jahren bereits wieder die Neubauten „sub hasta" verkauft werden oder daß ihre Bewohner entweichen. Der Siebenjährige Krieg legte einen großen Teil der neuen Weberhäuschen in Asche, wie die vielfachen Notizen über „wüste

Stellen" nach dem Kriege berichten. Von neuem begann die Grundherrschaft die Förderung einer Weberkolonie unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Tatsache, daß neue Häuser auch notwendig seien für die Arbeiter der plötzlich erwachenden Steinkohlenindustrie. Nun aber überläßt sie das Risiko lieber andern und verkauft die Aue stückweise an interessierte Bauern, die gewillt sind, „Hausgenossenhäuser" zu bauen (auch schon 1748 und 49). Wie die Herrschaft auch von jedem verkauften Stück Grund und Boden ihre Einkünfte zog und zwar bessere, als wenn die Aue weiterhin nur Weideplatz fürs Vieh blieb, möge folgender Grundzettel beweisen:

„Im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit! Nachdem der allhiesige gewesene Bauer George Jäckel vermöge der erhaltenen Hochherrschaftlichen Concession auf seinen erkauften beyden Auefleckeln zwischen Hanns Friedrich Grögers und Gottfried Tschersich's Garten und Georg Friedrich Jäckels Bauerngute, wozwischen der Weg durchgehet, in richtigen Reynen und Grenzen gelegen ein neues Hausgenoßhäusel erbauet, dergestalt und also, daß Besitzer desselben alljährlich an Erb-, Frey- und Grundzinsen Einen Reichsthaler halb an George und halb an Michaeli, über dieses aber 6 Sgl. Jagdgeld, 6 Sgl. Spinngeld und 4 Kreutzer Wächtergeld entrichten und gleich andem dergleichen Zwey Hofetage umsonst verrichten müßе. Als ist bis auf gnädige Konfirmation Ihrer Hochreichsgräfl. Gnaden unsrer gnädig. Hochgebietenden Erb- und Grund-Herrschaft auf Fürstenstein und Weißstein gegenwärtiger Grundzettel darüber ausgefertigt worden.

Das nötige Feuergeräthe verspricht Poßeßor völlig anzuschaffen und bei der Gemeine vergibt sich selbiger als ein anderer Hausgenoßhäusler."

Wir sehen, daß auf einem solchen Weberhäuschen Geldlasten lagen wie auf einem Bauerngut, nicht zu vergessen die Naturalabgaben, die wohl in derselben Höhe wie von einem Bauern, nur mehr in Form von Arbeitskraft zu entrichten waren. Wenn der Weber nicht gerade seine zwei Hofetage abmachte, dann hatte er zu Hause noch die bestimmten Stücke zu spinnen oder zu weben. Interessant ist uns noch die letzte Bestimmung des Grundzettels über das Feuerlöschgerät. Es erinnert uns daran, daß alle Wirtschaften und Wohnhäuser aus Holz erbaut sind.

Das Jahr 1769 mit seiner Bergordnung versetzte der kaum zwanzigjährigen Leinenhausindustrie in Weißstein den Todesstoß. Der größte Teil der Weber verdingte sich als Kohlenarbeiter. Die Webstühle verstummen, die kleinen Weberhäuschen werden zu Bergarbeiterwohnungen. Wie wenig segensreich die Hausindustrie für Weißstein gewirkt hat, beweisen die Einwohnerzahlen nach dem Kriege. Von 1764—1769 verändert sich kaum die Einwohnerzahl (sie steigt von 445—463). Auffällig ist aus diesen Jahren, wohl auch als Folgeerscheinung des Krieges, die typische Weberkrankheit: die Schwindsucht.

Mit einem Schlage ändern sich späterhin die Zahlen. Das Jahr 1769/70 bringt allein einen ebenso starken Zuwachs wie die vorangegangenen fünf Jahre von 463 auf 481), und im Jahre 1771 ist die Zahl von 500 schon erreicht. Deshalb waren neue Wohnhäuser weiterhin notwendig. Von Jahr zu Jahr verschwindet ein Stück der Aue nach dem andern. Von den erhöhten Talrändern zu beiden Seiten der ehemaligen Aue schauen nun die geschlossenen Vierecke der fränkischen Hofanlagen auf ein Wirrwarr von kleinen Bergmannshäuschen herab. Nicht mehr Tradition spricht bei diesen Neubauten mit, wohl aber Sparsamkeit mit Grund und Boden.

Eine weitere Veränderung erfuhr das Dorfbild durch größere Einwanderungen von Mansfeldern. 1782 mußten deshalb 10 neue Wohnhäuser erbaut werden. Die Bevölkerungszahl steigt auf 550. Die Neubauten standen in einer Kolonie zusammen im Niederdorf (heutige Mittelstraße und Mühlengasse), so daß dort zu allererst die Dorfaue vollkommen verschwand. Die folgenden Neubauten eroberten in den nächsten Jahren die Aue im Mitteldorfe. Ein zweiter größerer Schub von Einwanderern kam in den Jahren 1790—93 und bringt eine Steigerung der Bevölkerungsziffer auf annähernd 600 mit sich. Die Untertanenliste von 1793 zählt 17 neue Häuser. Bestand bis 1740 die Zahl der Häuser in 31 Bauernwirtschaften und ungefähr ebensoviel Frei- und Hofehäusern, so steigt bis 1800 die Zahl der Häuser auf das Doppelte. An Einwohnern sind in diesem Jahre vorhanden über 620. Der erste massive Bau in Weißstein scheint das neue Schulhaus (1795) gewesen zu sein.

Die Wandlung des Dorfbildes wäre kurz zusammengefaßt folgende: Das ursprüngliche fränkische Straßendorf ist noch unzweideutig erkennbar. Fast verschwunden ist die dazu gehörige Dorfaue im Niederdorfe, zu einem Teil im Mitteldorfe, während sie im Oberdorfe fast noch unberührt liegt. Ein neuer Menschenschlag, die Mansfelder, beginnnen sich hier heimisch zu machen, freundschaftlich aufgenommen von ihren hiesigen Arbeitsgenossen, ungern gesehen von der bäuerlichen Gewerkschaft (Lohnerhöhungen!). Die Anzeichen der kommenden Industrie sind auch im Dorfbilde zu spüren.

VII. Weißstein im Zeitalter der Technik und Industrie. (1800 bis zur Gegenwart.)

1. Geschichtliche Ereignisse in unserer Heimat.

Das neue Jahrhundert begann für Weißstein mit einem großen Unglück. „Am 26. November 1800 früh gegen 3 Uhr brach in Weißstein eine Feuersbrunst aus, die binnen einer halben Stunde zehn Bauerngüter, sieben andere Häuser und noch vier Besitzungen in dem benachbarten Hartau in Flammen setzte. Eine Frau kam in den Flammen um, und ein Mann starb Tags darauf. Mehrere waren bei dem Feuer so beschädigt worden, daß sie lange Zeit zu ihrer Genesung brauchten. Auch ein großer Teil des Viehes kam in dem Brande um. Ueber 180 Menschen, jung und alt, waren obdachlos geworden und hatten nichts gerettet. Pastor Guder (evgl. Kirche Waldenburg) nahm bei seiner am nächsten Sonntag, dem ersten Adventssonntage, über das Sonntagsevangelium gehaltenen Predigt auf den Unglücksfall Bezug. Diese Predigt, welche gedruckt und zum Besten der Abgebrannten verkauft wurde, brachte nach Abzug aller Kosten einen Erlös von 252 Talern, von denen 216 den Abgebrannten zu Weißstein und 36 Taler denen zu Hartau übergeben wurden“.[1])

Dieses Brandunglück war nicht das einzige in unserer engeren Heimat. In Liebau brannten einige Tage vorher über 40 Häuser ab und im böhmischen Städtchen Trautenau 98 Häuser nebst Kirche, Pfarr- und Schulgebäude.[2]) Deshalb lebte die Bevölkerung wochenlang in großen Aengsten, da man überall neue Brandunglücke erwartete. Für Weißstein blieb dieses große Brandunglück das einzige. Trotz seines Umfanges konnte es doch die Weiterentwickelung des Dorfes nicht hindern. In kurzer Zeit waren die Brandstellen wieder aufgebaut. 30 Jahre vorher erzielte ein Bauerngut nur 400—500 Taler, jetzt brachte allein eine wüste

[1]) Schulze, Chronik der evangel. Kirche zu Waldenburg.

[2]) Werner, Chronik von Friedland.

Brandstelle 2000—3000 Taler. Während andere Ortschaften jahrzehntelang unter einem solchen Unglück litten, erholte sich Weißstein innerhalb weniger Jahre, und das auf Grund seines Bergwerks.

Durch die Unruhen, die am Anfang des Jahrhunderts unter den Webern in vielen Orten ausbrachen, hatte Weißstein nicht zu leiden, da innerhalb seiner Gemarkung die Leinenindustrie vom Bergbau abgedrosselt worden war.

Die Kriegsjahre von 1806—1815 brachten auch unserer Heimat bewegte Tage. Nach der verlorenen Schlacht bei Jena und Auerstedt (14. 10. 1806) ergossen sich französische Truppen und deren süddeutsche Helfer (Bayern und Württemberger) über ganz Preußen. Vom 10. Januar 1807 ab wurde Schweidnitz vom General Vandamme belagert. Sofort setzten die Lieferungen jeder Dorfschaft an die fremden Eroberer ein. Zunächst hatten die Dörfer der Herrschaft Fürstenstein allerlei Belagerungsgeräte (Spaten, Schaufeln, Faschinen, Pfähle und Leitern) zu liefern. Ende Januar sahen unsere Vorfahren die ersten Feinde durch den Ort marschieren. Württembergische Reiterei zog nach Waldenburg und hauste dort in übermütiger Weise. „Den 1. Februar früh um 9 Uhr, als eben in die Kirche geläutet wurde, rückten hier 2500 Mann Württemberger ein, die sich alsbald in den Straßen verbreiteten und zu plündern anfingen. Die Kirchgänger kehrten meist auf halben Wege um. Auch vor die Pfarrwohnung waren 20 Soldaten gekommen, welche die verschlossene Tür aufsprengen wollten und die Fenster zerschlugen, um einzusteigen. Pastor Guder, der dies von der Sakristei aus beobachtet hatte, ließ die Kirche schließen und eilte heim. Die Soldaten waren inzwischen ins Haus eingedrungen und plünderten, bis ein herbeigerufener Offizier sie forttrieb. Aber noch zweimal mußte die verschlossene Tür plündernden Soldaten geöffnet werden. Nachmittags um 3 Uhr zogen die Württemberger wieder ab und es ward Ruhe in der Stadt. 14 Tage später mußte der Gottesdienst ausfallen, weil feindliche Soldaten, wiederum Württemberger, die unter General Vandamme eingezogen waren, die Kirche zu einem Heu- und Strohmagazin benutzt hatten. Man hatte dies gern zugelassen, um eine schon befürchtete Einstellung von Kavalleriepferden in dieselbe zu vermeiden. Nach eini-

gen Tagen wurde das Gotteshaus wieder geräumt, ohne daß ihm ein weiterer Schaden zugefügt ward".[1])

Mit wie wenig Begeisterung der schlesische Untertan seine Heimat zu verteidigen gewillt war, geht aus folgendem Fürstensteiner Befehl an alle Ortschaften hervor: „In Betreff der Ranzionierten[2]) wird allen Dorfschaften alsbald durch ihre Gerichtsscholzen bekannt gemacht werden, daß jedermann verpflichtet sei, wenn er einen Ranzionierten außerhalb der gewöhnlichen Landstraße nach Schweidnitz oder Silberberg betreffe, er davon sofort an die nächste Behörde Anzeige zu machen, damit dergleichen Leute alsbald aufgegriffen und an die Festung abgeliefert werden können; ferner, daß kein Gerichtsscholze einem solchen Ranzionierten einen längeren Aufenthalt als höchstens 12 Stunden verstatten dürfe, falls nicht besondere Umstände eine Ausnahme machen, welche jedoch ohne Noth nie anzunehmen sei. Die Freiwilligen, welche auf den ergangenen Aufruf oder sonst sich melden möchten, werden sich zu Waldenburg und Freiburg sammeln und von diesen Orten aus nach der Festung kommen".[3]) War es schon notwendig, eine besondere Kontrolle über die Soldaten einzurichten, damit sie ihre Pflicht taten, so scheinen sich Freiwillige noch weniger für den Festungsdienst gemeldet zu haben. Jedenfalls mußten Zwangsrekrutierungen vorgenommen werden. „Vom 24. bis 25. Dezember (1806) in der Nacht wurden 15 Bürgersöhne (aus Friedland) als Rekruten nach Schweidnitz abgeholt, sie wurden förmlich aus ihren Betten geraubt."

Das Volk kannte infolge der bedrückenden Verhältnisse, in denen es lebte, kein Vaterland und keine Vaterlandsliebe. Dafür erstanden in jenen Tagen adelige Patrioten, die es durch ihre Begeisterung mit fortzureißen versuchten. König Friedrich Wilhelm der III. ernannte den Husarenoberst Fürsten von Pleß, den Schwiegervater des derzeitigen Grafen von Hochberg, zum General-Gouverneur von Schlesien und gab ihm den Major von Götz bei. Diese beiden leiten die Verteidigung Schlesiens in die Wege.

---

[1]) Schulze, Chronik der evangel. Kirche zu Waldenburg.
[2]) Soldaten, die längere Zeit in ihre Heimat beurlaubt sind, Reservisten.
[3]) Werner, Chronik von Friedland, S. 527.

Da Breslau nicht mehr zu retten war, suchten sie Schweidnitz zu befreien und Silberberg und Glatz zu halten. Mit der geringen Truppenzahl konnten sie dem Feinde jedoch nur wenig Abbruch tun. Sie mußten sich damit begnügen, ihn ständig zu beunruhigen. Ein preußisches Streifkorps unter dem Rittmeister Stößel[1]) hob eine ganze Anzahl feindlicher Patrouillen auf, die in den Gebirgsdörfern requirierten. Es kam zu einer Menge kleiner Gefechte auch in unserer Nähe, die mit wechselndem Erfolge endeten. Bei Friedland sprengten am 10. Februar 1807 Bayern und Franzosen das Streifkorps Stößels, wobei Stößel und seine Begleiterin, die Frau von Bonin, beinahe in Gefangenschaft geraten wären. Am folgenden Tage erlitt ein Hilfskorps der Preußen bei Beuthengrund eine Niederlage durch Bayern und Württemberger. Der größte Teil überschritt in zügelloser Flucht die Grenze und wurde in Braunau durch österreichische Husaren entwaffnet. Das Unternehmen der Preußen war verraten worden. Am 12. Februar hausten dieselben Bayern und Württemberger in unerhörter Weise in Wüstegiersdorf, bis am Nachmittage ein Trupp Franzosen einrückte, die deutschen Räuberbanden vertrieb und die Ordnung wieder herstellte.[2])

„Am 12., 13. und 14. Februar befanden sich in Friedland zirka 800 Mann Preußen, die sich durch Zuzug aus dem Glätzischen angesammelt hatten. Man darf dabei aber nicht denken, daß dies reguläre Soldaten im damaligen Sinne, noch viel weniger nach heutigem Schema waren. Montierung war gar nicht vorhanden, wenigstens keine gleichmäßige. Waffen fehlten teilweise, der eine hatte ein Gewehr und keinen Säbel, der andere einen Säbel und kein Gewehr, einzelne sogar nur Picken. Schuhwerk war besonders mangelhaft, bald hatten sie bloße Sandalen, Niederschuhe, bald hohe Reiterstiefeln".[3])

Das letzte Gefecht in hiesiger Gegend fand am 15. Mai 1807 auf der „Roten Höhe" zwischen Adelsbach und Nieder-Salzbrunn statt. Das Korps der Preußen (Stößel) wurde von den Franzosen zerstreut und damit der letzte Widerstand in unserer Gegend gebrochen.

---

[1]) Stößel war in der Gegend bekannt, er hatte 1804 den Fuchsstollen besucht.
[2]) Näheres im Heimatbuche: Ein Schreckenstag für Wüstegiersdorf.
[3]) Werner a. a. O.

Der Krieg hatte gezeigt, daß mit einem unterdrückten Volke kein Verteidigungskrieg geführt werden konnte. Die folgenden Jahre standen unter dem Zeichen der Stein'schen Reformen. Schon 1807 erfolgte die Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern. Damit fielen die Zinse der Dienste, die die Herrschaft bis dahin verlangen konnte, ebenso sollte Grund und Boden unanfechtbares Eigentum der Bauern werden. Die fast entschädigungslose Enteignung, die vom Freiherrn von Stein im Staatsinteresse vorgenommen wurde, erfuhr durch seinen Nachfolger eine starke Verwässerung. Nach Stein's Abgange,[1]) der fest durchzugreifen entschlossen war, erhob sofort der Adel Gegenforderungen auf unmögliche Entschädigungen. Praktischen Erfolg zeigten Steins Reformen innerhalb der Dorfflur erst in der Mitte des Jahrhunderts, dank des Widerstandes von Adelsseite[2]) und der Parteilichkeit der preußischen Justiz. Trotzdem aber ging in den ersten Jahren nach dem Kriege ein erleichtertes Aufatmen durch die Dörfer. Endlich schien der große Bauernbefreier gekommen zu sein.

Weitere Freiheiten brachte die neue Städteordnung, die den Städten die Selbstverwaltung gab[3]) und die Verkündigung der Gewerbefreiheit. Da der Graf von Hochberg die genannten Neuerungen unmöglich verhindern konnte, suchte er sein bisheriges Recht als Schul- und Kirchenpatron mit allen Mitteln zu halten. Er erkannte, daß er von dieser Stellung aus indirekt seinen Einfluß in derselben Stärke wie bisher möglich machen konnte. Deshalb lehnte er die von der Bürgerschaft Waldenburgs und den dazugehörenden Kirchgemeinden gewählten Kirchen- und Schuldeputationen ab. In Kirche und Schule wollte er auf keinen Fall die Selbstverwaltung dulden. Seine Beschwerden behandelten die Behörden abweisend, und so traten 1810 auch diese Deputationen in Wirksamkeit. Die Einquartierungen blieben in unserer Gegend bis 1808 und kosteten jedem Dorfe große Summen. In Weißstein lagen hintereinander im Sommer 1807 teils sächsi-

---

[1]) Stein verließ Preußen auf Verlangen Napoleons.

[2]) 1808 z. B. bediente sich die Schwarzwaldauer Herrschaft französischer Truppen, um einen Bauernaufruhr, entstanden wegen der Dienste, niederzuschlagen.

[3]) 1809 erfolgte die erste Wahl der Magistratspersonen, Stadtverordneten und Bezirksvorsteher in Waldenburg.

sche Grenadiere, teils Franzosen, manchmal in Stärke bis 700 Mann. Die Kriegsunkosten sind für Weißstein mit 6175 Talern für 1807 angesetzt. „Der französische Krieg kostet die Gemeinde Weißstein von 1807 bis zur Rechnung 1808 = 19 996 Taler 22 Sg." berichtet der Dorfschulze Seyler.[1])

Eifrig besucht von fremden Offizieren wurde der Neu-Weißsteiner Fuchsstollen.

Das Jahr 1810 ist insofern wichtig, als die neue Gesetzessammlung, enthaltend das Edikt zur Heranziehung des Adels zu den Steuern, die Gewerbefreiheit und die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, Rechtskraft erhielt. Gleichzeitig geschah auch die Aufhebung der Klöster und Einziehung ihres Besitzes, wovon in unserer Gegend Grüssau betroffen wurde.

Neue Einquartierung sah unsere Heimat 1812, als Napoleons Scharen nach Rußland zogen. In Freiburg lag eine Abteilung Italiener, sogar Waldenburg erhielt italienische Einquartierung, während die Dörfer verschont blieben. Den Italienern wird gutes Betragen nachgerühmt.

Das Opferjahr 1813 stellte große Anforderungen. Rührend ist es zu lesen, wie unsere Vorfahren trotz der Hungersnot, die vielfach herrschte, noch das Entbehrliche hergaben. Die Aufrufe wegen freiwilliger Spenden brachten infolge der großen Not nicht den Erfolg, der gewünscht wurde.[2]) Dafür trug unsere Heimat im Sommer dieses Jahres die volle Last der Einquartierung. Das Hauptquartier der verbündeten Russen (General Wittgenstein) kam nach Waldenburg. Das Weistritztal und die Dörfer um Waldenburg bis nach Friedland und Schömberg lagen voller Russen. Es war schwer für die Bevölkerung, sich mit ihnen gut zu stellen, trotzdem sie Verbündete waren. Ihre Ansprüche gingen über die Leistungsfähigkeit der Dorfbewohner hinaus. Stellenweise hausten die Russen so, als ob sie in Feindesland wären, sie zerschlugen die Fenster in den Häusern ihrer Wirte, zertrümmerten Tische, Stühle und Bänke, ritten quer durch die Getreidefelder und stahlen wie die Raben. Am schlimmsten trieben es die Kosaken. Weißstein be-

[1]) Gemeindeakten.
[2]) Werner a. a. O., S. 553.

herbergte ungefähr 10 Wochen lang Baschkiren, einen der wildesten Reiterstämme, so daß es erlöst aufatmete, als die wilden Reiter Anfang August nach Böhmen abzogen. Auch russische Infanterie lag zeitweise hier. Bis zum Oktober dauerten noch die Durchmärsche von Russen durch Weißstein an. Sie „requirierten und nahmen ohne Quittung“ mit: 1450 Brote, 1 Eimer und 20 Quart Branntwein, 231 Scheffel Hafer, 44 Schock 30 Gebund Stroh, 3 Kühe und 75 Pfd. Fleisch.“

„Vom 15. Juni bis 9. August 1813 sind der hiesigen sämtlichen Bauernschaft bei Gelegenheit, als das Kaiserlich russische Hauptquartier in Waldenburg stand, deren Wiesen und Klee gänzlich abgemäht, abgehütet und zu Grunde gerichtet worden, so daß dieselben für ihren eigenen Winterbedarf auch nicht einen Halm Gras oder Grummet, vielweniger Klee, hätten können erzwingen.“

„Den 9. August, bei Abmarsch der hier einquartiert gewesenen Kosaken und Baschkiren, ist dem Bauer Tschersich, welcher zum Transport einen 2 spännigen Wagen geben mußte, auf dem Retourwege von Landeshut seinem Knechte Keppel, gewaltsamerweise ausgespannt, abgeschirrt und mitgenommen worden.“

Bei Gelegenheiten, da Weißsteiner Bauern Transporte mitmachen mußten, verschwanden meistens Pferd und Wagen, und der Kutscher mußte froh sein, mit heiler Haut davonzukommen.

Bis Mai 1814 stiegen die Lieferungen auf 23 484 Brote, 2829 Portionen Fleisch, 10 Eimer 70 Quart Branntwein, 100 Pfund Salz, 374 Scheffel Hafer, 1071 Gebund Heu. Gegen Quittung geliefert wurden noch fünf Pferde.

An Vaterlandsverteidigern hatte Weißstein 63 Landsturmleute zu stellen, von denen aber nur 38 wirklich zum Waffendienst einberufen wurden. Nur ein einziger Freiwilliger, der Bauernknecht Ernst Werner, ist in Weißstein zu verzeichnen.

Im auffälligen Kontrast zur Not jener Zeit stehen die vielen Feste, die von den Offizieren und ihren Damen gefeiert wurden. Ein Bericht darüber wirft ein eigenartiges Schlaglicht auf die Zeitverhältnisse:

„Den 30. Juli fuhren wir erst nach Fürstenstein, dann nach Altwasser, dann bei Erleuchtung in die Fuchsgrube, wo wir hübsche Kollation fanden. In Altwasser brachte uns die Knappschaft eine Musik.

Am 31. früh ging es nach Charlottenbrunn, Boltenstern gab uns ein Dejeuner, abends gingen wir in Altwasser auf den Ball, den der Graf Wittgenstein veranstaltete. Der Graf war sehr artig, herzlich, offen und voll gesellschaftlichen Verstandes. Ob er Feldherrntalent hat, weiß ich nicht. Wir sprachen über die politischen Verhältnisse viel zusammen. Ich tanzte mit ihm die erste Polonaise, nachher mit einer Menge Offiziere. Der Graf führte mich zu Tische und tanzte nach Tische wieder zuerst mit mir." [1])

So natürlich wir es finden, daß die Berichterstatterin ihre Ballerfolge in den Vordergrund stellt, so wenig verstehen wir die Tageseinteilung: Tanz und Festmahl lösen einander ab. Von Not finden wir keine Spur. Die ganze Oberflächlichkeit und Seichtigkeit dieses bevorzugten Standes tritt uns hier deutlich vor Augen, und die Opferwilligkeit gerade dieser Leute muß uns zweifelhaft erscheinen.

Im weiteren Verlauf des Krieges blieb unsere Heimat unberührt von den Ereignissen. Die Bewohner begannen allmählich, die Schäden der langen Einquartierungen zu beseitigen. Auffällig kurz nach 1815 sind die behördlich angesetzten Siegesfeiern, die den Anfang bilden zu der Siegesfeierei mit Bockbier und Würsteln, Fahnenstiften und Scheibenschießen, wie sie das ganze 19. Jahrhundert bei uns angehalten hat.

Der Kreis Waldenburg, notwendig geworden durch Vermehrung der Betriebe und Bewohner, entstand 1818; Graf Reichenbach war der erste Landrat, der erste Kreissekretär Leutnant Müller.

Diese kurze Personalnotiz weist uns den Weg, den die deutsche Geschichte nach 1815 ging. Das Volk und mit ihm die wenigen Reformatoren hatten den Korsen besiegt. Nach dem Kriege vergaß man sofort die Verdienste des Volkes, und die großen Reformen der wirklich großen Männer versuchte man unmöglich zu machen. Die Repräsentanten des preußischen und deutschen Volkes verfielen, gelinde gesagt, in einen bedauerlichen Irrtum, manche behaupten, in ein bewußtes Unrecht. Den Sieg schrieben sie dem preußischen Offizier und dem festefreudigen

[1]) Urban, der Fuchsstollen.

Adel zu, daher die Belohnung durch Landratsstellen oder sonstige Machtbefugnisse. Und da Gott ja dem Adel und dem preußischen Offizier zum Siege mit geholfen hatte, erhielten auch Gottes Stellvertreter auf Erden besondere Ehre und besonderen Einfluß. Die finsterste Reaktion von seiten des in seinen Vorrechten bedrohten Adels und der pietistischen Geistlichkeit beginnt. In den „Freiheitskriegen" 1813—1815 verlor das deutsche Volk seine Freiheit, die ihm der Reformator Stein gegeben hatte.

Die Jahre der Nachkriegszeit, die ein enttäuschtes Volk und einen übermütigen reaktionären Adel sahen, sind in Zeitberichten eindeutig dargestellt.[1])

„Es stand im Allgemeinen sehr schlimm mit uns, zwar herrschte äußerlich Ruhe, aber es war die Ruhe des Kirchhofes, welche durch das seit 1815 angenommene System erzeugt und durch die Maßregeln im letzten Jahrzehnt (von 1830 an) bis auf den höchsten Punkt gesteigert worden ist. Diese Ruhe ward von dem herrschenden System als Normalzustand der Völker betrachtet. Wo sie herrschte, wo kein Atmen stattfand, oder wo man wenigstens keinen Pulsschlag wahrnahm, da sprach man von Ordnung. Die Völker waren aber nicht tot, sie atmeten, wenn auch die Totengräber es nicht merkten. Das Leben war nur zurückgedrängt, und in der Herzkammer wogten und wallten die Ströme, die nicht bis an die Oberfläche gelangen durften. Denn jeder Pulsschlag ward denunziert, jedes systemwidrige Atmen und Seufzen ward von der Gewalt als Verbrechen bestraft. Solange einer auch nur seufzte, war die Ruhe nicht vollständig. Darum standen um jeden verdächtigen Puls einige Schergen des Systems, welche den Unglücklichen, der durch sein Atmen und den ungeregelten Blutlauf „Unzufriedenheit und Mißvergnügen" erregte, maßregelte und auf eine ihrer bekannten Weisen zur Ruhe brachte . . . Was bedarf es, und die Scheintoten erheben sich und der Kirchhof wird zum Auferstehungsfelde.

Bisher (bis 1848) gab es in Deutschland kein Volk, sondern nur Leute, es war auch nie vom deutschen Volke die Rede. Alle Weisheit und aller Verstand war in Händen der Regierung und der Polizei, selten genug im Kopfe derselben.

---

[1]) Schles. Prov.-Blätter 1848, Bd. 127.

Es gab nur Leute in Deutschland mit beschränktem Untertanenverstande, welche die Zustände, welche das Regierungssystem brachte, für allein heilbringend erkannte. Wie ein Großgrundbesitzer von Zeit zu Zeit den Bestand seiner Schafherde aufnehmen läßt, um daraus den Ertrag der Wolle zu berechnen, so wurden auch die Deutschen als Zahlgrößen in die Steuerregister gebracht. Wir hatten eine Volksvertretung, aber sie war so, daß man kein Volk dahinter sah und vernahm. Der rechtlichste Mann war in seiner Stube nicht sicher, er konnte monatelang in Untersuchungshaft gehalten und um Gesundheit und Vermögen gebracht werden. Daß unter diesen Umständen nicht von einer wahren Volksschulbildung die Rede sein kann, liegt nahe. Zwar ist das deutsche Volksschulwesen weltbekannt, aber es beschäftigt sich mit einer Masse von unfruchtbaren Dingen. Da es bisher an einem öffentlichen Leben in Deutschland mangelte, so konnte auch von einer durchgreifenden Volksbildung nicht die Rede sein. Politische Bildung fehlt ganz, denn Politik war der Gegenstand, welchen das bisherige System aufs strengste verpönte. Es konnte in Deutschland gar keine Bürger geben, da es bloß Regierungen gab, die befahlen, und Untertanen, die blind zu gehorchen hatten. Das galt von den Besten, wie mußte der Zustand der untersten, von der Not bedrückten Klasse der Bevölkerung sein."

Dieser Stimmungsbericht aus den Jahren 1815—48, von einem Breslauer Bürger geschrieben, zeigt uns klar die Entrechtung des Bürgertums und der Volksmassen. Daß meistens in den ländlichen Bezirken statt Befreiung der Landbevölkerung eine neue stärkere Belastung eingetreten war, zeigt folgender Bericht.[1]) Das Edikt von 1811 verschaffte wohl den eigentlichen Bauern die Gelegenheit, durch Ablösung ihrer Grundstücke sich in eine angenehmere Lage zu versetzen, auch wurde ihnen verstattet, sich von ihren Robothen und Spanndiensten abzulösen. Die Frei- und Dreschgärtner und Auenhändler, hatten sie Anspruch auf Gräserei und Waldberechtigung, konnten wohl vom Dominium um ihre Ansprüche gebracht werden, wurden aber ihrerseits nicht von ihren Diensten abgelöst. Die Grundherrschaft bezeichnete also mit „Ablösung" die Entrechtung der Aermsten.

[1]) Schles. Prov.-Blätter 1848, Bd. 117.

Wie das vor sich ging, ist an der Verletzung des Gräserei-Rechtes ersichtlich:

1. Die Grundherrschaft schmälerte die dem Freigärtner verliehene Grasfläche alljährlich durch den Pflug.

2. Es wurden neue Baumanpflanzungen darauf angelegt.

3. Man hütete widerrechtlich die Dominialherden darauf.

4. Man stach Flächen von mehreren Morgen ab, setzte den abgestochenen Rasen, mit Strohdünger vermengt, in große Haufen, um künstlichen Dünger zu gewinnen. Wurde Ablösung beantragt, verweigerte sie das Dominium, es kam zu jahrelangen Rechtsstreitigkeiten. War das Urteil günstig für den Gärtner, so kam es dann doch nicht zur Ablösung, weil man sagte, es ginge nicht, weil der zur Ablösung Verpflichtete nicht wolle. Im Gegenteil erfolgte noch Erhöhung der Zinsen, der Zinshühner und des Garnspinnens. Ebenso erfolgte eine Umwandlung der Gerichtssporteln in Zinsen für das Gut ohne jeden Schein von Recht."

An diesen Tatsachen ersehen wir klipp und klar, wie der Adel die Macht, die ihm der „Freiheitskrieg" in die Hände spielte, rücksichtslos anwandte. Der Reformator Stein war nicht bloß vergessen, nein, seine Standesgenossen bemühten sich, sein Werk ins Gegenteil zu verkehren.

„Wie die Rechtszustände, so trugen auch die religiösen Zustände zur Verwirrung bei. Unmittelbar nach dem Frieden von Paris, als man der Volkskraft zur Entfernung eines fremden Eroberers nicht mehr bedurfte, als die Demagogenriecherei anfing und die Reaktion begann, trat die Partei der Pietisten (Frömmler) immer mehr hervor. Sie lehrte, daß der Mensch von Grund auf verdorben sei und nur durch die Gnade und das Blut fremden Verdienstes selig werden kann. Wenn nun auch die Lehre von der Verderbnis auf einen Teil der Mitglieder dieser Partei ganz gut passen möchte, so rief doch die Anmaßung, mit der die Richtung ihre Herrschaft mißbrauchte, die Opposition der Vernunft auf den Platz. Im Jahre 1841 donnerten die „Hallischen Jahrbücher" der herrschsüchtigen und unduldsamen Frömmlerpartei entgegen:

Alles könnt ihr uns nehmen, ihr Heuchler des Pietismus, um euch damit zu bereichern, auch gehören die Schätze des Himmels und einstweilen zum Vor-

schmack die Schätze der Erde. Aber nehmen könnt ihr uns nicht unser wahrheitsliebendes Herz und unsern unbestechlichen Verstand. Jetzt siegt ihr freilich mit Hilfe der Polizei, aber einst siegen wir mit Hilfe der Wahrheit." Kirche und staatliche Gewalthaber sehen wir wieder getreulich Hand in Hand, um das deutsche Volk zu unterdrücken.

Der Druck von oben erzeugte natürlich Gegendruck. So kam es 1821 schon in Wüstegiersdorf zu Unruhen, da die Hand des Grafen von Hochberg schwer auf dem Dorfe lag. In Schömberg sahen 1829 die Leineweber teilnahmslos mit der Tabakpfeife im Munde zu, wie einem reichen Garnhändler das Haus abbrannte. 1842 legte ein Brandstifter in Salzbrunn Feuer an eine Wirtschaft, das 36 Häuser infolge des großen Sturmes verzehrte. Zwei Jahre darauf (1844) kam es in Peterswaldau und Langenbielau zu den Weberunruhen, bei denen 13 Weber vom Militär erschossen wurden.[1]) Trotz der schärfsten behördlichen Kontrolle konnten die freiheitlichen Ideen des Bürgertums nicht erstickt werden. Alte Volksbräuche unserer Gegend, das „Sommergehen" u. dergl. erschienen den Behörden verdächtig und wurden verboten. Ein unerträglicher Zwang lastete auf der Bevölkerung. Dazu kamen durch Brotwucherer erzeugte Teuerungen.

Den letzten Anstoß zu den Unruhen von 1848 gaben die Revolutionsnachrichten aus Italien, Paris und Wien. Am 23. März zogen als erste Friedländer Bürger nach Fürstenstein, um „dem Raubritter sein unrechtmäßig erworbenes Gut wieder abzunehmen." Der Zug der Empörten wuchs unterwegs immer stärker an, nahm aber kurz vor Fürstenstein sonderbarerweise wieder ab. Nur 80 Personen kamen auf dem Schlosse an, vom Grafen von Hochberg zuvorkommend empfangen und durch seine Güte von vornherein entwaffnet. Ihre Forderung auf Niederschlagung der Zinse (Jagdgeld, Hühner usw.) versprach der Grundherr ohne weiteres zu erfüllen. Er bewirtete die ungebetenen Gäste mit Würstchen, glättete die letzten Wogen der Empörung mit viel Bier und so nahm die Revolution in unserer Heimat ein rühmliches Ende. Abgesehen von hochtrabenden Revolutionsreden, einigen belanglosen Plünderungen und örtlichen Katzbalgereien als Folge

---

[1]) Gerhart Hauptmann: Die Weber.

zuviel genossenen Bieres blieb es in unserer Heimat ruhig. Es war noch kein klassenbewußtes Proletariat vorhanden.

Der einzige durchschlagende Erfolg der Bewegung war die Aufhebung der Fürstensteiner Obergerichtsbarkeit (2. 1. 1849). Die einseitige Rechtsprechung zugunsten der Grundherrschaft schien damit beseitigt. Die durch die Stein'schen Reformen bereits abgeschafften Steuern aber trieb im nächsten Jahre die Grundherrschaft wieder mit Militärgewalt ein.

Weißstein selbst wurde von den Zeitereignissen, die einer gewissen Komik nicht entbehren, weniger berührt. Die Hausleinenindustrie, die in diesen Jahren unterging, hatte sich sowieso schon lange aus Weißstein verloren. Unser Heimatdorf marschierte als stärkstes an der Spitze einer neuen industriellen Bewegung. Seine Bewohner, die um Tagelohn arbeiteten, waren verhältnismäßig gut untergebracht und glaubten sich nicht zu Empörungen befugt. Trotz der wachsenden Bevölkerungszahl (1841 bereits 1415 Einwohner, 691 männliche und 724 weibliche, der Religion nach 1223 evangelische und 192 katholische, an Gebäuden zu Weißstein gehörig 2 Gemeindegebäude, 1 Schulhaus, 108 Privathäuser, 11 Fabrikgebäude, Mühlen usw., 40 Ställe und Scheunen) wuchs der Wohlstand der Gemeinde, auch die Aermeren bestritten immer noch ihre Notdurft im Gegensatz zu Leinenindustrieorten, deren Bewohner sich in diesen Hungerjahren von Kräutern und Wurzeln nähren mußten. Das stärkste Interesse lag für Weißstein auf dem Gebiete der Kohlenförderung.

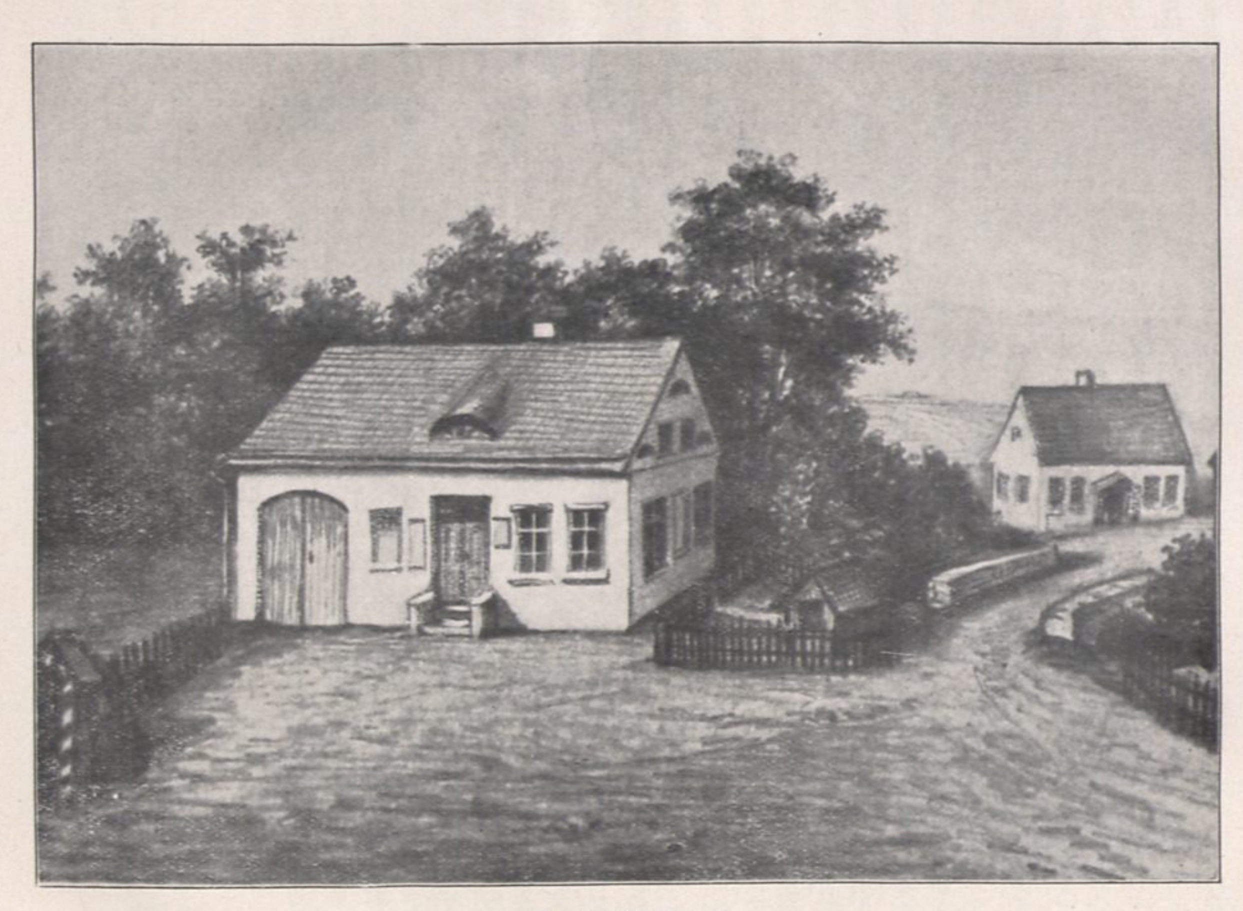
„Bis zum Jahre 1846 führte die Chaussee von Salzbrunn nur bis in die Mitte des Dorfes bis zum Kretscham, das Oberdorf hatte nur einen sehr schlechten Dorfweg. Nachdem der Fiskus aber die Chaussee durch das Oberdorf zum Anschluß an Hermsdorf weiterbaute, entstand ein weit lebhafterer Verkehr durch das ganze Dorf. Hinzu kam, daß die Kohlenförderung in den 50er Jahren einen ungemeinen Aufschwung nahm (Eisenbahn), dadurch wuchs der Wohlstand der ganzen Gemeinde und Weißstein bekam allmählich eine ganz andere Gestalt. Vorher waren die meisten Häuser klein und unansehnlich, meist mit Stroh oder Schindeln gedeckt, und aus Lehm oder Bindwerk erbaut. Selbst die Bauernhäuser waren baufällig, einstöckig, oft miserabel. Mit dem wachsenden Wohlstand durch

bedeutendere Ausbeute von den Kohlengruben mehrten sich die Bedürfnisse, durch den Zuzug von Bergleuten wuchs die Nachfrage nach Wohnungen. Neue, massive Gebäude wurden zahlreich gebaut, und die Gutsbesitzer, die jetzt alle reiche Leute wurden, gestatteten sich nun auch Luxus, den sie früher nicht kannten. Sie bauten prächtige Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude, richteten sich aufs Prächtigste ein und so bekam Weißstein ein fast städtisches Ansehen. Wer es vor 1850 gekannt hat, würde es heute nicht mehr wiederkennen. Gewerbetreibende aller Art ließen sich nieder und fanden fast alle einen guten Verdienst." [1])

In diesen Jahren erst begann man durchgehends nur massive Bauten anzulegen mit dem Erfolge, daß bis zum Ende des Jahrhunderts alle Holzbauten verschwanden. Gleichzeitig wurde auch die Dorfaue im Oberdorfe bebaut, so daß ein wichtiges Merkmal des fränkischen Reihendorfes ganz verschwand. In einer Beziehung blieben die Bauern der Tradition treu: ihre massiven Wirtschaften legten sie wieder als geschlossene fränkische Hofanlagen an. Auch die schmale Seite blieb zum größten Teil erhalten.

„Das stete Wachstum des Ortes gab auch Veranlassung, daß die Kommunalverwaltung eine andere wurde. Bis zum Jahre 1862 stand ein von der Gemeinde gewählter und vom Dominium Fürstenstein bestätigter Scholze mit drei Gerichtsleuten an der Spitze als Ortsbehörde. Der Gerichtsschreiber wohnte vorher in Ober-Waldenburg und hatte für dieses sowie für Weißstein und Hartau die Gerichtsschreiberei zu besorgen. Nunmehr wurde für diese ein Büro in dem kleinen Spritzenhause, das gegenüber vom Kretscham stand, und neben dem Spritzenhauslokal noch einige vermietete Zimmer besaß, eingerichtet. Der Gerichtsschreiber wurde nun für Weißstein allein angestellt. 1863 wurde ein besonderes Ortsstatut von der Behörde genehmigt, nach welchem 12 Gemeinde-Deputierte alle Gemeindeangelegenheiten zu beraten hatten, die dem Ortsgericht zur Ausführung übertragen wurden. Als Gerichtsscholze zu dieser Zeit fungierte der Bäckermeister Karl Stein, ein für das Wohl der Gemeinde eifrig bemühter Mann. Während seiner Amtsführung brach der Krieg mit Oesterreich (1866) aus. Dadurch wurde

[1]) Ev. handschriftl. Schulchronik.



Gerichtsschölzerei.

ihm sein Amt sehr erschwert, besonders durch die viele Last der Einquartierung, später durch 45 verwundete Oesterreicher, die wochenlang in zwei Schulzimmern verpflegt werden mußten. Aber durch Energie und Ausdauer überwand er alle Schwierigkeiten. Seinem Bemühen ist auch die Einrichtung und Anlage eines eigenen Kirchhofes, sowie die Einleitungen zu dem späteren Kirchenbau zu danken.

Als die Kreisordnung überall eingeführt wurde, reichten die Räumlichkeiten im Spritzenhause für die umfangreichere Verwaltung des Ortes nicht mehr aus.[1]) Daher wurde von der Gemeindevertretung der Beschluß gefaßt, ein neues Verwaltungsgebäude zu errichten. Dazu wurde der Platz, wo das Spritzenhaus stand, sowie ein zum alten Vorwerk gehöriger Grasgarten ausersehen und letzteres vom Fürsten von Pleß gekauft. 1874 wurde der Grund gelegt und das Amtsgebäude im Herbst 1875 bezogen. Der Kostenpreis einschließlich Erwerbung des Grundstückes betrug gegen 16 000 Taler. Ins Parterregeschoß wurden nun die Büros der Polizeiverwaltung und der Rendantur verlegt. Auch liegt darin eine Wohnung für den Polizisten, ein Postlokal, ein Lokal für das Standesamt, unter diesem neben einer Kellerwohnung noch die Keller selbst sowie ein Gefängnis. Die erste Etage enthält einen geräumigen Sitzungssaal sowie vermietbare Wohnungen, die teils vom jedesmaligen Postbeamten, teils von Lehrern gemietet worden sind. Als Nebengebäude wurden ein Spritzenlokal sowie verschiedene Schuppen erbaut. Das alte Spritzenhaus wurde abgebrochen. Nach der Kreisordnung wurde ein Amtsvorsteher in der Person des Gutsbesitzers Karl Gottlob Tschersich vom Landratsamt bestätigt, der zugleich von der Gemeinde als Gerichtsscholze erwählt war. Dem Amtsvorsteher zur Seite wurde ein Polizeisekretär angestellt, und die Rendantur wurde von dem bisherigen Gerichtsschreiber und Steuererheber Gruner verwaltet. Die polizeiliche Aufsicht im Dorfe besorgte ein von der Gemeinde angestellter Polizist.

---

[1]) Die Volkszählung vom 1. Dezember 1880 zeigt das riesenhafte Anwachsen der Gemeinde Weißstein. Nachgewiesen wurden 5694 Personen und zwar 2876 männliche, 2818 weibliche, der Religion nach 4375 evangelische, 1262 katholische, 53 altlutherische, 2 Dissidenten und 2 Juden. In 245 Gebäuden waren alle Bewohner mit 1300 Haushaltungen untergebracht.

Im Jahre 1872 war die Einrichtung einer Postagentur erfolgt und der bisherige Briefträger Tschersich[1]) als Agent angestellt worden. Am 1. Juli 1876 geschah die Umwandlung in ein Postamt 3. Klasse. 1877 trat noch eine Telegraphenanstalt hinzu, die zusammen mit der Postanstalt ihr Unterkommen im Erdgeschoß des Amtsgebäudes fand.

„Die Gemeindevertretung bewilligte 1875 auch die für den Ort höchst wohltätige Gasbeleuchtung, die ihren Anschluß an die Salzbrunner Anstalt hatte. Durch das ganze Dorf wurde die Leitung geführt, und im ganzen stellte man 27 Laternen auf. Die meisten Gutsbesitzer sowie Gastwirte ließen Leitungen in ihre Häuser führen. Sehr viele Flammen brauchte der Hans-Heinrich-Schacht."

Der Kirchenbau ist an anderer Stelle erwähnt, interessant davon ist folgendes:

„Das Bett des Dorfbaches mußte des Kirchenbaues wegen verlegt werden. Während es früher nahe vor der Schule vorbeiführte, wurde es mitten über den jetzigen Marktplatz[2]) unter die zu erbauende Kirche verlegt und das alte Bett zugeschüttet. Die Brücke, welche über den Bach führte und auf dem Wege vom Pastorhause nach der Dorfstraße zu stand, sowie eine Brücke, die in der Nähe der Haupttür der Kirche zur Straße führte und den erwähnten „weißen Stein" enthielt, wurden abgebrochen".[3])

Die Bevölkerung ist auf das Vierfache, die Zahl der Wohnhäuser auf mehr als das Doppelte seit 1841 gestiegen.

Bestandteile der Gemeinde sind (1881):

1. Das Dorf Weißstein.
2. Die Kolonie Neu-Weißstein mit Fabrik-Etablissement Neu-Altwasser.
3. Das Fabrik-Etablissement Königswalde.
4. Das Gruben-Etablissement Tiefbau Julius-Schacht.

---

[1]) Der über 90 Jahre alt gewordene Mann lebte mit seiner Tochter zusammen im Elsner-Gut und starb 1926.

[2]) Der erste Markt in Weißstein wurde 1881 auf dem Rathausplatz abgehalten (zweimal wöchentlich).

[3]) Handschr. ev. Schulchronik.

An einzelnen Besitzungen sind zu verzeichnen:

1. Ein aus drei Bauerngütern gebildetes Vorwerk mit einem Försterhause.
2. 30 Bauerngüter.
3. Das Kretschamgut.
4. 2 Gärtnerstellen.
5. 118 Häuslerstellen.
6. 2 Mühlengrundstücke.
7. 1 Kirche nebst Pfarrhaus.
8. 1 Gemeindeverwaltungsgebäude und 1 Armenhaus.
10. An Grubenetablissements: 1 Verwaltungsgebäude, 1 Maschinenwerkstätte, 7 Schachtgebäude, 5 Zechenschmieden, 5 Zechengebäude.
11. An Fabriken sind vorhanden: 1 Porzellanfabrik, 1 Glasfabrik, 1 Dachpappen- und Zementfabrik, 2 Dampf- und 2 Wasserschneidewerke, 1 Lohmühle[1]), 7 Ziegeleien.

Im Oktober 1883 erfolgte die Einweihung des Kriegerdenkmals auf dem Marktplatze für die in den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 Gefallenen aus unserem Heimatdorfe.

„Weißstein ist (1881) sehr wasserarm, weil fast alles Wasser den vielen unterirdischen Grubengängen zuströmt. Der Bach ist sehr wasserarm, im Sommer häufig fast ganz vertrocknet. Das Trinkwasser wird durch eine kostspielige Wasserleitung, welche die hiesige Gewerkschaft herzustellen und zu unterhalten hat, aus einigen Quellen des Hochwaldes bis unter die Mitte des Dorfes geführt. Für alle Fälle der Not sind im Ober- und Mitteldorf große Wasserbassins angelegt. In der Nähe der Schule ist die einzige, bis jetzt niemals versiegte Quelle, der Witwe Tscherisch gehörig, auch im Niederdorfe gibt es einige Brunnen, doch droht auch denen das Versiegen, weil der Bergbau in deren Nähe geführt wird.“ [2])

---

[1]) Auf dem Wege vom Elektrizitätswerk nach dem Verwaltungsgebäude der Fuchsgrube (Abzweig rechts von der Salzbrunner Straße).

[2]) Evangelische Schulchronik.

Die Zählung von 1900 zeigt das weitere Anwachsen der Bevölkerung. Es wurden festgestellt im Dezember 8794 Einwohner.

Die steigende Wassernot zwang die Gemeinde 1903 zu einem Vertrag mit Waldenburg. Gegen Anschluß an das Waldenburger Wasserleitungsnetz mußte sich Weißstein zur Hergabe vom südlichen Teil Neu-Weißstein verstehen. Reichte bis dahin die Grenze zwischen beiden Ortschaften bis auf den Gleisberg hinaus, so wurde jetzt der Bahndamm der Hauptstrecke Altwasser—Waldenburg und zum Teil die Fürstensteiner Straße die Gemarkung. Weißstein verlor dadurch das Elektrizitätswerk, die Lohmühle, die Steinbrüche am Gleisberg und das Gasthaus zur Schiffahrt mit den Gebäuden auf derselben Straßenseite.

Trotz dieses Verlustes vollzog sich die Entwickelung Weißsteins gleichmäßig und unentwegt weiter. Bis 1914 wuchs die Bevölkerung infolge der Betriebsvergrößerungen auf dem Fuchsgrubenwerk auf 11 058 Köpfe an.

Der Krieg 1914—18 rief auch einen großen Teil der Weißsteiner zu den Waffen. Die Arbeit auf den Gruben wurde teilweise von gefangenen Russen (über 800) übernommen. Die Arbeit über Tage versahen die Frauen, um auch ihrerseits der steigenden Not in der Heimat zu begegnen. Während die Schuljugend die großen Siege feierte, rangen die unterernährten Mütter auf dem Grubenplane in mühevoller Arbeit um des Lebens Notdurft, da die staatliche Unterstützung für die vom Vater verlassenen Familien nicht ausreichte. Wir sind gewohnt, das Verdienst hervorragender Frauen um das Vaterland gepriesen zu sehen. An dieser Stelle ist es notwendig, auf die schier übermenschlichen Leistungen der proletarischen Mutter hinzuweisen. In steter Sorge um den im Felde stehenden Mann, in dauernder Angst um das nach Gramm abgeteilte tägliche Brot für die Kinder, in dieser Gemütsverfassung spannte sich die Frau des Weißsteiner Bergmannes in eine tägliche zehnstündige Schicht ein. Es ist verständlich, daß manche dieser Frauen seelisch und körperlich unter der Last zusammenbrachen. An Gefallenen und Vermißten hat Weißstein 335 blühende Menschenleben zu beklagen.[1])

---

[1]) Siehe Anhang.



Inflationsgeld.

Kriegsende und Revolution 1918 gaben die Hoffnung auf den Neubau des deutschen Vaterlandes. Mit voller Verantwortlichkeit ging auch die Weißsteiner Bevölkerung daran, innerhalb ihrer Gemeinde die furchtbaren Schäden des Krieges zu beseitigen. Verheerend waren die Wirkungen der vier Kriegsjahre in der Gemeinde. Unzählig war die Menge der unterernährten Frauen und Kinder, erschreckend die Zahl der Lungenkranken und Lungengefährdeten. Die Quäkerspeisung, eingerichtet von den amerikanischen Menschenfreunden, konnte der Not, die unter der heranwachsenden Jugend entsetzlich zu spüren war und noch ist, nicht Einhalt tun. Wie sollte man der zu drei Vierteln unterernährten, tuberkulösen, nervenzerrütteten, herzkranken, schwachsinnigen, skrofulösen und epileptischen Jugend Hilfe bringen? Der Krieg hatte diese Schäden gebracht, aber der Staat war nicht imstande, sie zu heilen.

Da half sich das ausgesogene, durch den Krieg fast entwurzelte Proletariat selbst. Im Jahre 1919 stellte sich an die Spitze einer eigenen Weißsteiner Arbeiterwohlfahrtsbewegung der damalige Lehrer Willi Hertwig. Er genoß das Vertrauen der Weißsteiner Arbeiterbevölkerung, organisierte als geistiger Führer ihre Wohlfahrtsbestrebungen und gab, durch Kreismedizinalrat Hübner angeregt, Plan und Ausführung zu den in ganz Deutschland bekannten Waldheimstätten unter dem Hochwalde. Unschätzbare Hilfe leistete Konrektor Hartwig, und den vereinten Bemühungen beider Männer, die Hand in Hand arbeiteten, ist das Entstehen des Werkes zu verdanken. Es gelang ihnen, alle Bevölkerungskreise dafür zu interessieren. Die Lehrerschaft stellte sich begeistert in den Dienst der guten Sache. Die Weißsteiner Bergarbeiter aber verfuhren eine Ueberschicht nach der andern, um das geplante Werk zu finanzieren, wozu auch die Grubenverwaltung entgegenkommender Weise beitrug. So entstand, getragen von der Opferwilligkeit aller Stände und aller politischen Parteien in Weißstein, die Erholungsstätte, die schon Tausenden von Kindern zur Erhaltung der Gesundheit verholfen hat.

Die Weißsteiner Geschichte der Nachkriegszeit ist mit dem Namen Hertwig überhaupt unlöslich verbunden. Es würde zu weit führen, alle Verdienste aufzuzählen, die sich der jetzige Amts- und Gemeindevorsteher um das Wohl Weißsteins erworben hat, auch schon während seiner Schöffenzeit. Aber eins muß her-

vorgehoben werden. In der Zeit der politischen Zerrissenheit, da sich das öffentliche Leben überhaupt im politischen Kampfe aufzureiben drohte, hat dieser großzügige Organisator und Kommunalpolitiker es verstanden, alle widerstrebenden Richtungen im Gemeindeparlament in produktiver Arbeit zu vereinigen. Seine politischen Gegner haben mehr als einmal öffentlich seine Leistungen um das Wohl der Gemeinde hervorgehoben und ihm ihren Dank ausgesprochen.

In den Nachkriegsjahren erfuhr das Dorfbild noch eine großzügige Veränderung durch den Bau der Friedhofssiedelung, die von einer Baugenossenschaft errichtet wurde. Trotzdem aber bleibt die Wohnungsnot durch die vollkommene Stillegung jeder Bautätigkeit während des Krieges und nachher in unverminderter Schärfe bestehen. Neuerdings bemüht sich die Gemeinde um Schaffung von Wohnräumen durch eine Siedelung an der Glashütte.

Einen weiteren Verlust an steuerkräftigen Betrieben erlitt 1923 Weißstein durch die Eingemeindung des an der Fürstensteiner Straße gelegenen Teiles von Neu-Weißstein zu Waldenburg-Altwasser. Dadurch schied die Tielsche Fabrik aus unserem Gemeindeverbande aus.

Aus demselben Jahre ist noch zu erwähnen die vollkommene Pflasterung der Hauptstraße bis zum Gerichtskretscham, wodurch einem dringenden Notstande abgeholfen wurde.

Nach den letzten statistischen Erhebungen ist der Stand unserer Gemeinde folgender (Volkszählung 16. Juni 1925): 5504 männliche, 5494 weibliche Personen, insgesamt 11 058 Personen. 3087 Haushaltungen waren untergebracht in 417 Wohnhäusern.

1919: 3007 Haushaltungen mit 11 054 Personen. Der Verlust der Gemeinde durch Abgang der Kolonie Neu-Weißstein 1923 mit zirka 1000 Personen ist also innerhalb zwei Jahren wieder ausgeglichen worden.

Das Jahr 1926 sieht noch eine Menge großzügiger Projekte für Weißstein vor. Geplant und schon im Bau begriffen sind 30 neue Wohnungen auf der Hochwaldstraße (1925: 24 Wohnungen). Im Sinne der Erbauerin liegt es nicht bloß, überhaupt Wohnräume, sondern dem hiesigen Arbeiter eine angemessene,



Amtsgebäude.

gesunde Wohnung zu schaffen (zirka 50—60 Quadratmeter). Geplant ist ferner der Bau eines Feuerwehrdepots.

Die Durchführung einer Parallelstraße zur Hauptstraße zu deren Entlastung ist ebenfalls schon in Angriff genommen. Sie wird bei Teubers Altwarengeschäft beginnen, die gesamte Flurstraße aufnehmen und unterhalb des Sportplatzes in grader Linie bis in die Mühlengasse hineinführen. Auf diese Weise wird die gesamte „schmale Seite" wieder dem Verkehr zugängig gemacht, eine weitere geschichtliche Tradition der fränkischen Siedelung Weißstein also erhalten.

In die Nähe rückt auch Groß-Waldenburg mit Riesenschritten. Vorläufig liegt ein Gemeindebeschluß in Konradstal vor, sich nach Weißstein einzugemeinden. Daran knüpft Weißstein die Bedingung, daß der Amtsbezirk Hochwald, der zu Ober-Salzbrunn gehört, ebenfalls nach Weißstein eingemeindet wird. Neu-Salzbrunn wird mit der Eingemeindung folgen, wodurch Groß-Waldenburg im Salzbachtale vorbereitet wird.

2. Die vollkommene Industrialisierung.

Die Weißsteiner Gewerkschaft begann das 19. Jahrhundert mit weittragenden Plänen. Der schiffbare Stollen genügte ihr nicht mehr zur Förderung, obwohl aller Voraussicht nach mindestens 50—60 Jahre gefördert werden konnte, ehe alle Kohlenlager in seiner Höhe ausgebeutet waren. Die tiefer gehenden Flöze sollten erfaßt werden. Ein kühner Plan schritt der Verwirklichung entgegen, einen schiffbaren Stollen in bedeutender Tiefe durch sämtliche Kohlenfelder hindurchzutreiben. Am 3. August 1800 begann der Bau des Friedrich-Wilhelm-Stollens, der in der Nähe der Karlshütte in Altwasser angesetzt und in der Richtung auf den Fuchsberg vorgetrieben wurde.

Zu gleicher Zeit schritt die Fuchsgewerkschaft zum weiteren Ausbau des schiffbaren Fuchsstollens. „Um die Förderung möglichst in die Nähe der Abbaupunkte zu bringen, war die Herstellung eines schiffbaren Flügelortes notwendig".[1])

[1]) Fuchsgrubenverwaltung, Denkschrift.

Dazu wurde ein Flöz bestimmt, das in einer Lage von über 1100 Meter auf das Dorf zu bis in die Gegend des heutigen Hans-Heinrich-Schachtes strich. Ursprünglich sollte in diesem Flöz Pferdeförderung eingerichtet werden, aber schon 1804 begann die Fuchsgewerkschaft mit seiner Schiffbarmachung. Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts mutete die Weißsteiner Gewerkschaft ferner noch fünf weitere Fundgruben auf Weißsteiner Gelände hinzu, so daß sie binnen weniger Jahre beherrschend geworden war. Die einzige Grube auf herrschaftlichem Gelände (Emilie Grube) wurde dadurch bedeutungslos.

Es ist verständlich, daß die Fuchsgrube in ihren Ausdehnungsbestrebungen mit benachbarten Gewerkschaften zusammenstoßen mußte. Für Weißstein bestand noch das ausschließliche Bergbaurecht, so daß die Weißsteiner auf ihrem Gebiete keine fremden Schürfer zu dulden brauchten. Die benachbarte Morgen- und Abendsterngrube[1]) (Hartau) war auf Weißsteiner Gebiet vorgestoßen und glaubte sich durch die Bergordnung von 1769 dazu berechtigt. Das Oberbergamt wies den Einspruch der Fuchsgewerkschaft zurück und erkannte 1807 das ausschließliche Abbaurecht Weißsteins nicht an. Darauf wandten sich die 31 Weißsteiner Gewerken an den König und suchten in einer beweglichen Bittschrift um Wahrung ihres Rechtes. Der königliche Bescheid lautete ablehnend und ist verständlich, wenn man bedenkt, daß er in der Zeit der Stein'schen Reformbewegungen gegeben wurde. (1808.) Vom Uebergriff der Hartauer Gewerkschaft war der Graf von Hochberg ebenfalls betroffen. Das Prinzip des ausschließlichen Abbaurechtes war damit durchbrochen. Er bedient sich deshalb neben seinen eigenen Gegenmaßnahmen der Weißsteiner Gewerkschaft als Sturmbock für seine Forderung: Wiederherstellung dieses Vorrechtes. Bezeichnend ist der Hinweis der Sachverständigen, die der König zu einem Urteil auffordert. Sie erklären: Erfahrungsgemäß ruht der Bergbau, wenn man der Grundherrschaft das Abbaurecht überläßt. Es sei das Klügste, jedem Schürfer die Ausbeute seiner Gruben zu überlassen, da nur dadurch die Entwickelung des Bergbaues gefördert werden könnte.[2])

---

[1]) Sie lag zwischen Altwasser Straße und Wilhelmshöhe und griff dann auf Weißsteiner Gebiet über.

[2]) St. A. Rep. 199, Suppl. M. R. D. Nr. 133.

Damit wird eindeutig von behördlicher Seite festgelegt, daß die Grundherrschaft durch ihre Vorrechte hemmend auf die Entwickelung der Industrie eingewirkt hat.

Die Stein'schen Reformen haben also auch für die Entwickelung unserer Industrie eine Bedeutung, die nicht zu unterschätzen ist. Eine vollkommen freie Konkurrenz trat an Stelle rückschrittlicher Vorrechte. So blieb für die Fuchsgewerkschaft, an deren Spitze der Graf von Hochberg als Lehnsträger stand, nichts übrig, als alle Kräfte anzuspannen, um sich zu behaupten.

Die kriegerischen Zeiten von 1806—1815 machten sich für den Weißsteiner Bergbau in zweifacher Hinsicht bemerkbar. Der Weißsteiner Fuchsstollen, der zu einer Berühmtheit geworden war, wurde in diesen Jahren von vielen fremden Offizieren besucht[1]), preußischen, französischen und russischen; die Jahre 1813—15 brachten außerdem einen erheblichen Rückgang der Kohlenproduktion, da der größte Teil der Bergleute Waffendienst hat.

Nach dem Kriege setzte der Bergbau in verstärktem Maße wieder ein. Die Reaktionserscheinungen, die sich innerhalb der politischen Gemeinden unangenehm bemerkbar machten, hatten auf die junge, erstarkende Industrie keinen Einfluß. Nachzuholen ist hier die Gründung der Glashütte Königswalde. Ein gewisser Josef Hilgert, der nach verschiedenen mündlichen Nachrichten aus Bayern oder Königswalde[2]) zugewandert sein soll, erkaufte 1804 vom Weißsteiner Dominium eine Parzelle zum Bau einer Glashütte. Aus Gerichtsakten von 1824 geht hervor, daß nur unter besonderen Bedingungen Hilgerts Ansiedelung geduldet wurde. Ohne Genehmigung des Dominiums durfte er seinen Betrieb nicht verpachten. Er mußte sich verpflichten, einen oder zwei Schmelzöfen dauernd in Betrieb zu halten und seinen gesamten Steinkohlenbedarf von den Weißsteiner Gruben zu beziehen. Außerdem hatte er der Salzbrunner Brunnenverwaltung (Salzbrunn begann als Kurort bekannt zu werden) die Flaschen vertraglich zu liefern. Ein Umbau seiner Fabrik zu andern Zwecken als der Glasbläserei wurde ihm unter-

---

[1]) Genaueres darüber siehe: Urban, der Weißsteiner Fuchsstollen und seine Gäste.

[2]) Ein Nachkomme dieser Familie ist der heutige Besitzer der Wacholderecke in Weißstein. Den Namen Königswalde in Verbindung mit dem Heimatsort Hilgerts zu bringen, erscheint kaum zutreffend.

sagt, ebenso die Errichtung neuer Gebäude. Bei Besitzwechsel forderte das Dominium 10 Prozent des Erwerbspreises als Entschädigung, ausgenommen von der Witwe und den Leibeserben.

Dieser einseitige Vertrag belehrt uns darüber, daß der Graf von Hochberg auf der einen Seite Kohlenverbraucher suchte, gleichzeitig aber unter günstigen Bedingungen Lieferungen für sich beanspruchte. Er als wirtschaftlich Stärkerer diktierte den Schwächeren die Bedingungen.[1])

Im Jahre 1826 folgte eine weitere Festigung der Fuchsgrubengewerkschaft. Alle Weißsteiner Gruben, die bisher nebeneinander förderten und nur Zwerggebilde waren, erhielten eine gemeinsame Verwaltung. Sie gehörten sowieso alle der Weißsteiner Bauernschaft. 1819 zählte man neben der Fuchsgrube noch 30 kleine Schächte, auf denen z. T. Kohle verkauft wurde. Von nun an übernahm die stärkste Grube (Fuchs) die gemeinsame Förderung und den gemeinsamen Kohlenverkauf. Die Förderung aus vielen dieser kleinen Gruben konnte überdies durch den schiffbaren Fuchsstollen geschehen. Die Zentralisation war im Interesse der fachmännischen Ausbeute notwendig. Trieben doch die Bauern auf den kleinen Schächten nichts als Raubbau, so daß man in späteren Jahren an diesen Stellen Flöze vorfand, die nur zum Teil abgebaut worden waren.[2])

So gehörten jetzt zum Abbaugebiet der Fuchsgrube sämtliche Gruben und Schächte auf Weißsteiner Gebiet, die schon vorher in Betrieb standen. Hinzugekommen war ferner die Goldene Sonne-Grube (der spätere Bradeschacht über der Porzellanfabrik Tielsch), und neu eingerichtet findet bereits 1823 die Julius-Grube Erwähnung. Außerdem schritt der Bau des Friedrich-Wilhelm-Stollens rüstig vorwärts, der in diesen Jahren den Bradeschacht erreichte. Der Fuchsstollen erhielt die Erbstollengerechtigkeit, da er einen großen Teil der umliegenden Gruben löste.[3]) Auch die Hartauer und Altwasser Gruben, die nicht zur Fuchsgewerkschaft gehörten, hatten dafür den „Erbstollenzins" zu entrichten, gewöhnlich den Neunten

[1]) Bis 1889 blieb die Glashütte in Händen der Nachkommen Hilgerts, zuletzt verheirateter Töchter, bis sie dann der jetzige Besitzer Weihrauch übernahm.

[2]) Nach persönlichen Mitteilungen eines früheren Steigers.

[3]) Vom Wasser lösen, er nahm das Grundwasser auf und leitete es ab.

vom Werte der Förderung. Das bedeutete für die Fuchsgrube beträchtliche Einnahmen. Keine der Gruben, die der Fuchsgewerkschaft zinspflichtig war, konnte sich von der Abgabe befreien. Nur ein Weg wäre für sie möglich gewesen: selbst einen tieferen Stollen zu treiben. Immer der tiefste Stollen erhielt die Erbstollengerechtigkeit, da durch ihn das meiste Wasser abgeleitet wurde. Eine andere Gewerkschaft konnte die Mittel zu einem tieferen Stollen nicht aufbringen. Außerdem hatte die Fuchsgewerkschaft durch den Friedrich-Wilhelm-Stollen das Recht des tieferen Stöllners bereits wieder sicher. Wir sehen also das bekannteste älteste Grubenwerk, die Weißsteiner Fuchsgrube, führend in der hiesigen Industrie vorangehen und einen Teil der umliegenden Gewerkschaften in abhängiger Zinspflicht zu ihr.

An dieser Stelle sei noch einmal auf die Bewährung des schiffbaren Fuchsstollens eingegangen. Als Lieblingsplan des obersten Leiters der Bergbehörde, Graf Reden, war er gegen den Willen der Fuchsgewerkschaft zur Wirklichkeit geworden. Die Förderung durch ihn sollte so bedeutend verbilligt werden, daß das Anlagekapital binnen kurzer Frist herausgewirtschaftet sein sollte. Die Weißsteiner Gewerkschaft bezeichnete ihn als unnötig. Der uns bekannte Thiel sang zu Anfang Lobeshymnen auf ihn. Mit der Zeit mehrten sich die Stimmen, die die Rentabilität des Fuchsstollens bezweifelten. Und 1817 berichtet der vorher so begeisterte Thiel:[1]) „Selbst die Verwaltung hat eingesehen, daß aus dieser Stollenschiffahrt nur Nachteil entspringt. Sie hat dies schweigend dadurch gestanden, daß sie, als später noch tiefere Stollen angelegt wurden, die Schiffbarmachung entweder garnicht in Anregung brachte oder doch, wo sie es tat, auf die leichtesten Einwände dagegen bescheiden zurücktrat.“ Obwohl Thiel gegen alle Neuerungen eingenommen ist, (sogar gegen die erste 12 zöllige Dampffördermaschine bei Glückhilf in Hermsdorf) bleibt es doch immerhin verwunderlich, daß der Friedrich-Wilhelm-Stollen nicht, wie ursprünglich geplant, schiffbar gemacht wurde. Der schiffbare Stollen scheint also doch nicht die auf ihn gesetzten Erwartungen erfüllt zu haben. Immerhin ist er eine der größten Sehenswürdigkeiten Schlesiens

---

[1]) Schles. Prov.-Blätter 1817.

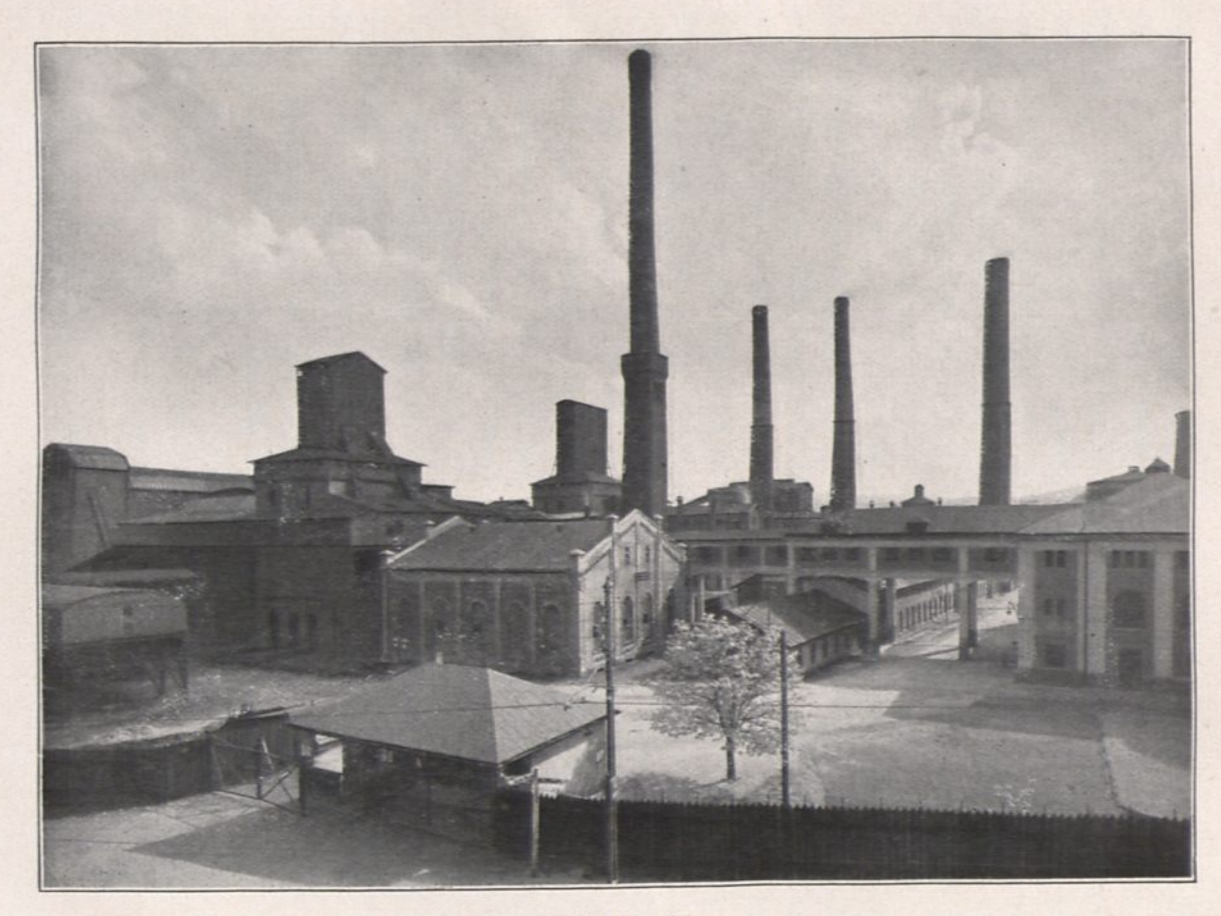
gewesen, und wir Weißsteiner können mit berechtigtem Stolz daran zurückdenken. Bis 1867 ist er in Betrieb gewesen und hat den größten Teil der Förderung zutage gebracht.

Von 1790 bis 1820 stieg die Förderung der Fuchsgrube auf ungefähr das Zehnfache, während die Belegschaft auf rund 300 Mann stieg, also nur um das Fünffache zunahm. Wir können daran ermessen, wie die menschliche Arbeitskraft wirtschaftlicher ausgenützt wurde, wie aber auch gleichzeitig die technischen Verbesserungen in den Betrieben sich auswirkten. Der Grundsatz: „sparsamste Ausnutzung der menschlichen Kräfte in Verbindung mit technischer Vervollkommnung" beginnt herrschend zu werden. Das Zeitalter der Industrie bricht an.

Von der Mitte der zwanziger Jahre an drohte unserer Industie eine scharfe Konkurrenz: die englische Steinkohle. Es kam soweit, daß trotz der Schutzzölle die englische Kohle in Berlin billiger war als Waldenburger. Die Ursachen sind verschiedener Art. Mit der englischen Industrie verglichen, konnte man unsere heimische in technischer Hinsicht nur als mangelhaft bezeichnen. Außerdem stellte sich der Transport bis Maltsch mit den Fuhrwerken verhältnismäßig teuer. Dazu fehlte es dem Verwaltungsapparat, gehemmt durch behördliche Kontrolle, an der nötigen Beweglichkeit und Uebersicht. Zu stark noch trat allein der Wunsch der Gewerken in den Vordergrund, möglichst viel Reingewinn zu erzielen, ohne großzügig technische Verbesserungen durchzuführen. Schwere Krisenjahre brachen herein, der Absatz stockte, die Halden türmten sich an den Schächten auf. Der Reingewinn, der in vorhergehenden Jahren schon auf 500 Taler für jeden Bauern jährlich gestiegen war, zerfloß in nichts.

Da griff die Gewerkschaft zu einem Mittel, mit dem sie die Wünschelrute der englischen Industrie entdeckt zu haben glaubte: Die Verkokung der Kohlen. Schon 1794 betrieben die Hermsdorfer Gruben die ersten Versuche mit Entschwefelung, ohne daß man von besonderen Erfolgen gehört hatte. Weißstein folgte 1806 diesem Beispiele,[1]) und legte versuchsweise auf der damaligen Luise- und Anna-Grube Kokereien an (zwischen Julius- und Bismarckschacht). Auch diese Versuche

[1]) Fuchsgrubenverwaltung Akta Denkschrift.



Juliusschacht.

scheinen fehl gegangen zu sein. Die Gewerkschaft griff 1843 darauf zurück und baute an der Glashütte zwei Abschwefelungsöfen. Bis 1853 blieb dieser neue Betrieb stehen, dann ließ man ihn der Bedeutungslosigkeit wegen eingehen. In den zehn Jahren (1843—1853) gelangten zur Verkokung 7867 Tonnen Kohle[1]), die 9899 Tonnen Koks ergaben. Ein Reingewinn von 2890 Talern[2]) war zu verzeichnen, der hauptsächlich aus den ersten Jahren stammte. An diesem Versuch erkennen wir die geringe Bedeutung des neuen Verfahrens, das erst 60 Jahre später seinen Siegeszug antreten sollte.

Ein Glück für den Bergbau war der Bau der Eisenbahn Breslau—Freiburg 1844 (Schlesische Gebirgsbahn). Mit einem Schlage war ein billigerer Transportweg bis an die Oder geschaffen, gleichzeitig konnten noch dazwischenliegende Absatzmärkte und Breslau selbst für die Waldenburger Kohle erobert werden. Die Erwartungen trafen ein. Bis 1849 stieg die Förderung bereits wieder auf 350 000 Tonnen bei der Fuchsgrube, von denen 330 000 Tonnen zum Verkauf gelangten. Die Belegschaft betrug in diesem Jahre schon 450 Arbeiter und Beamte.

Als 1850 der Bau der Bahn bis Altwasser erfolgen sollte, steigerten sich die Aussichten für Absatzmöglichkeiten. Ein geeigneter Verladeplatz am neuen Bahnhof Altwasser sollte mit einem Förderschacht versehen werden, um so billig als möglich verladen zu können. Der Bau des Bradeschachtes erfolgte. Der Friedrich-Wilhelm-Stollen förderte nicht mehr bis Nieder-Altwasser, sondern gab die Förderkohle bereits dem Bradeschacht ab. 1853 erhielt dieser Schacht eine Dampffördermaschine. Damit war die Zeit der schiffbaren Stollen zu Ende, die Dampfmaschine begann auch unser Revier zu erobern.

Eine kleine Veränderung innerhalb der Gewerkschaft sei noch erwähnt. Seit 1866 gab es eine Satzung. Darnach war der gesetzliche Vertreter oder Lehnsträger der Fürst von Pleß, außerdem hatten drei gewählte Kassendeputierte die Kasse zu beaufsichtigen. Daneben versahen zwei Kohlenförster die Aufsicht über die Kohlenmesser, nahmen an Kassenrevisionen, Holzabschätzungen und Schätzungen über

[1]) Die Tonne (To.) galt vier Zentner.
[2]) Akta: Denkschrift.

Ackerschäden teil. Nach dem Gesetz über die Verhältnisse der Miteigentümer an Bergwerken vom 10. Mai 1851 erfolgte eine Beschneidung des demokratischen Prinzips in der Verwaltung. Kohlenförster und Kassendeputierte bleiben zwar, werden aber einem Leiter mit erweiterten Vollmachten unterstellt. Der Graf von Hochberg als Teilhaber mußte weichen, dafür erhielt sein bisheriger Vertreter, der Bergmeister Brade als Nichtteilhaber die Stelle des Repräsentanten der Fuchsgrube. So wirkte sich auch hier die politische Reaktion in diesen Jahren aus.

Die Jahre der Dampfmaschinenförderung bringen ein ungeahntes Wachsen des Bergbaues mit sich. Bis zum Jahre 1859 erschloß allein die Fuchsgewerkschaft fünf neue Fundgruben innerhalb der Weißsteiner Gemarkung: die Dorfgrube, die Hochwaldgrube, die Eduardgrube, die neue Vorsichtgrube und die Einigkeitsgrube. Die Namen dieser Gruben sind heute zum größten Teil vergessen, man weiß kaum noch, wo sie zu suchen sind. Am 16. Januar 1861 erfolgte die Zusammenlegung sämtlicher genannten Gruben zu einem einzigen Werke. Die nunmehrige konsolidierte Fuchsgrube umfaßte im ganzen 13 Fundgruben und 2 Erbstollen und hatte sich damit zum mächtigsten Werke emporgeschwungen. Die Belegschaft war gegen 1849 auf das Doppelte angewachsen, die Förderung auf das Dreifache gestiegen.

Die Eisenbahn erhielt ihre Fortführung (1863) über Dittersbach nach Hirschberg. Neue Verladepunkte konnten ausgesucht werden, größere Förderung erschien geboten. Nach langen Beratungen einigten sich Verwaltung und Gewerkschaft dahin, die bisher unbedeutende Juliusgrube als neue Verlademöglichkeit ins Auge zu fassen. Der ganze südliche Teil des Grubenfeldes konnte durch Julius fördern, der neben dem unmodernen Fuchsstollen der Eisenbahn am nächsten lag. Allen Beteiligten war klar, daß man mit dem Stollenbetrieb aufhören müsse, um gegenüber der Konkurrenz leistungsfähig zu bleiben. Deshalb führte man in der Juliusgrube den Plan des ersten Tiefbaues durch (1867). Ein riesiges Maschinenhaus entstand, und zwei Fördermaschinen fanden darin Platz. Ein senkrechter Schacht durchquerte die Flöze, so daß zu gleicher Zeit aus verschiedenen Höhen gefördert werden konnte. Um die Entwässerung der Grube zu ermöglichen, die der Stollen seiner geringeren Tiefe wegen nicht mehr vornahm, gelangte eine durch Dampf

betriebene Wasserpumpe zur Aufstellung. Als zweiter Tiefbauschacht folgte der Idaschacht 1874.

Zur selben Zeit wurden die ersten dringenden Klagen der Gemeinde Weißstein, Neu-Salzbrunn und Salzbrunn wegen der Wassernot laut. Bis dahin hatten die genannten Gemeinden ihren Bedarf an Wasser durch die Brunnen in jedem Bauerngute decken können. In diesen Jahren einer rapiden Entwickelung versiegte ein Brunnen nach dem andern. An anderer Stelle ist bereits auf die Wassernot hingewiesen. Die Gewerkschaft trug die Kosten für die Beschaffung des Wassers. „Zuerst war nur das Oberdorf mit Wasserleitung versehen, erst am Ende des Jahrhunderts erhielt auch das Niederdorf Wasserleitung. Sie wurde in jede Wohnung oder auf jeden Hausflur erst 1894 gelegt, vorher waren gemeinsame Wasserentnahmestellen vorhanden." (Ev. Schulchronik.)

Bad Salzbrunn erwirkte durch Verhandlungen mit der Gewerkschaft einen Vergleich. 1873 einigten sich beide Parteien darauf, daß im Umkreise von 1200 Metern um den Salzbrunner Oberbrunnen kein Bergbau getrieben werden sollte, um dem Brunnen nicht das Wasser zu rauben.

Andere Merkmale der Industrialisierung mögen an dieser Stelle noch nachgetragen werden. Hatten die Kohlen am Orte einer Glashütte Daseinsmöglichkeit trotz der einseitigen vertraglichen Bindung gegeben, so erstand im Ortsteil Neu-Weißstein ebenfalls eine maschinelle Neuanlage. Die Mangel- und Mehlmühle (sie stand an Stelle des heutigen Verwaltungsgebäudes an der Schiffahrt), war 1794 von einer Familie Töpfer erworben worden und gelangte 1836 in die Hände von Karl Krister für 8000 Taler. Im folgenden Jahre erbaute Krister eine Brettschneidemühle[1]) und dazu ein Stampf- und Reibewerk für Umarbeitung von Porzellanmassen. Die beiden Anlagen rentierten sich so glänzend, daß Krister 1846 eine kleine Porzellanfabrik auf dem Grundstück einrichtete. Zehn Jahre lang blieb die Fabrik dort bestehen, dann kam es zu Verhandlungen zwischen dem Grafen von Hochberg und Krister mit dem Ziele Hochbergs, das alte Mühlen-

[1]) Die vorherige Mehlmühle hatte sich der Wassernot wegen nicht bewährt, wenn auch der Fuchsstollen noch Wasser lieferte.

grundstück wieder in seinen Besitz zu bringen (früher herrschaftliches Vorwerk). Die Einigung kam zustande. Krister tauschte das Grundstück ein, auf dem die heutige Tielsche Porzellanfabrik steht, pachtete ein Stück Land von dem Bauern Tschersich aus Weißstein[1]) hinzu und errichtete sich bedeutend größere Fabrikanlagen. Fürstenstein übernahm das Mühlengrundstück mit beiden Teichen und den dazugehörigen Gebäuden.

In denselben Jahren des Aufstiegs entstand 1864 im Niederdorfe die Dampfsägemühle mit Saumgatter, Bundgatter mit 12 Sägen, Kreissäge und Hobelmaschine. Sie arbeitete mit 12 Pferdekräften, war also auch ein ganz beachtliches Unternehmen.

Ein anderes Unternehmen, das heute nur noch dem Namen nach bekannt ist, entstand in den Gründerjahren (1870—80). „An der sogenannten Reimannlehne errichtete der Kaufmann Richard im Jahre 1874 eine Dachpappen- und Holzzementfabrik (Teerhütte). Aus dem Steinkohlenteer wurden zugleich Chemikalien verschiedener Art gewonnen und finden guten Absatz".[2]) Dieser unternehmende Kaufmann betrieb als erster in unserer Gegend eine rationelle Ausnutzung der Steinkohlen-Nebenprodukte, als die großen Grubenwerke überhaupt noch nicht diesem Gedanken näher getreten waren. Die ersten Kokereiversuche waren nicht zur Zufriedenheit der Unternehmer verlaufen. Erst als man später im großen Maßstabe die Anfangsversuche wiederholte, wurde man sich ihrer ungeheuren Bedeutung für unsere Industrie bewußt. Die Großunternehmungen drückten dann natürlich den kleinen, weniger leistungsfähigen Betrieb des Kaufmanns Richard an die Wand.

„Seit 1867 wurde die Hauptkohlenförderung auf den neu angelegten Juliusschacht verlegt, wo der Tiefbau begonnen und bedeutende Wasserhebemaschinen aufgestellt wurden, um die den tieferen Bergbau hindernden Wasser herauszuheben, die vorher durch den Fuchsstollen in Neu-Weißstein und den Friedrich-

[1]) Die Weißsteiner Hufen reichten über den heutigen Bahndamm bis auf die jetzige Fürstensteiner Straße.

[2]) Evangel. Schulchronik.

Wilhelm-Stollen in Altwasser abflossen. Seit der Zeit sind dort große Baulichkeiten aufgeführt worden, auch zwei Gasthäuser wurden dort erbaut, welche der immer reger werdende Verkehr erhielt.“ Soweit berichtet die handschriftliche evangelische Schulchronik über die Umstellung des Grubenbetriebes. Der Streik von 1869, der ungünstig für die Arbeiterschaft verlief, findet noch besondere Erwähnung.

Ein Hochbetrieb setzte auf den hiesigen Gruben auch in den Gründerjahren ein. Einige Zahlen mögen zur Beleuchtung dieser Tatsache dienen. Bis 1800 betrug der jährliche Reingewinn eines jeden Kuxeninhabers ungefähr 20 Mark (1 Dukaten). Bis 1870 stieg er auf ungefähr 30 000 Mark (10 000 Taler). In den folgenden zehn Jahren verdoppelte sich der Gewinn, so daß jeder Bauer ungefähr 60 000 Mark (20 000 Taler) Ausschüttung jährlich erhielt. Das ist die Zeit, die heute den Weißsteinern in sagenhafte Ferne entrückt ist, da die stolzen Gewerker ins Gasthaus gingen, alle Anwesenden frei hielten und den Knecht aus den Hafersäcken voller Taler bezahlen ließen, die sie draußen auf dem Wagen stehen hatten. Jahrhunderte hatten nicht vermocht, dieses stolzeste der Bauerngeschlechter in der Umgegend zu zermürben, nicht der Dreißigjährige Krieg war imstande, die Weißsteiner Bauern im Elend zu ersticken, kein jahrhundertelanger Druck von seiten der Grundherrschaft konnte sie zu abhängigen Sklaven machen. Ein Jahrzehnt der Industrie, das man als Jahrzehnt der Goldmacherkunst für Weißstein bezeichnen könnte, entsittlichte dieses trotzige und unbeugsame Frankengeschlecht vollkommen. Gerhart Hauptmann, dessen Geburtsstätte, die Preußische Krone in Salzbrunn, den damaligen Ereignissen so nahe liegt, hat in erschütternder Weise den Niedergang der Weißsteiner Bauern geschildert.

Der Stern der Gewerkschaft war im Sinken begriffen, der Stern der Industrie befand sich im Aufstieg. Die Hartauer Gruben an der Altwasser Straße, Morgen- und Abendsterngrube, hatten sich bereits 1868 zu einem Vergleich mit der beherrschenden Fuchsgrube bereit finden müssen, die tiefer als der Friedrich-Wilhelm-Stollen liegenden Flöze nach Abbau unentgeltlich an die Fuchsgrube abzugeben. 1889 kaufte diese den Schacht mit den dazugehörigen Gebäuden und Kesseln ab und befand sich damit im Besitz des vorherigen Konkurrenzunternehmens. Ferner

pachtete sie noch das Harteflöz (2 Pf. Fracht für den Zentner Kohle) dazu, schwächte dadurch die Neu-Salzbrunner Konkurrenz (Davidgrube) und war somit ausschlaggebend im ganzen Revier.

Der Bergmeister Brade starb 1876. Sein Tod war die Ursache zu einer Neuordnung der Verwaltung. Ein Grubenvorstand von sechs Gewerkschaftsmitgliedern führte von jetzt an die Oberaufsicht: die Gutsbesitzer Ernst Tschersich, Gottlieb Scholz, Joh. Karl Heinrich Tost, Karl Heinrich Tschersich, Gerichtsrat Oswald von Treuttler und der Generaldirektor zu Fürstenstein, Dr. Gustav Riedel. An die Spitze der Verwaltung stellte die Gewerkschaft den Bergwerksdirektor Erich Hellwig. Der steigenden Anforderungen wegen an die Verwaltung mußte diese straffere Organisation erfolgen.

Von einem schweren Unglück auf dem Juliusschacht ist noch zu berichten. Im Maschinenhaus entstand 1879 ein Brand an der Wasserhaltungsmaschine. In kurzer Zeit standen Schachtturm und Schacht in Flammen. Der Brand griff bis auf die erste Tiefbausohle über. Unterhalb dieser Sohle kamen noch Holz und Faschinen in Brand, auch ein Teil der abgelagerten Kohlen. „Erwähnt sei hierbei noch[1]), daß der durch das Feuer hervorgerufene Luftzug derartig stark war, daß die vollen Fördergefäße an den entfernten Punkten zum Schacht gezogen wurden.“ Alle Löschversuche blieben vergebene Mühe. Man griff zum letzten Mittel: Der Schacht wurde bis auf ein kleines Loch vermauert. Durch das Loch preßte man tagelang Dampf hinein, um das Feuer zu ersticken. Erst ein Jahr darauf war der Schacht wieder fahrbar. In der Zwischenzeit förderte der Hans-Heinrich-Schacht, der damals noch Göpelbetrieb hatte.

Eine entscheidende Wendung in der Gewerkerorganisation brachte das Jahr 1883. In zwei Sitzungen beschloß die Fuchsgewerkschaft, die Untrennbarkeit von Gütern und Kuxen aufzuheben und die Anzahl von 128 auf 2040 zu erhöhen.[2]) Welche Vorteile damals die Weißsteiner Bauern zu diesem verhängnisvollen Schritt bewegte, ist nicht mehr ersichtlich. Eins aber ist wahrzunehmen. Der alte

---

[1]) Akta: Denkschrift.

[2]) Verzeichnis der damaligen Kuxeninhaber siehe Anlage.



Juliusschacht bei Nacht.

erbangesessene Weißsteiner Bauer begab sich damit auf ein Gebiet, das gefährlich für ihn werden konnte: die Spekulation. Jetzt beginnen die Weißsteiner Bauerndramen, die mit unglücklichen Spekulationen anfangen, mit vollkommener Verschuldung und Verkauf von Haus und Hof enden. Wenn auch zunächst die Gewerkschaft noch dieselbe blieb, so tauchten doch nach einiger Zeit Gestalten in ihren Reihen auf, die als tägliche Arbeit den wichtigen Gang zur Börse taten.

Die letzten Jahrzehnte vor dem großen Kriege brachten das Fuchsgrubenwerk zu einer erstaunlichen technischen Höhe. 1898 erstand auf dem Juliusschacht die mächtige Kokerei mit 60 Koksöfen. Die Gasbeleuchtung, die vorher von der Salzbrunner Gasanstalt, in der letzten Zeit aus einer eigenen Anstalt gespeist wurde, verschwand und wich der praktischen elektrischen Beleuchtung. Ein neuer Schacht war notwendig zur Hebung der Produktion, infolgedessen wurde 1896 der Bismarckschacht abgeteuft. 1907 kaufte die Fuchsgewerkschaft den überwiegenden Teil der Davidgrube-Kuxen an und brachte damit die Neu-Salzbrunner und Hartauer Gruben ganz an sich. Somit blieb die Fuchsgrube weiterhin beherrschend im gesamten Revier. Sie hatte die größten Grubenfelder im Besitz, ihre Betriebsanlagen waren leistungsfähiger als die der meisten Konkurrenten, ihre Einnahmen infolgedessen größer als bei ihren Nachbarn. Daraufhin war es ihr natürlich möglich, alle Neuerungen im größtmöglichsten Umfange einzuführen. Die vollkommene Elektrisierung erfolgte 1912, als man auch die Kohlenförderung auf elektrischen Betrieb umstellte. Zugleich erhöhte man die Zahl der Koksöfen auf 90.

Während des Krieges, als ein Teil der Belegschaft zum Heeresdienst einberufen wurde, kamen russische und rumänische Kriegsgefangene als Ersatzarbeiter heran.

Nach dem Kriege verstärkte die Fuchsgrube ihre Belegschaft bedeutend, dazu gezwungen durch das Dreischichtsystem, eine Errungenschaft der Revolution. Betriebsräte, Vertrauensleute der Arbeiterschaft, erhielten Einfluß auf Betriebsregelungen, um die gerechten Ansprüche der Arbeitnehmer zu wahren.[1])

---

[1]) Heute wird der Betriebsrat von der Leitung des Werkes trotz Bestehens des Betriebsrätegesetzes wieder übergangen, so daß fast jeder Fall, der gemeinsam bearbeitet wird, zu schweren Kompetenzstreitigkeiten führt.

Unter dem Drucke der Kriegsforderungen hatte die Fuchsgrube vergessen, mit der technischen Einrichtung und Erneuerung ihrer Betriebsanlagen Schritt zu halten. Deshalb ging die Förderung trotz der erhöhten Belegschaft zurück. Ein Teil der Grubenarbeiter (Bauarbeiter) wanderte im Laufe der nächsten Jahre wieder in seine alten Berufe zurück, so daß heute die Belegschaft als normal, wenn nicht gar als gering angesprochen werden kann. Die Friedensförderung ist bereits erreicht, wenn nicht gar überschritten.

Das Jahr 1920 brachte das Ende der Weißsteiner Gewerkschaft. Im Sommer dieses Jahres trat sie das letztemal zusammen, um sich selber aufzulösen. Mit Stimmenmehrheit kam der Beschluß zustande, die bisherigen Anteile in Aktien umzuwandeln. Die Mehrzahl der Aktien erwarb die Oberschlesische Kohlen- und Koks-A.-G. Die Kuxeninhaber ließen sich durch Bargeld entschädigen oder tauschten ihre Kuxe in Aktien um. Eine dritte Möglichkeit, sich für Rückgabe der Kuxe eine Rente zu bedingen, scheint kaum ausgenützt worden zu sein.

Mit der Umwandlung der Gewerkschaft in eine Aktien-Gesellschaft verschwand natürlich auch der bisherige Grubenvorstand. Er legte sein Amt nieder (die Gutsbesitzer Wilhelm Krause, Richard Tietze, Fabrikbesitzer Egmont von Tielsch, Neu-Weißstein, Rentier Karl Heinrich Tost, Rentier Karl Reimann, Generaldirektor von Keindorf, Schloß Waldenburg, Bergwerksdirektor Eckert) und damit verschwand die letzte persönliche Fühlungnahme der Weißsteiner Gewerker mit dem Werk, das durch sie gewachsen war. Die unpersönliche Aktien-Gesellschaft, der letzte Auswuchs der gütererzeugenden Industrie, verdrängte auch hier jahrhundertelange Tradition und die Arbeitsfreudigkeit zugunsten eines nur rationellen Betriebes.

Die ungeheure Tragweite ihres Beschlusses sahen leider die Kohlengewerker erst ein, als die Inflation ihre Aktien und die Entschädigungssummen für die Kuxe vollkommen entwertete. Sie hatten sich verleiten lassen, für schwankende Geldsummen reale Werte hinzugeben, sie glaubten an den Götzen Spekulation, der in jenen Tagen in Deutschland angebetet wurde, und der bares Geld statt gütererzeugender Werte forderte. Die Weißsteiner Gewerkschaft ist ein Opfer des Börsenkapitalismus geworden. Was die Vorfahren in jahrhundertelanger mühe-

voller Arbeit aufgebaut hatten, gaben in einer schwachen Stunde ihre Kinder dem Moloch Kapitalismus für wertlose Geldscheine.

Damit ist die Weißsteiner Bauernschaft zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Grund und Boden repräsentieren nur noch einen Teil ihres früheren Wertes. Der Weißsteiner Bauer steht wieder auf dem Standpunkte wie vor 700 Jahren die ersten Ansiedler. Mühsam hat er dem dürftigen Boden den Ertrag abzuringen und sehnt sich aus Weißstein fort in fruchtbare Landstriche, um ein besseres Bauerndasein zu führen. Ihre ausschlaggebende Stellung innerhalb der Gemeinde hat die Bauernschaft an das wachsende Proletariat und an die heimische Industrie abtreten müssen. Was aber noch schlimmer ist, ein Teil der Bauern fühlt sich nicht mehr eng mit seinem heimatlichen Boden verbunden, er ist wurzellos in seiner eigenen Heimat geworden. Und das ist wohl die größte Tragödie, die einem solchen stolzen und aufrechten, durch Jahrhunderte hindurch unbeugsamen Bauerngeschlecht widerfahren kann. Jeder Weißsteiner, der seine Heimat liebt, steht erschüttert vor der Tatsache, die sich unscheinbar und lautlos vor unserer aller Augen abgespielt hat. Der Träger der deutschen Kolonisation im Osten, der fränkische Bauer, steht heute, verarmt und zum Teil entrechtet durch spekulative Machenschaften des Börsenkapitalismus auf seinem Grund und Boden, dessen Kultivierung sein Werk ist.

3. Die Entwickelung des Proletariats.

Dieses Kapitel in einer Ortschronik unterzubringen, erscheint ein gewagtes Unternehmen. Doch ist es im Hinblick auf die Entwickelung der Weißsteiner Verhältnisse des vergangenen Jahrhunderts wie auch im Rahmen der kommenden Ereignisse innerhalb der Gemeinde zu wichtig, um übergangen zu werden.

Faßt man den Begriff Proletariat so weit, daß man darunter die Menschen versteht, die von ihrer Hände Arbeit unter vorgeschriebenen Bedingungen, meist noch unter unsicheren Rechtsverhältnissen leben müssen, dann beginnt die Geschichte des Weißsteiner Proletariats bereits im 16. Jahrhundert. Der damalige Bauernstand ist mit dem Arbeiter des vorigen Jahrhunderts in mehrfacher Hinsicht zu

vergleichen. Der Bauer des 16. Jahrhunderts stand vollkommen rechtlos der Willkür des Grundherrn gegenüber und lebte auch äußerlich so armselig wie heute der Proletarier. Meint man mit Proletarier aber den Arbeitnehmer, dann brauchen wir nur bis ins 18. Jahrhundert zurückzugehen. Die Tagelöhner ohne eigenes oder mit ganz geringem Eigentum (Häusler), die gegen Lohn bei der Herrschaft oder bei den Kohlenbauern in den Gruben arbeiteten, wären dann die ersten Proletarier. Ihr mühseliges Erwerbsleben ohne Aussicht auf Besserstellung berechtigt uns zu dieser Annahme.

Ein nach unsern Begriffen echtes Proletariat schafft Friedrich der Große durch die Begünstigung der Leinenindustrie. In den Jahren 1740—1769 findet die Hauptwebindustrie auch in Weißstein Eingang, um mit der Bergordnung 1769 sang- und klanglos sofort zu verschwinden. Die Leineweber sind nur Ausbeutungsobjekte des Grundherrn gewesen, wie die Berichte aus jener Zeit eindeutig darstellen. Sie tragen alle Merkmale des Proletariats an sich. Sie wohnen in der Weberkolonie auf der Aue des Mittel- und Niederdorfes, ihre Wohnräume zeichnen sich durch Kleinheit und Enge aus. Außerdem liegen die Häuschen abseits von den Wirtschaften der Bauern und sind reine Spekulationsbauten sowie die Mietskasernen der neueren Zeit. Der Wohnraum ist ein Teil des Verdienstes, den die Grundherrschaft dem Leineweber für die Frontage gab. Arbeitete der Weber sechs Wochentage bei der Herrschaft, dann erhielt er noch Naturallohn (Essen) und ein geringes Lohn an Geld. Arbeitete er bei ihr nur zwei oder drei Tage, dann hatte er für sie an den übrigen Tagen noch Garn gegen ganz lächerlich geringes Lohn zu spinnen. Wir sehen also, daß der Leineweber nichts anderes als Arbeitnehmer bei der Grundherrschaft war. Die Art der Bezahlung nur ist ganz verschieden von der heutigen. Die Arbeitsbedingungen, die ganz einseitig vom Gundherrn festgelegt wurden, sind derartig, daß man von einem vollkommen entrechteten Proletariat sprechen muß. Die Erbuntertänigkeit machte den damaligen Tagelöhner vollends zum Sklaven. Typisch ist auch die Proletarierkrankheit, die in jenen Jahren in Weißstein auftaucht, die Schwindsucht.

Der geschworene Bergmann, der von 1769 an den Leineweber vollkommen aus Weißstein verdrängt, ist kein Proletarier. In seiner Arbeit gilt er sogar mehr

als der Bauer, der ihm beim Kohlengraben Schlepperdienste leistet. Er ist organisiert in der Knappschaftsvereinigung, die nicht bloß ein wirtschaftlicher Verband ist, sondern die dem in Weißstein und Umgegend ganz neu erschaffenen Stande Traditionen gibt. Die Knappschaft ist eine bewußte Fortführung des aussterbenden Zunft- und Innungswesens in anderer Richtung. Jeder Knappe fühlte sich gleichsam als Handwerker. Als Grubenproletarier könnte man höchstens die Haspelknechte und Schlepper ansehen, die nicht geschworene Bergleute waren und die von den Bauern nur deshalb angestellt wurden, damit diese nicht selbst dauernd die entwürdigende Haspel- und Schlepparbeit erledigen mußten.

Hundert Jahre lang lebte die Knappschaft in der Tradition eines besonderen, gehobenen Standes. Die fortschreitende Industrialisierung aber vernichtete den inneren Kern dieser Vereinigung. Zweck des Gesetzgebers[1]), der auch die Knappschaft verlangte, war die wirtschaftliche Sicherstellung des Knappen (Krankenkasse, Sterbebeihilfe, Invalidenrente), ging also soweit über proletarische Arbeitsbedingungen hinaus. Die Knappschaft selbst steckte sich noch sittliche Ziele, sie überwachte das Privatleben jedes Mitgliedes. Mit welchem Erfolge sie das tat, zeigt folgender Bericht von 1796[2]).

„In einer Gebirgsfläche von 4 Meilen wohnen 600—700 Bergleute, sie sind wenigstens über die Hälfte unverheiratet und junge, rüstige Kerls. Demohngeachtet hört man selten von Ausschweifungen und Exzessen und fast niemals waren seit Jahresfrist in den Wirtshäusern Händel zu schlichten, an denen Bergleute teilgenommen hätten.“

Leider vergaß die Knappschaft über dem sittlichen Ziel und noch anderen kleineren Bestrebungen (Uniformierung der Knappen, Bergkapelle, Verschönerung von Festlichkeiten durch Fackelzüge u. dergl.) das zu halten, was ihr durch Friedrich den Großen verliehen war, die wirtschaftliche Sicherstellung. Unmerklich schraubte die Weißsteiner Bauerngewerkschaft als Arbeitgeber die Lebensbedingungen immer tiefer und stellte sich im Anfang des 19. Jahrhunderts bewußt in Gegensatz zu den

[1]) Bergordnung 1769.
[2]) Schles. Prov.-Blätter 1796, Bd. 23.

Bergleuten. Hatten sich die Bauern am Anfang vor dem geschworenen Knappen noch gebeugt, so setzten sie bis Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Herrenstandpunkt durch. Sie wurden bewußte Arbeitgeber, aber die Knappen, eingehüllt in die Tradition ihrer Knappenvereinigung, wurden keine bewußten Arbeitnehmer. Mit andern Worten: die Weißsteiner Kohlengewerkschaft spürte die wirtschaftliche Ueberlegenheit ihres Besitzes an den Kohlengruben. Sie ging bewußt dazu über, dieses wirtschaftliche Uebergewicht auszunutzen, um ihren Arbeitnehmern die Arbeitsbedingungen vorzuschreiben, sie zu zwingen, bei demselben oder einem geringeren Arbeitslohn mehr zu leisten. Das lag durchaus im Sinne der werdenden Industrie, deren oberstes Gesetz „rationeller Betrieb" unter allen Umständen ist. Rationell sucht man ja heute noch viele Betriebe dadurch zu gestalten, daß man den Arbeitern das Lohn kürzt. Fast nur nach diesem Rezept versuchte die Kohlengewerkschaft zu verfahren. Die Arbeitnehmer, also die Knappen, empörten sich wohl dagegen, aber sie waren ja keine bewußten Arbeitnehmer, sie kannten noch nicht ihre wirtschaftliche Macht. Deshalb vermochten sie keinen wirksamen Kampf für bessere Lebensbedingungen zu führen. Sie glaubten an ihre Knappschaft, die ihnen aber im wirtschaftlichen Kampfe eher hinderlich als förderlich wurde. Unmerklich ging in 50 Jahren die Proletarisierung des Bergarbeiterstandes vor sich.

Viel schärfer und schneller geriet der Stand der Weber in Not. Schon vor Einrichtung der maschinellen Betriebe kennzeichnete sich die ungünstige wirtschaftliche Lage dieser Leute in kleineren örtlichen Unruhen. Die Hausweber befanden sich in Abhängigkeit von den Garnhändlern, die ihnen das Rohmaterial lieferten und dem sie die fertige Ware zurückbringen mußten. Ganz willkürlich setzten die Garnhändler das Arbeitslohn fest. Die Weber mußten sich meistens dieser Willkür fügen, um überhaupt Arbeit zu bekommen. Die mechanischen Webereien entwickelten sich für die armen Hausweber zu einer Konkurrenz, der sie nicht standhalten konnten. Die Arbeitslöhne wurden so sehr gedrückt, daß eine Weberfamilie, die die ganze Woche, Eltern und Kinder, bis in die Nacht hinein arbeitete, nicht das nötige Brot vom Lohn kaufen konnte. Ein großer Teil der Weber verlor durch die Einrichtung der Fabriken überhaupt die Arbeit. Die Zustände verschärften sich noch durch den Brotwucher. Das schlimmste Jahr 1844 brachte die

Verzweiflungstat der Weber in Peterswaldau und Langenbielau. Ein öffentliches Blatt[1]) berichtet darüber:

„In dem Dorfe Peterswaldau haben Auftritte (4. und 5. Juni) stattgefunden, wie sie bisher in Schlesien noch nicht vorgekommen sind. Ein großes reiches Kaufmannshaus hatte die Löhne der Weber bedeutend herabgesetzt, was den Unwillen derselben erregte. Mehrmals hatten sie um bessere Zahlung gebeten. So geschah es, daß sie, als sie am 4. Juni ihr Gesuch wiederholten und abermals abschlägig beschieden wurden, im Vereine mit Webern anderer Fabrikdörfer nach dem erwähnten Kaufmannshause zogen, vor demselben ein Spottlied sangen, das bekannte Weberlied, dann die Fenster der Fabrik einwarfen und hierauf diese sowie die zu derselben gehörigen Gebäude, fünf an der Zahl, zerstörten. Die erbitterten Weber zertrümmerten nicht allein sämtliche in den Häusern vorgefundenen Möbel und Gerätschaften, Betten, Kleidungsstücke usw., sondern sie vernichteten auch das sehr reichhaltige Warenlager roher und fertiger Stoffe oder gaben es der Menge preis. Dies währte vom Abend des 4. bis nach Mitternacht. Die Eigentümer der Fabrik suchten sich mit ihren Familien in Sicherheit zu bringen. Die Weber setzten am 5. ihr Zerstörungswerk fort und deckten sogar einen Teil der Dächer ab, worauf sie sich entfernten. Bald nach ihrer Entfernung traf Militär aus Schweidnitz ein, welches man von dort erbeten hatte, dasselbe kam jedoch zu spät, und bei der Räumung des Hofes wurde ein Mann durch einen Bajonettstich verwundet. Das Militär marschierte hierauf größtenteils nach Langenbielau, wohin die Masse der Weber gezogen war und auch hier drei Etablissements zerstörte. Nachdem die Aufforderung des Kommandierenden, von ihrem Vorhaben abzulassen, nicht gefruchtet hatte, ließ dieser, als jene mit Steinen warfen, Feuer geben, wodurch 13 Weber getötet und viele verwundet wurden. Der Abend machte dem Kampfe ein Ende. Die Weber zogen sich in die Berge und Gebüsche zurück, und das Militär bewachte den Ort. An die insurgierenden Weber ist vom Kommandeur, Herrn Major von Schlichting, ein Aufruf erlassen worden, zu ihrer Pflicht als ruhige Einwohner und Arbeiter zurückzukehren."

---

[1]) Vogt, Wüstegiersdorf, S. 71.

Kennzeichnet der Bericht einerseits die furchtbare Notlage des Proletariats, so sehen wir andererseits seine Hilflosigkeit. Niemand ist da, der ihre Wünsche in gesetzliche Bahnen bringt, ihnen bleibt bloß die Verzweiflungstat übrig.

Das Jahr 1848 traf in unsern Gebirgstälern wohl eine unzufriedene proletarische Volksmasse, aber ohne daß es zu Ausschreitungen gekommen wäre. In den Großstädten inszenierten Korpsstudenten und freiheitsliebende Bürger die schwarz-rot-goldene Revolution mit dem Ziel des großen, einigen, deutschen Reiches, wovon sie heute nichts mehr wissen wollen. Die Volksmassen standen diesen Ereignissen z. T. teilnahmslos gegenüber, die Proletarier unserer Heimat dumpf grollend, ohne Führer. Hunger und Verzweiflung raubten dem Weberproletariat Traditionen, dem Bergmann die Entschlußkraft. Träger der Revolution blieb das Bügertum.

Die nächsten zehn Jahre der Reaktion vergingen für Weber und Bergarbeiter, ohne daß sie den Versuch zur Besserung ihrer Lebensverhältnisse gewagt hätten. Anfang der sechziger Jahre tauchte plötzlich eine Idee in unserer Heimat auf, die in allen Proletarierseelen zündete. Agitatoren des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins trugen den Gedanken des wirtschaftlichen Zusammenschlusses in unsere Dörfer und fanden begeisterten Zuspruch. Besonders stark interessierten sich die Bergarbeiter dafür. Sie fühlten sich noch nicht als Proletarier, obwohl sie es ihrer Bezahlung und ihren Arbeitsbedingungen nach waren. Aber eins hatten sie erfahren, daß die Knappschaft ihnen nie zur Besserung ihrer Verhältnisse verhelfen würde. Deshalb begrüßten sie den Gedanken eines festen wirtschaftlichen Zusammenschlusses. Ihr Standesbewußtsein, als Bergmann kein gewöhnlicher Arbeiter zu sein, blieb dabei noch gewahrt, denn ihre Berufsgruppe bildete einen Stoßtrupp für sich, ohne von den „Arbeitern" etwa abhängig zu sein. Nach einigen vorbereitenden Versammlungen in Konradsthal, Gottesberg, Waldenburg und Altwasser erfolgte im Sommer 1869 die Gründung des Gewerkvereins der Bergarbeiter, der dem Gewerkverein der deutschen Bergarbeiter angeschlossen wurde. Sozialdemokratische Blätter hatten ebenfalls unter den 7000 Bergleuten des Reviers die Gewerkschaft vorbereitet.

Im Herbst 1869 überreichten die Bergarbeiter das erstemal durch den Vorstand ihres Gewerkvereins den Grubenherren ihre Forderungen. Sie verlangten:

1. Anerkennung ihres Gewerkvereins,
2. Würdigere Behandlung der Arbeiter durch die Beamten,
3. Herabsetzung der Arbeitszeit von 10 und 12 Stunden auf 8 Stunden, in der Grube und 10 über Tage.
4. Erhöhung der Löhne für
   Hauer von 24 auf 25 Silbergroschen,
   Lehrhauer 23 auf 24 Silbergroschen,
   Schlepper 13—16 auf 15—20 Silbergroschen,
5. Erhöhung des Wochenabschlages für
   Hauer auf 3 Taler,
   Lehrhauer auf 2 Taler 20 Sgr.,
   Schlepper auf 1 Taler 15 Sgr. bis 2 Taler.

An den Schluß ihrer Forderungen setzte der Gewerkverein folgende Bitte: „Für das hier gesagte stehen wir mit gutem Gewissen alle für einen und einer für alle und bitten nochmals, unsere gerechte Sache anzuerkennen, uns mit bereitwilliger Erfüllung unserer Bitte zu erfreuen und somit alle Mißhelligkeit mit einem Male verschwinden zu lassen.“

Sofort schlossen sich sämtliche Grubenbesitzer des Reviers zu gemeinsamem Vorgehen gegen den Gewerkverein zusammen. Sie warnten zunächst die Bergarbeiter, an den umstürzlerischen Absichten des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins teilzunehmen. Dann drohten sie mit sofortiger Entlassung, Kündigung der Wohnung und Ausschluß aus der Knappschaft.

Daraufhin erfolgte am 1. Dezember 1869 die Arbeitsniederlegung. Von den 1730 Bergleuten der Fuchsgrube erschienen nur 135 Mann zur Arbeit (im ganzen Revier 6409 Streikende, 1004 Arbeitende).

Ein so überwältigender Erfolg der Streikpropaganda war auf keiner Seite erwartet worden. Sofort setzten die Grubenverwaltungen mit schärfsten Maßnahmen ein und verwirklichten ihre obengenannten Drohungen. Dr. Max Hirsch erschien selbst im Revier und ermutigte die Streikenden zum weiteren Aushalten.

Ein trauriges Weihnachtsfest brach für unsere Bergarbeiter an. Noch schlimmer aber stieg die Not im Januar, und das Ende des Streikes schien in unabsehbare Ferne gerückt. Die Weißsteiner Bauern als Grubenbesitzer benahmen sich äußerst herzlos gegen die Bergarbeiter, kündigten ihnen die Wohnungen, verweigerten ihnen die Nahrungsmittel und suchten auf jede Art und Weise die Streikenden mürbe zu machen.[1]) Auch die Behörden stellten sich in den Dienst der Grubenbesitzer. Der Versuch einer Anleihe, die der Generalrat des deutschen Bergarbeitervereins aufnehmen wollte, um die Hungernden zu unterstützen, wurde gerichtlich verfolgt. Dr. Hirsch brachte als Abgeordneter im Landtage eine Interpellation zugunsten der Streikenden ein (17. 1. 1870), er wurde von den Abgeordneten niedergeschrien. Als alle Mittel fruchtlos blieben, konnte er den Streikenden nur noch zur Auswanderung nach Westfalen raten. Das war keiner mehr imstande wegen Mangel an Geld.

Sieger in diesem ersten Streik in unserer Heimat, der so wuchtig begonnen, mangels Erfahrung taktisch unsicher geleitet wurde, war einzig und allein der Hunger. Am 24. Januar 1870, nach acht Wochen vergeblichen Kampfes und voller Hunger und Entbehrungen nahmen die Bergarbeiter die Arbeit wieder auf. Der Generalrat des Bergarbeitervereins hob am nächsten Tage den Streikbeschluß offiziell auf. Jeder Bergarbeiter mußte einen entehrenden, vom brutalen Herrenwillen der Grubenbesitzer diktierten Revers unterschreiben:

„Durch meine Namensunterschrift verpflichte ich mich, sofort aus dem Gewerkverein deutscher Bergarbeiter auszutreten, auch keinem Verein, welcher ähnliche Ziele verfolgt, wie sie die gegenwärtige Satzung des Gewerkvereins kennzeichnet, für die Folge beizutreten oder Beiträge an derartige Vereinskassen zu leisten. Ich unterwerfe mich, falls ich diesem Versprechen nicht nachkommen sollte, der Strafe der sofortigen Entlassung aus dem Werke.“

Nichts kennzeichnet die entrechtete Lage der Proletarier besser als gerade dieser Revers, worin den einfachsten Grundsätzen der persönlichen Freiheit Hohn gesprochen wird. Die Grubenbesitzer gingen scheinbar als Sieger aus dem Kampfe

[1]) Roman von Daumann: Der Streik.

hervor, alle zusammen hatten den ersten organisierten Ansturm des Proletariats um Verbesserung der Lebenshaltung auf Grund ihrer wirtschaftlichen Ueberlegenheit abgeschlagen. Aber durch die brutale Ausnützung ihres Sieges begingen sie einen Fehler, der nie wieder gutzumachen war. Aeußerlich hatten sie die Front der Grubenarbeiter gesprengt, der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein bestand nicht mehr. Aber innerlich blieb jeder Bergarbeiter Todfeind der Grubenherren. Diese Gemütsverfassung schuf zweierlei: jeder Bergarbeiter begann zu fühlen, daß sein Stand nicht mehr der gehobene, mit allerhand Vorrechten ausgestattete des 18. Jahrhunderts sei. Alle, die meisten Bergleute mit Widerwillen, fügten sich dem Gedanken, daß sie eben Arbeiter seien. Sie lernten die Knappschaft als eine Vereinigung ansehen, die von den Grundherren zur besseren Unterjochung der Bergarbeiter benutzt wurde. Diese Gedankenkreise machten zum zweiten die Bergarbeiter reif für die Idee eines Zusammenschlusses aller arbeitenden Menschen ohne Ansehen der beruflichen Tätigkeit. Lassalles Gedanke eines allgemeinen Arbeitervereins begann in den Köpfen unserer Bergleute Eingang zu finden.

Lassalle, 1825 in Breslau als Sohn eines Seidenhändlers geboren, zeigte wenig Neigung, den Beruf seines Vaters zu ergreifen. Er bezog die Berliner Universität, stand 1848 in vorderster Linie im Freiheitskampf des Bürgertums, erkannte aber mit aller Schärfe die Bedeutung des Proletariats und stellte sich bald in Gegensatz zur bürgerlich-revolutionären Fortschrittspartei. Er fand Anschluß bei den Arbeitervereinen und schrieb 1863 sein Arbeitsprogramm:

„Ueber den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes." Diese Schrift gab den Anlaß zur Gründung des allgemeinen deutschen Arbeitervereins, dessen Leitung Lassalle übergeben wurde. Verfolgt von der Polizei, jubelnd vom Volke empfangen, wohin er kam, brachte er in kurzer Zeit eine Massenbewegung zustande, fiel aber unerwartet 1864 in einem Duell.

In der Entwickelung zum umfassenden deutschen Arbeiterverein fiel 1889 ein neuer großer Streik in unserer Heimat. Ungefähr 100 000 Bergarbeiter des Ruhrreviers legten im Frühjahr die Arbeit nieder und forderten die Achtstunden-Schicht und Verhandlungen darüber mit den Bergherren. Die Leiter des Streiks,

die Bergleute Bunte, Schröder und Siegel erhielten bei Wilhelm II. eine Audienz zugesagt, die ihres bezeichnenden Verlaufs wegen nicht übergangen werden kann.

„Jeder Untertan, wenn er einen Wunsch oder eine Bitte vorträgt, hat selbstverständlich das Ohr seines Kaisers. Das habe ich dadurch gezeigt, daß ich der Deputation gestattet habe, hierher zu kommen und ihre Wünsche persönlich vorzutragen." Mit diesen einleitenden Worten empfing sie Wilhelm II. und fuhr dann fort: „Ihr habt Euch ins Unrecht gesetzt, denn die Bewegung ist ungesetzlich, weil Ihr die Kündigungsfrist nicht eingehalten habt. Infolgedessen seid Ihr kontraktbrüchig geworden, sogar an Militär und Polizei habt Ihr Euch vergriffen.

Was die Forderung selbst anbetrifft, werde ich sie durch meine Regierung prüfen lassen und Euch durch die dazu bestimmten Behörden das Ergebnis zugehen lassen.

Sollte sich aber der Zusammenhang mit sozialdemokratischen Kreisen herausstellen, so würde ich nicht imstande sein, Eure Wünsche mit meinem Königlichen Wohlwollen zu erwägen. Ich werde dann mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten."

Zehn Minuten ungefähr hatte die Audienz gedauert, von denen neun Minuten Majestät gesprochen hatte.

Auch die Grubenherren des westfälischen Reviers wurden bei Wilhelm II. vorgelassen und „Majestät war sehr erfreut, sie zu sehen". Der Schluß der längeren Unterredung war folgender: „Was ich den Bergarbeitern gesagt habe, wissen sie. Ich habe darin meinen Standpunkt in aller Schärfe gekennzeichnet. Die Arbeiter haben mir übrigens einen guten Eindruck gemacht, sie haben sich der Fühlung mit der Sozialdemokratie enthalten."

Ganz eindeutig ergibt sich aus diesen beiden Audienzen die Stellungnahme Wilhelm II. und der Regierung zugunsten der Arbeitgeber.

Der Landesvater prüft nicht den Sachverhalt, er wird seine Regierung prüfen lassen. Er hält sich aber nicht für zu gut, hilfesuchende Untertanen in höchst eigener Person zu rüffeln und sich als Sozialistenschreck vorzustellen.

Unsere Heimat stand in geheimer Verbindung mit dem Ruhrrevier. Geheimnisvolle Zettel, oft mit einem Taschenmesser an Zäune und Pfähle angeheftet,

forderten den hiesigen Bergmann auf, bereit zu sein, um den westfälischen Brüdern zu helfen. Am 13. Mai 1889 legten plötzlich die Schlepper in Hermsdorf ihre Arbeit nieder, tags darauf die gesamte Belegschaft der Hermsdorfer Gruben. Bis zum 16. Mai folgten fast alle Gruben des Reviers, auch die Weißsteiner.

Der jahrelang hineingefressene Grimm der hiesigen Bergleute entlud sich teilweise in Zerstörungswut. In Hermsdorf zogen Streikende vor die Schächte, mißhandelten ihre Peiniger, die Grubenbeamten, warfen Steine in die Fenster, drangen in die Räume ein, zerrissen Lohn- und Kassenbücher und streuten sie auf dem Grubenhof umher. Sogar die Schienen der Förderbahn rissen sie heraus.

Das geschah am 13. Mai. Abends gegen 10 Uhr langten die ersten Soldaten an. Mit dem Schrei: „Die Rutkroga kumma" setzten die Frauen ihre Männer davon in Kenntnis. Der kommandierende Offizier ließ nur von Kolben ausgiebigen Gebrauch machen, berichtet ein Zeitgenosse, der bei Ankunft des Militärs erleichtert aufatmete. Ueber 30 Tumultanten wurden an diesem Abend und in der folgenden Nacht verhaftet.

Auf der Fuchsgrube arbeitete die Belegschaft noch. Militärische Wachen wurden aufgestellt mit der Weisung, jeden niederzuschießen, der sich unbefugt der Fuchsgrube näherte.

Am Abend desselben Tages fand man nach Aussage des Hermsdorfer Amtsvorstehers auf dem Weißsteiner Berge einen Zettel an einen Baum geheftet: „Achtung, Kameraden! unsere Schlesier, unsere Kameraden in Westfalen haben uns mitgeteilt, daß wir ihnen sollen behilflich sein durch Einstellung der Arbeit. Also kurz, wir fahren heute, die wir Nachtschicht haben, nicht ein. Glückauf! Kameraden, seid fest und haltet fest an 8 stündiger Schicht und 2,50 Mk. Der Vorstand."

Am 16. Mai legte die Arbeiterschaft der Fuchsgrube geschlossen die Arbeit nieder und stellte unter anderem folgende Forderungen:

15 Prozent Lohn- und Gedingeerhöhung,

10 stündige Arbeitszeit einschl. Ein- und Ausfahrt, Sonnabend und Sonntag acht Stunden,

humane Behandlung durch die Beamten, Lieferung des Deputats von Kohle 1, Anerkennung des Koalitionsrechtes.

Der berühmte Kanonikus Dr. Franz[1]), Besitzer der Friedenshoffnunggrube, gewährte als erster seiner Belegschaft ab 1. Mai 10 Prozent Zulage und die geforderte verkürzte Schicht. Die fürstlichen Gruben folgten diesem Beispiel, darauf mußten die andern und auch die Fuchsgrube dasselbe tun.

Am 21. Mai, nach einer Woche, war der Streik zu Ende und brachte der Arbeiterschaft teilweise den gewünschten Erfolg.

Das Schwurgericht in Schweidnitz aber verurteilte in der folgenden Zeit 97 der während des Streiks Verhafteten. Wegen schweren Landfriedensbruches erhielten zwei Personen Zuchthausstrafen von 1—7 Jahren, wegen leichten Landfriedensbruches fünf Personen Gefängnisstrafen von 1—4 Jahren.

Beide Streiks zeigen uns ein bereits klassenbewußtes Proletariat. Vergessen war die Knappschaft als wirtschaftliches Druckmittel gegenüber den Bergherren, sie blieb für die Bergleute eine Zwangskranken- und Invalidenkasse. Neue Bahnen hatten unsere Bergarbeiter zur Erzwingung ihrer Forderung beschritten und eins daraus gelernt: Die Solidarität der gesamten Arbeiterschaft ist notwendig, um gegen die Uebermacht der Arbeitgeber standhalten zu können. Der Streik von 1869 sowohl als auch der von 1889 führten unsere Bergarbeiter auf dem Wege der Lassalleschen Idee des allgemeinen Arbeitervereins weiter, vergessen war ganz und gar der Stolz des geschworenen Bergmanns, er fand sich auf dem sicheren Boden des proletarischen Bewußtseins wieder.

Nicht ohne Einfluß blieben auf die Entwickelung des heimischen Arbeiterstandes die Versuche zum internationalen Zusammenschluß. Ein neues Ziel begeisterte auch unsere Bergarbeiter: der Zusammenschluß des Proletariats der gesamten Welt allein gewährt jedem Arbeiter wirkungsvollen Schutz gegen Uebergriffe des Kapitalismus. In diesem Sinne arbeitet neben anderen fachgewerklichen Verbänden in hiesiger Gegend der Bergarbeiterverband seit 1889. Daneben bestehen noch der Hirsch-Dunckersche Bergarbeiterverband und der Verband der christlichen Bergarbeiter.

---

[1]) Siehe Roman: Das Priestererbe.

Einen schweren Schlag brachte der internationalen Arbeiterbewegung der Krieg. Langer Jahre bedurfte es, um wieder das Vertrauen zwischen den Arbeitern verschiedener Nationen herzustellen. Während der Nachkriegsjahre kämpfte das deutsche Proletariat einen dreifachen Verzweiflungskampf um seine deutsche Republik, um Verbesserung seiner Rechte und seiner Lebenshaltung und um die Erstarkung des internationalen Gedankens. Die denkwürdige Maifeier von 1919 schien einen dreifachen Sieg verheißen zu wollen. Mit den 15 000 Bergarbeitern des unteren Reviers marschierten geschlossen die 300 Beamten der Fuchsgrube nach Bad Salzbrunn, um den Weltfeiertag gemeinsam mit dem Proletariat zu begehen. Nach Schluß des Riesenumzuges brachte die Schar der Dreihundert am Kriegerdenkmal ein Hoch auf die deutsche Republik und auf die völkereinende Sozialdemokratie aus. Leider hielten die folgenden Jahre nicht das Versprechen, das diese Maifeier gab. Der Dreifrontenkampf ist bis jetzt in zweierlei Hinsicht erfolgreich gewesen: die deutsche Republik steht heute gefestigt da, obwohl sie nicht die vom deutschen Arbeiter gewünschte ist, der Gedanke der Internationale schreitet erfolgreich fort. Dabei hat das Proletariat den Kampf um seine eigenen Rechte und um Besserung seiner Lebensverhältnisse zurückstellen müssen und darin an Boden verloren. Zur Beleuchtung dieser Tatsachen mögen einige Beispiele aus Weißstein dienen.

Die Zeit der Inflation[1]) schraubte das Existenzminimum der Arbeiterschaft trotz der schwindelnd hohen Zahlen von Tag zu Tag herab. Es kamen Tage, da die Proletarierfrau mit dem gesamten Wochenverdienst ihres Mannes im Bäckerladen stand und nicht das Brot dafür bekam, das sie für die Familie brauchte. Fast wöchentlich fanden im Jahre 1923 Lohnverhandlungen zwischen Belegschaft und Verwaltung der Fuchsgrube statt.

Am 16. November 1923 kam es in Weißstein zu ernsten Teuerungsunruhen. Vormittags 11 Uhr kostete ein Brot noch 160 Milliarden Papiermark, vom Mittag ab 240 Milliarden, zu einer Zeit, da das Wochenlohn 1200 Milliarden betrug, also nicht mehr als fünf Brote. In der sechsten Abendstunde zog eine erbitterte

---

[1]) Siehe Anhang Inflationstabelle.

Volksmenge vor die Bäckerläden des Niederdorfes, und es schien, als ob sie Rothers Bäckerei stürmen und plündern wollten. Die herbeigerufene Polizei fand schon einige Demonstranten im Laden, die sich aber (nach Polizeibericht) vollkommen ruhig verhielten. Die Bevölkerung verlangte Abgabe des Brotes zum alten Preise, wozu sich Bäckermeister Rother freiwillig verstand. Dem besonnenen Eingreifen der Polizei ist es zu verdanken, daß blutige Zusammenstöße vermieden wurden. Unter Polizeischutz konnte der Brotverkauf vor sich gehen. Unterdessen war eine andere Volksmenge vor Schwarzers Bäckerei gezogen. Durch einen Steinwurf wurde die Scheibe zertrümmert, die erbitterten Leute dangen ein und nahmen eine Menge Brote ohne Bezahlung mit, bis ein regelrechter Verkauf unter Polizeischutz einsetzen konnte.

So bedauerlich diese Ausschreitungen sind, so kann man sie andererseits verstehen, wenn man die ungeheure Notlage des Weißsteiner Proletariats (wie auch in anderen Dörfern des Reviers) betrachtet. Gerade an dieser Stelle muß wieder das Verdienst des Gemeindevorstehers Hertwig hervorgehoben werden, der in Wohlfahrtsangelegenheiten anerkannt vorbildlich arbeitet.

Im Anhang folgt statistisches Material, das Herr Hertwig zuvorkommenderweise zur Verfügung stellt. Die Untersuchungen und Feststellungen an Schulkindern ergeben ein überaus trauiges Bild.[1])

Eine noch eindringlichere Sprache von der furchtbaren Proletariernot redet die Statistik über die in der Gemeinde Weißstein vorhandenen Wohnungen und deren Belegung.[1])

Nicht nur umfangreiche und eindeutige Statistiken sind von dem großzügigen, besonders für die Wohlfahrt interessierten Gemeindevorsteher Hertwig bearbeitet worden. An praktischer Wohlfahrtsarbeit fehlt es ebensowenig. Das zeigt der Tätigkeitsbericht der Lungenfürsorgestelle aus den Jahren 1920—1924.[1])

Auch spricht für die umfassende Tätigkeit des Wohlfahrtsdezernenten der Auszug aus den Jahresberichten der hiesigen Säuglingsfürsorgestelle.[1])

---

[1]) Anhang, Bericht des Wohlfahrtsamtes.

Eine Erwerbslosenstatistik aus dem schlimmen Winter 1925/26 zeigt deutlich die Arbeitslosigkeit. Erfaßt sind dadurch nur die Erwerbslosen, die Unterstützung empfangen.

Zu erwähnen wäre noch, außer der Waldheimstätte und dem kommunalen Kindergarten, die Tätigkeit des Wohlfahrtsamtes, das mit Geldmitteln und Naturalien die Bedürftigen der Gemeinde unterstützt.

Viel ist besonders in Weißstein für das Proletariat geschehen, aber dunkel und unheildrohend steht noch die Zukunft vor uns.

4. Die Entwickelung der Schule und die Errichtung einer selbständigen Kirchgemeinde.

Wie erinnerlich, waren durch Verordnung Friedrichs des Großen aus der Kuxenanzahl jedes Grubenwerkes zwei Freikuxe der Kirche und der Schule zugeteilt worden. Trotz dieses Vorteils für die Schule nahm sie zunächst nicht den Aufschwung, wie man es für eine Gemeinde wie Weißstein erwarten konnte. Der Lehrer Gottlieb Gärtner,[1]) der 1795 das Schulamt übernahm, hatte die ziemlich große Kinderschar (über 100) zunächst allein zu betreuen. Schon 1793 hatte man der wachsenden Kinderzahl wegen das neue massive Schulhaus bauen müssen, das an Stelle des alten Freigartenhauses errichtet wurde.

Des Brandes von 1800 ist bereits Erwähnung getan.

„Das Schulhaus blieb verschont" berichtet die handschriftliche Schulchronik. Für die Schule selbst war der Brand von weniger Bedeutung, denn sie war sowieso das Stiefkind der Gemeinde wie überall.

Desto auffälliger erscheint das Interesse, das der 1805 verstorbene Freihäusler und Steiger Scharf aus Weißstein der Schule entgegenbrachte. Er vermachte ihr ein Legat von 50 Talern.

Mit der zunehmenden Industrie wuchs die Bevölkerungszahl und damit die Zahl der Kinder. Unermüdlich suchte der einzige evangelische Lehrer Gärtner den

[1]) Er stammte aus Nimmersatt bei Bolkenhain, sein Vater war Weber. Gärtner selbst war das 14. Kind in der Familie.

wachsenden Pflichten gerecht zu werden. Endlich erhielt er im Jahre 1833 eine Hilfe in Person des Adjuvanten Julius Schrodt, der aber schon 1836 als selbständiger Lehrer nach Tschammendorf ging. Er ist bekannt als Verfasser einer Waldenburger Chronik. Seine Nachfolger schieden nach kurzen Zeiträumen wegen Krankheit wieder aus.

Lehrer Gärtner feierte 1845 sein 50jähriges Amtsjubiläum und schied im folgenden Jahre wegen zunehmenden Alters und wegen Kränklichkeit aus dem Amte aus. Sein Nachfolger war der damalige Adjuvant Emil Palm. Dessen Gehilfen sind nacheinander die Hilfslehrer Wilhelm Förster (1846—50, dann nach Liebichau), Ernst Gottlieb Reimann (1850—56, dann in Konradsthal), Alwin Hoffmann (1856—57, dann nach Lorzendorf bei Strehlen) und Emil Heimhold (1857—63, dann schied er gänzlich aus dem Schulamt).

Wenn wir bedenken, daß der Schulpatron der jeweilige Graf von Hochberg war, dann verstehen wir die Sparsamkeit im Schuletat und den damit bedingten häufigen Wechsel der Hilfskräfte. War das Leben eines Hilfslehrers sowieso ein notdürftiges Dasein, so verstehen wir ihre Flucht aus Weißstein umso besser, wenn wir hören, daß die Zahl der Schulkinder auf 400 angewachsen ist. Bis 1863 hatten sich auf schulischem Gebiete Zustände ausgewachsen, die man als himmelschreiend bezeichnen muß. 400 Kinder sollten von zwei Lehrkräften in völlig unzureichenden Räumen unterrichtet werden. Es ist daher zu verstehen, daß der letzte Schulgehilfe ganz den Lehrerberuf an den Nagel hängte, um nicht in eine solche Lehrerstelle wie Weißstein hineingezwungen zu werden und wie ein Teil seiner Vorgänger an Schwindsucht zu sterben.

Erst auf Anordnung der Regierung hin mußten sich Schulpatron und Gemeinde zur Abhilfe bequemen. Jedem heutigen Weißsteiner Bewohner erscheint die Gleichgültigkeit unserer Vorfahren gegen die Schule, die man schon als Schulfeindlichkeit bezeichnen muß, fast unmöglich. Erklärlich sind diese Zustände einigermaßen aus dem damals noch bestehenden Schulpatronat.

Die Regierung mußte die Beteiligten zum Fortschritt zwingen. Sie verfügte 1863 die Einstellung eines zweiten selbständigen Lehrers und eines zweiten

Adjuvanten, so daß jetzt 400 Kinder von vier Lehrkräften unterrichtet werden sollten. Die durchschnittliche Kinderzahl blieb immerhin noch 100 auf einen Lehrer.

„Da nun die Räumlichkeit in dem bisherigen Schulhause schon für die gegenwärtige Schülerzahl zu klein, auch eine Vermehrung der Schülerzahl nach Maßgabe der zunehmenden Bevölkerung als ganz gewiß anzunehmen war, das bisherige Schulhaus keine Räume für die neu einzustellenden Lehrer darbot, auch solche weder durch Reparatur noch Anbau anzubringen waren, so wurde der Beschluß gefaßt, einen Neubau zu unternehmen, der für Jahrhunderte den Bedürfnissen der Schule entspräche. Als geeigneter Platz für den Neubau wurde das Ackerstück unmittelbar hinter dem bisherigen Schulhause, dem Grundherrn Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Pleß und zum hiesigen Vorwerk gehörig, befunden. Um denselben zu erwerben, wurde die Vermittelung des Repräsentanten der hiesigen Grubengewerkschaft, Herrn Bergmeister Dr. Brade, von den hiesigen Deputierten erbeten, und auf diese Weise gelang es der Gemeinde, einen Teil dieses Ackerstückes von 1 Morgen 7 Quadratmeter Ruthen Größe für den Preis von 150 Rthlr. an sich zu bringen.“ [1])

Auf Grund der Regierungsverfügung fühlten sich jetzt die Weißsteiner plötzlich zur Großzügigkeit veranlaßt. Ein Bau für Jahrhunderte sollte hingestellt werden. Es reizt uns zu einem stillen Lächeln, wenn wir noch folgendes hören: Ein Bausachverständiger hatte den Kostenvoranschlag mit 7600 Talern angesetzt. Die Baukommission, aus angesehenen Weißsteiner Bewohnern bestehend, lehnte diesen Voranschlag als zu niedrig ab, „konnte aber für den Augenblick eine neue Summe noch nicht angeben“.

Damit sich das neue Schulhaus würdig präsentiere, sollte das davorstehende alte weggerissen werden.

Am 17. August 1863 erfolgte die feierliche Grundsteinlegung zum neuen Schulhaus, das heute noch als Südteil der evangelischen Oberschule besteht. Unsere Väter konnten nicht voraussehen, daß sie nur für Jahrzehnte, nicht für Jahrhunderte bauten. „Am 11. Juli 1864 fiel der Klempnermeister Wolf aus Altwasser

---

[1]) Handschriftliche Schulchronik.

beim Legen von Dachrinnen vom Neubau und brach sich ein Bein. Sonst wurde der Bau ohne Unfälle beendet."

Am 9. August erfolgte die Einweihung des neuen Schulgebäudes. Die Chronik berichtet darüber:

„In dem alten Schulhause, das schon vollständig geräumt war, versammelten sich die verschiedenen Deputationen des Ortes, der Kreislandrat, Herr von Rosenberg, der Generalbevollmächtigte von Fürstenstein Herr Stenzel, der Patronatsbevollmächtigte Herr Seidenstücker, die Lehrer der Parochie und viele Mitglieder der Gemeinde. Der Revisor, Herr Pastor Heimann, hielt nach Absingung dreier Verse aus dem Liede: „Sei Lob und Ehr" die Abschiedsrede. Hierauf wurde der Vers „Valet, du edler Gottesgarten" gesungen und nach dem neuen Schulhause gezogen. Alle Schulkinder des Ortes waren in langem Zuge festlich geschmückt aufgestellt, vor der Tür an mehreren Stellen der Straße waren Ehrenpforten gebaut und der Weg vom alten Vorwerk bis zum neuen Schulhause in eine vollständige Fichtenallee verwandelt. Das neue Schulhaus prangte im vollen Schmucke von Kränzen bis zu den höchsten Fenstern. Jedes Schulkind hatte dazu einen Kranz geliefert, ungerechnet der vielen Girlanden. Unter Absingung des Liedes: „Nun laßt uns fröhlich singen", langte der unendlich lange Zug bei der Pforte des Schulhauses an. Drei weißgekleidete Mädchen, Louise Walter, Helene Weihrauch und Anna Palm, übergaben auf weißen Atlaskissen dem Königlichen Landrat den Schlüssel, worauf dieser dem Superintendent Baeck aus Striegau denselben überreichte, welcher die Tür aufschloß: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

In der für die 1. Klasse bestimmten Schulstube stellten sich nun die Schüler der 1. Klasse auf, sämtliche Lehrer der Parochie, die Herren Geistlichen und Deputationen, sowie noch ein zahlreiches Publikum fanden in dem Zimmer Platz. Die Kinder sangen: „Mit Andacht, Ehrfurcht, Preis und Dank." Hierauf hielt der Herr Superintendent die Weiherede. Daran schloß sich der 23. Psalm, der von den anwesenden Lehrern gesungen wurde. Hierauf folgte Gebet und Segen und mit dem Liede „Nun danket alle Gott", schloß die eigentliche Feier.

Die schönen Räume des Hauses wurden nun zunächst einer allgemeinen Besichtigung unterworfen, worauf im Saale des Gastwirts Herrn Seidel ein Diner unter Beteiligung der geladenen Honoratioren, der Lehrer, der Ortsvorstände und vieler Gemeindeglieder stattfand. Die Lehrer trugen mehrere heitere und ernste Lieder vor und erst spät trennten sich die letzten Gäste. Im Laufe des Nachmittags wurden die sämtlichen Schulkinder auf Kosten der Gemeinde mit Kaffee, Semmel und Wurst bewirtet. Eine Anzahl Frauen des Ortes machten die freundlichen Wirtinnen. Hierauf folgten auf einer nahen Wiese heitere Spiele, die durch das herrlichste Wetter begünstigt wurden."

Gleichzeitig erfolgte eine Neufestsetzung des Lehrergehaltes. Die bisher entehrende Besoldung der Lehrer wurde aufgehoben und ein Fixum festgesetzt. Der bisherige 1. Lehrer Palm erhielt ein Jahresgehalt von 560 Talern, sein Adjuvant 110 Taler. Der neu angestellte 2. Lehrer August Wilken aus Gleiwitz, der am 28. September 1864 antrat, erhielt 220 Taler und sein Gehilfe ebenfalls 110 Taler. Alle vier bekamen außerdem freie Wohnung und Feuerung. In vier Klassen, von denen die unterste zwei Abteilungen (Anfänger und Fortgeschrittene) enthielt, wurde unterrichtet. Die oberen drei Klassen kamen am Vormittag drei, am Nachmittag zwei Stunden zur Schule. Die Fortgeschrittenen der 4. Klasse kamen nur früh drei Stunden zur Schule und die Anfänger nur am Nachmittag drei Stunden.

Im Jahre 1865 zählte die Schule insgesamt 407 Schüler, davon 185 evangelische Knaben, 165 evangelische Mädchen, 31 katholische Knaben und 25 katholische Mädchen.

Das Jahr 1866 brachte der drohenden Kriegsgefahr wegen erhebliche Störung in unser Dorf und auch in die Schule. Teils wurden Schulzimmer durch Einquartierung belegt, teils Lazarette darin eingerichtet.

In der Folgezeit zeigt sich die Gemeinde sehr schulfreundlich. Die beantragten Erhöhungen der Lehrergehälter werden bewilligt, neue Turngeräte im Schulhofe aufgebaut, und „Lehrer Wilkner als tüchtiger Turnlehrer erhält eine besondere Vergütung". Auch eine Menge mehr oder weniger brauchbarer Ge-

schenke, besonders Kaiserbildnisse, erhält die Schule von gebefreudigen Einwohnern. Die Schulklasse verfügt 1867 sogar über ein eigenes Vermögen von 474 Talern.

Da 1867 die Zahl der Schüler bereits auf 487 (davon 86 katholische) angewachsen ist, fordert die Regierung die Einstellung einer fünften Lehrkraft. Die überwiegend evangelische Gemeinde verlangt daraufhin, daß die katholische Kirchgemeinde ihre Kinder selbst betreuen oder aber ein höheres Schulgeld als bisher beisteuern möge. Am 1. Oktober 1867 folgte der Adjuvant Oskar Vogt einem Rufe nach Wüstegiersdorf, wo er als selbständiger Lehrer wirkte und seine Geschichtsdaten von Wüstegiersdorf und Umgebung aufschrieb, die auch in dieser Chronik mehrfach erwähnt werden.

Da damals aus Neu-Weißstein bereits 70 evangelische Kinder die Schule besuchten, erfolgte 1869 der Schulhausneubau in diesem Ortsteil. Am 1. Oktober wurde die neue Schule eingeweiht. Der Wettergott war diesem Tage nicht günstig, im vollen Regen verlief die Feier in Hartau bei Kaffeetrinken, Würstchenessen und Tanz. „Durch Sammlung waren 60 Taler eingekommen, wofür 2 neue Fahnen, 1 Flinte und 3 Scheiben angeschafft wurden".[1])

Als Lehrer nach Neu-Weißstein berief man den bisherigen Adjuvanten Reimann, dem im folgenden Jahre ein Bruder des Adjuvanten Vogt folgte.

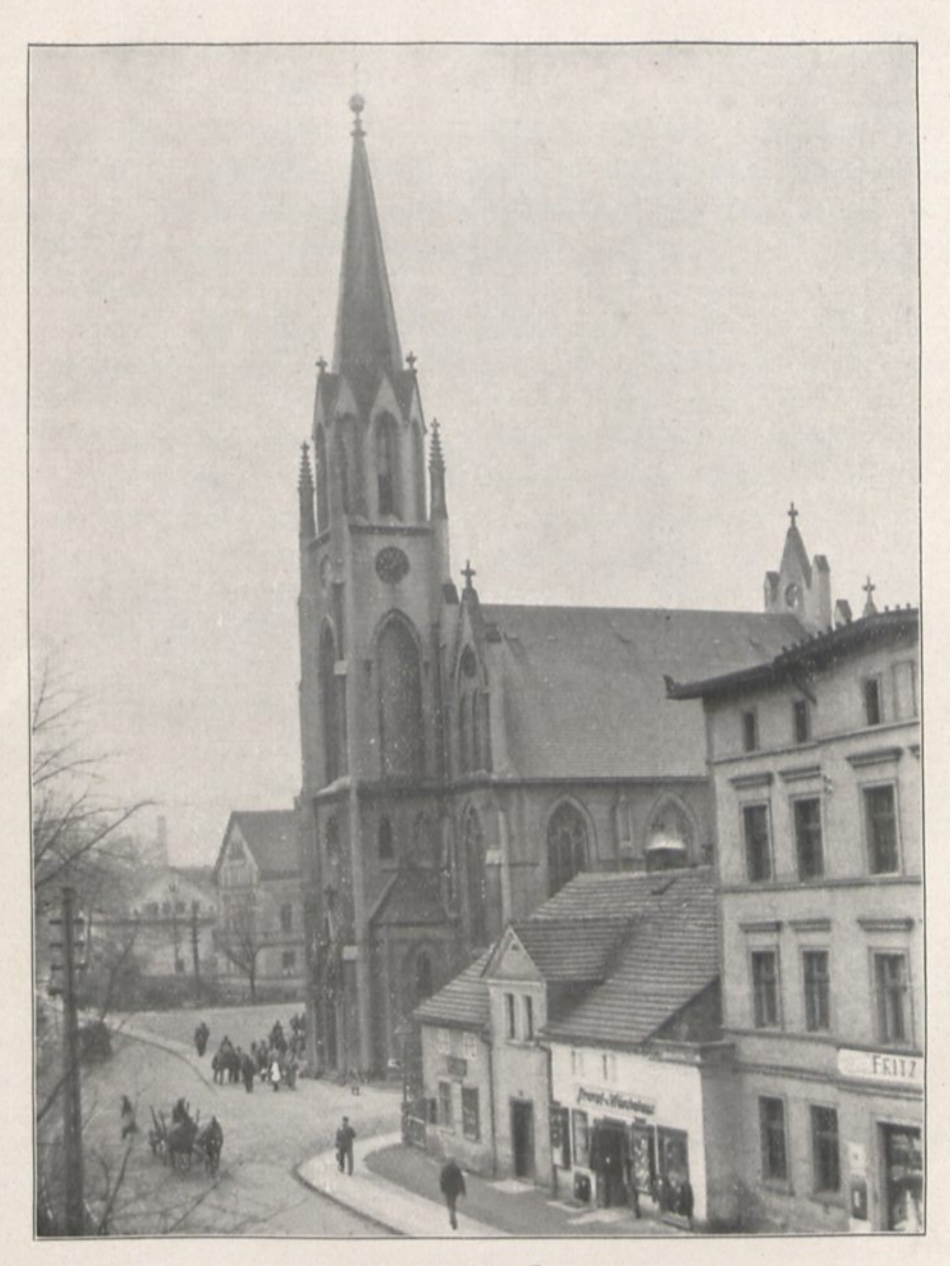
Das Jahr 1869 beendete ebenfalls den Weißsteiner Schulstreit. Im Niederdorfe erbaute man auf Kosten des Fürstbischofs von Breslau die katholische Schule, wozu die Bergbauhilfskasse 1000 Taler stiftete. 98 katholische Kinder fanden darin Aufnahme. Der erste katholische Lehrer war der Kantor Zinnecker aus Landeshut.

Eine Anklage gegen die damalige Lehrerausbildung enthält folgende kurze Notiz:

„Den 1. Mai (1870) trat Adjuvant Müller, gebildet im Seminar zu Münsterberg, hier an. Wegen Nervenfieber hatte er seine Abiturientenprüfung nicht mitmachen können und absolvierte dieselbe in der Zeit vom 4. bis 18. Juni."

---

[1]) Schulchronik.



Evangelische Kirche.

Im Jahre 1872 „kündigt der 2. Adjuvant Müller seinen Posten, weil er vom Schulfach abgehen und heiraten will.“

Aus dem Jahre 1871 wären noch die verschiedenen Siegesfeiern zu erwähnen, die unter Beteiligung der Schuljugend als „solenne Feste“ in der Chronik festgehalten sind. In demselben Jahre feierte Lehrer Palm seine Silberhochzeit und gleichzeitig sein 25 jähriges Dienstjubiläum, woran die Gemeinde lebhaften Anteil nahm.

Trotz der Abspaltung der Neu-Weißsteiner und der katholischen Schule stieg die Zahl der Schüler an der Oberschule dauernd. Auch die beiden anderen Schulen nehmen stark zu. Fünf Lehrkräfte waren an der evangelischen und je eine Lehrkraft an den beiden andern beschäftigt. Anerkannt muß die Beschaffung der Schulen mit Lehrmitteln durch das Oberbergamt werden. Sogar ein Mikroskop wird der Oberschule überwiesen (1873.) Auch Handarbeitsunterricht wird neu eingeführt (1874). Infolge der starken Zunahme mußte die Klassenzahl auf sechs in der Hauptschule erhöht werden. Um den Lehrern, die durch Neueinrichtung von Klassenzimmern Wohnräume verloren hatten, Ersatz zu schaffen, wurde das Dachgeschoß ausgebaut. Die Gemeinden Hartau und Weißstein hielten zusammen eine technische Lehrerin (1875). Sämtliche Weißsteiner Schulen zählten etwa 900 Kinder.

Das Jahr 1878 brachte für die evangelische Kirchgemeinde die Selbständigkeit. Im April wurde der Grundstein zur hiesigen evangelischen Kirche gelegt. Ueber 300 Jahre unterstand der evangelische Teil Weißsteins dem Pfarramt Waldenburg. Trotz seiner ungewöhnlich starken Entwickelung als Industrieort stellte sich die Gemeinde kirchlich erst in diesem Jahre auf eigene Füße. „Am 13. Oktober wurde unter entsprechenden Feierlichkeiten unter Beteiligung der beiden Oberklassen der Knopf aufgesteckt, und am 5. Dezember wurden die drei Glocken, die von hiesigen Gutsbesitzern geschenkt waren, aufgezogen“.

Am 6. Oktober 1879 erfolgte unter großer Beteiligung der opferwilligen Bevölkerung die Einweihung. Als erster Prediger trat Pastor Dittrich Tebesius sein Amt an. Der Bericht lautet:

„Dienstag, den 9. März 1880 fand die feierliche Einholung des neu gewählten Pastors Dittrich Tebesius statt. Einige 20 Wagen fuhren auf den Waldenburger Bahnhof, wo der Herr Pastor von dem Kirchenrat und der Gemeindevertretung begrüßt und hierher begleitet wurde. Sowie der Wagenzug Weißstein erreichte, wurde mit allen Glocken geläutet. Vor dem Amtshause, woselbst der neue Pastor Wohnung nehmen sollte, waren die beiden Oberklassen aufgestellt und ein Mädchen begrüßte ihn mit einem Gedicht. Auch gegen 20 weißgekleidete Jungfrauen, von denen Frl. Christel Demuth den Pastor und dessen Frau in einem Gedicht willkommen hieß, sowie ein zahlreiches Publikum hatten sich zum Empfange eingefunden. Namens des Kirchenrates wurde der Herr Pastor vom königl. Gerichtsrat a. D. Treutler begrüßt. Hierauf fand ein Mahl im Saale des Amtsgebäudes statt.

Sonntag, den 14. März wurde der Herr Pastor durch den Königl. Superintendenten unter Assistenz des Herrn Pastor Schulze feierlichst in sein Amt eingeführt.

Montag, den 15. März wurde er durch den Herrn Superintendenten als Lokal-Schulinspektor in Anwesenheit sämtlicher Lehrer und des Schulvorstandes eingeführt. Die Einführung fand in der 1. Klasse statt. Nach Absingung eines Verses hielt der Herr Superintendent Pentzholz eine Ansprache an die Lehrer und Kinder und übergab unter Segenswünschen die Schule dem neuen Revisor. Hauptlehrer Palm sprach einige kurze Begrüßungsworte, worauf Herr Revisor ebenfalls erwiderte".

Pastor Tebesius wurde also auch gleichzeitig als Ortsschulinspektor eingeführt. Bisher hatten Waldenburger und Gottesberger Pastoren die Revisionen abgehalten.

„Am 1. April 1880 begann der Bau des neuen Pastorhauses. Das alte sogenannte Bornemannsche Haus neben der Schule war von der Kirchgemeinde für 6000 Mark zum Abbruch angekauft und an dessen Stelle der Grund zum neuen Gebäude gelegt worden, das bis zum 1. Oktober fertig sein und vom Herrn Pastor bezogen werden soll."

Die dauernd steigende Schülerzahl (1883 Hauptschule: 750 Kinder, Neu-Weißsteiner und katholische je 150) machte einen Anbau an das bisherige Schulgebäude notwendig, der 1884 vollendet wurde.

Wie in der damaligen Zeit des industriellen und wirtschaftlichen Aufschwungs Kinderfeste gefeiert wurden, beweisen folgende Zahlen (1884): „Es waren 1488 Paar Würstel, 744 Semmeln und für 38 Mark Bier verteilt worden".

Nach einem arbeitsreichen Lehrerdasein verschied am 25. Oktober 1890 der 72 jährige Hauptlehrer Palm. Im Vorjahre hatte er unter allgemeiner Beteiligung sein 50 jähriges Amtsjubiläum gefeiert. Da unterdessen die Hauptschule auf 12 Klassen mit über 800 Kindern angewachsen war, beschloß der Schulvorstand im Einverständnis mit der Regierung, die erledigte Stelle mit einem Rektor zu besetzen. Auf Grund von Meldungen fiel die Wahl auf Herrn Menzel, Lehrer an der höheren Töchterschule in Waldenburg. Am 1. August trat der allseits in Weißstein bekannte Rektor Menzel sein Amt an.[1]) Auf seine Anregung hin wurde auf das Schulgebäude ein drittes Stockwerk und vier Dachstuben darüber aufgesetzt, so daß die Schule im Jahre 1892 ihre heutige Form erhielt. Ebenso setzte er es durch, daß Ostern 1893 im ganzen die Klassenzahl auf 14 erhöht und zwei neue Lehrkräfte eingestellt wurden.

Im Jahre 1897 wurde das siebenklassige System in der Hauptschule eingeführt.

Das folgende Jahr brachte ein Sinken der Schülerzahl, da Tausende von Bergleuten nach Westfalen auswanderten.

Im Jahre 1897 trat Lehrer Urban an der hiesigen Schule ein. Von ihm ist das Buch bekannt: „Der Fuchsstollen in Neu-Weißstein und seine Gäste".

Am Ende des Jahrhunderts war die Bevölkerungszahl soweit gewachsen, daß über 1000 Schüler die Hauptschule besuchten und 13 Lehrkräfte an ihr wirkten.

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts machte sich die kathol. Kirchgemeinde in Weißstein ebenfalls selbständig. Bereits 1896 begann man mit dem

[1]) Die Buchhandlung Opitz hat ein Gedenkblatt über den 1924 verstorbenen Rektor Menzel herausgegeben.

Bau der katholischen Kirche. Im folgenden Jahre erfolgte die Einweihung des katholischen Kirchhofes, um den Leichenbegängnissen den langen Weg nach dem Waldenburger katholischen Kirchhof zu ersparen. Der Bau der Kirche verzögerte sich durch vielerlei Mißstände und Hemmnisse, besonders durch Unachtsamkeit des ausführenden Baumeisters, der die Baupläne teils unrichtig, teils verspätet abgab. Erst am 20. Oktober 1899 konnte die Einweihung der Kirche, die in der Hauptsache aus Mitteln des Breslauer Fürstbischofs erbaut worden war, erfolgen. Der Bericht darüber lautet:

„Weißstein, den 7. Juli 1899.

Die Fahnen, welche am Donnerstage von dem Turme der kathol. Kirche wehten, verkündeten, daß für die katholische Kirchgemeinde ein hoher Festtag hereingebrochen war. So war es auch, an diesem Tage ging ein Herzenswunsch der hiesigen Katholiken in Erfüllung, denn es wurde ihr neues schönes Gotteshaus eingeweiht, eigentlich benediciert. Das Wetter war glücklicherweise günstig. Gar fleißig haben die rührigen Hände der Frauen Reisig zu Kränzen und Guirlanden gewunden, um den Weg, den der Festzug nehmen sollte, zu schmücken. Im Schulhofe stellte sich derselbe auf. Den Zug eröffneten weißgekleidete Schulmädchen, welche alle rosa Scherpen trugen, ihnen folgte der Sängerchor mit der Musikkapelle, die Abordnungen der Arbeiter- und Gesellenvereine aus Waldenburg, Altwasser und Gottesberg mit Fahnen. Hinter den Ehrenjungfrauen folgten die Ehrengäste, unter denen man die Herren Landrat Scharmer, Bergrat Matthias, Bezirkshauptmann von Arnim, die Vertreter der hiesigen Gewerkschaft, den Herrn Amtsvorsteher sowie mehrere Herren der Gemeindevertretung und viele andere Persönlichkeiten bemerkte. Den Ehrengästen folgte die Geistlichkeit. Von Geistlichen wohnten außer den Waldenburger Herren Herr Pfarrer Dr. Kunisch (Nieder-Salzbrunn), Erzpriester Lorenz (Wüstegiersdorf), Pfarrer Hoffmann (Altwasser) und Kaplan Wachsmann dem Weihakte bei. Unter feierlichem Glockengeläut setzte sich der Festzug in Bewegung. Die Benediktion der Kirche vollzog im Auftrage Sr. Eminenz Herr Stadtpfarrer Ganse. Während der Benediktion durfte außer der Geistlichkeit niemand in der Kirche anwesend sein. Die Sänger auf dem Chore sangen die Allerheiligen-Litanei und die vorgeschriebenen Psalmen. Nun erst



Katholische Kirche.

wurden die Türen des Gotteshauses geöffnet, und nachdem die Ehrengäste sowie die Jungfrauen und Kinder ihre Plätze eingenommen, füllten die zahlreichen Gläubigen das Gotteshaus bis auf den letzten Platz. Darauf celebrierte Herr Pfarrer Dr. Kunisch (Nieder-Salzbrunn) das erste feierliche Hochamt unter Assistenz zweier Geistlichen Herren. Der Kirchenchor unter Leitung des Herrn Kantor Hannig sang eine vierstimmige Messe von Gruber. Die Festpredigt hielt Herr Pfarrer Ganse. Nachdem derselbe einen Ueberblick über die Entstehung der Kirche gegeben, dankte er allen denen, welche durch Gaben den Bau der Kirche ermöglichten, besonders Sr. Eminenz und dem andern großen Wohltäter, dem Prälaten Dr. Franz, er dankte der hohen Regierung für ihre Beihilfe und allen Wohltätern aufs herzlichste. Nachdem er den Ehrengästen innigen Dank für ihre Teilnahme an der seltenen Feier ausgedrückt hatte, führte er den zahlreichen Gläubigen in ergreifenden Worten die Bedeutung der einzelnen Teile und Einrichtungen der Kirche vor.

In herrlichen Worten gab er dem Wunsche Ausdruck, daß dieses Gotteshaus eine Heilstätte für die Seelen werde und legte allen eindringlich ans Herz, auch in Frieden und gutem Einvernehmen mit den Andersgläubigen zu leben. In dem Ambrosianischen Lobgesang drangen nunmehr die Gefühle des Dankes an den Allmächtigen aus innigstem Herzen zum Himmel empor. Sakramentaler Segen bildete den Schluß der erhebenden Feier. — Nach der kirchlichen Feier fand im Gasthof „zum deutschen Hause" ein Festessen statt, an welchem sich gegen 100 Personen beteiligten. An der Spitze der Tafel sahen wir die hohe Geistlichkeit, den Bezirkshauptmann von Arnim, Vertreter der Knappschaft, der Gewerkschaft usw., auch die Herren der Gemeindevertretung nahmen fast vollzählig an der Festfeier teil. Als erster Redner ergriff Pfarrer Ganse das Wort, um in begeisterten Worten der höchsten Autoritäten, des Kaisers und Papstes, zu gedenken und ein dreifaches Hoch auf sie auszubringen. — Herr Pfarrer Dr. Kunisch toastete auf Sr. Eminenz, während Erzpriester Lorenz des großen Wohltäters, des Prälaten Dr. Franz, gedachte. Ihnen folgte das jubelnd aufgenommene Hoch des Pfarrers Hoffmann auf den Stadtpfarrer Ganse. Oberkaplan Kurz dankte den Vertretern der Behörden und Gästen für ihr Erscheinen, Kaplan Wolf den Meistern und

Arbeitern, Dr. Oliviero toastete auf Herrn Pfarrer Kunisch, und Bezirkshauptmann von Arnim brachte endlich ein Hoch auf die Geistlichkeit aus. Auf Anregung des Herrn Pfarrer Ganse wurden an Se. Eminenz, sowie den Prälaten Dr. Franz und endlich an den Erbauer der Kirche, Baurat Ebers, Telegramme abgeschickt. Das an Se. Eminenz abgesandte hatte folgenden Wortlaut: „Bei Gelegenheit der Benediktion der neuen Pfarrkirche zum heiligen Georg in Weißstein erlaubt sich in tiefster Dankbarkeit ehrfurchtsvollen Gruß mit dem Versprechen unwandelbarer Teue zu senden die dankbare Pfarrgemeinde." Die Tafelmusik wurde von der Teut'schen Konzertkapelle sehr hübsch ausgeführt. Mit dem Wunsche, daß Gottes reichster Segen stets auf dem Gotteshause und der neuen Kirchgemeinde ruhen möge, schließe ich den Bericht über die schön verlaufene Festfeier."

Dieser Bericht über Festlichkeiten aus der Vorkriegszeit möge in seiner unverkürzten Fassung dem freundlichen Leser einen eigenen Schluß über das damalige Weißstein und seine Bewohner überlassen.

Die Zahl der Schüler, die am Anfang des 20. Jahrhunderts ungefähr 1300 betragen hatte, stieg in den folgenden fünf Jahren auf 1500. Für die Neu-Weißsteiner Schule war ein Anbau von vier Klassen notwendig (1903). Die dortigen katholischen Kinder wurden von nun an zu einer Halbtagsschule zusammengefaßt, um ihnen den weiten Schulweg zu ersparen. Ein Schulhausneubau in Altweißstein war ebenso notwendig. Im Niederdorfe an der katholischen Schule erwarb die Gemeinde das Grundstück, und 1906 begann der Bau des neuen Schulhauses für sechs evangelische und sechs katholische Klassen. Der Bau wurde mit 100 000 Mark veranschlagt, ein Viertel der Kosten übernahm das Oberbergamt. Am 5. August 1907 erfolgte die feierliche Einweihung.

Dem starken Bedürfnis der hiesigen turnfreudigen Gemeindeglieder und vor allem der weiter anwachsenden Schulen folgend, legte die Gemeinde 1909 den Grundstein zur Turnhalle. Die Gemeinde trug von 23 000 Mk. Gesamtkosten 10 000 Mk., das Oberbergamt 8220 Mk., und die Innenausstattung übernahm der hiesige Turnverein. Am 21. Oktober 1909 konnte die fertige Turnhalle den Turnern übergeben werden.

Die weiteren Jahre bis zum Kriege brachten erhöhte Schülerzahlen, so daß während der vier Kriegsjahre die Schulräume nur zur Not ausreichten.[1]) Der Schulbetrieb selbst war auch nur, wie an vielen anderen Orten, während des Krieges ein Notbetrieb. Ein großer Teil der Lehrerschaft stand im Felde neben den Tausenden der hiesigen Einwohnerschaft.

Dem Niedergang auf wirtschaftlichem Gebiete, der allerorts nach dem Kriege einsetzte, stand in unserer Gemeinde der Aufstieg auf schulischem Gebiete gegenüber. Es ist ein Verdienst der hiesigen Lehrerschaft, die durch den Krieg zum Teil revolutioniert, auch für die Schule neue Fortschritte erstrebte. Mit Dankbarkeit können hier Gemeinde und Schulen auf die Wirksamkeit des Herrn Rektor Friese[2]) zurückblicken, dessen Verdienste besonders auf dem Gebiete des Hilfsschulwesens liegen. Er übernahm 1920 die neugegründete Hilfsschule, durch deren Einrichtung einem dringenden Bedürfnis in unserer Gemeinde abgeholfen wurde.

Eine andere Schulgründung ist besonders als Verdienst der damaligen Lehrer Hertwig, Lichtblau und Ertel[3]) anzusehen. Schon im Jahre 1920 waren 170 Kinder vom Religionsunterricht abgemeldet worden, im Laufe des Jahres stieg die Zahl auf 200. Der freigesinnte Teil der hiesigen Einwohnerschaft verlangte für seine Kinder Unterricht in besonderen weltlichen Sammelklassen. Als Sprecher für die Wünsche der Elternschaft traten die genannten Lehrer ein. In längeren Schulkämpfen gelang es, eine Regierungsverfügung zu erwirken (16. 3. 1921), wonach die Errichtung weltlicher Sammelklassen genehmigt wurde. Am 1. April konnte die neue weltliche Schule in den Anbau der Niederschule einziehen, der bereits im Vorjahre eingerichtet und von der Hilfsschule bezogen worden war.

Unter dem Titel: Eröffnung der ersten weltlichen Schule bringt die „Schlesische Bergwacht“ vom 9. April 1921 einen Bericht über die Einweihung:

---

[1]) Auf jede Einzelheit einzugehen, verbietet sich wegen Enge des Raumes. Reiches Material liefern die Schulchroniken am hiesigen Ort.

[2]) Seit Oktober 1925 als Kreisschulrat in Lauban.

[3]) Herr Hertwig wurde 1924 infolge seiner allerseits anerkannten Verdienste um die Gemeinde Amts- und Gemeindevorsteher. Herr Rektor Lichtblau ist Leiter der weltlichen Schule. Herr Ertel starb 1923.

„Nachdem während der letzten Wochen die nötige Vorarbeit erledigt und die offizielle Zusage der Regierung zur Errichtung der weltlichen Schulklassen erfolgt war, konnte am 5. April, mit Beginn des neuen Schuljahres, die Uebernahme bzw. Neuaufnahme der für diese Klassen angemeldeten Kinder in Weißstein vor sich gehen. Damit ist die erste weltliche Schule Ostdeutschlands Tatsache geworden, ein Ereignis, auf das alle fortschrittlich gesinnten Weißsteiner mit Stolz und Genugtuung blicken können. Die neuen Schulklassen bleiben einstweilen noch dem evangelischen Schulsystem äußerlich angegliedert. Doch werden die verwaltungstechnischen Schwierigkeiten, die sich sowohl aus der Zahl der angegliederten Klassen (es mußten deren 11 mit 10 Lehrkräften eingerichtet werden!), als auch aus dem inneren, der konfessionellen Schule in vielem verschiedenen Ausbau ergeben (zu dessen Verständnis für manchen im Alten Steckengebliebenen eine völlige Neuorientierung notwendig würde), schon in absehbarer Zeit zu einer Verselbständigung der neuen Schule hindrängen, wie sie auch in den Gemeindekörperschaften bereits als zweckmäßig anerkannt wurde.

Am 6. April fand nun in der Weißsteiner Schulturnhalle eine in ihrer Schlichtheit doch würdige und eindrucksvolle Einweihungsfeier statt, zu der auch die hierbei in Frage kommende Elternschaft überaus zahlreich erschienen war. Unter der Leitung des Lehrers Hertwig eröffnete der von frischen Mädchenstimmen vorgetragene Chor „Die Sonn' erwacht" die Feierlichkeit. Lehrer Lichtblau hielt die Weiherede. Er wies zunächst noch einmal zurück auf die Tage bitteren Kampfes gegen die Verleumdung und Entstellung, die nun hinter uns liegen. Sie haben uns in unserem festen Willen zur neuen Schule nur bestärken können und als ihre schönste Frucht wohl das gezeitigt, daß sie die Lehrerschaft der weltlichen Schule mit den Eltern der ihr anvertrauten Kinder zu einer Interessen- und Arbeitsgemeinschaft zusammenschmiedeten, gegründet auf das gegenseitige Vertrauen, ohne das ein ersprießliches Erziehungswerk kaum geleistet werden kann.

Dem Blick ins Vergangene ließ der Redner einen Ausblick in die Zukunft unserer Schule folgen. Er wies nach, warum die neue Schule gefordert werden mußte und zeichnete den Weg, auf dem sie zur Verwirklichung des herrlichen Ideals der Erziehung selbständiger, freier, selbstbewußter und doch sittlich starker Menschen-



Volksschule 2 und 3.

kinder, wie sie die künftige bessere Zeit so nötig braucht, schreiten wolle. Aber er ist steil und steinig, dieser Weg. Wer ihn beschreiten will, muß im Innern jung und frisch bleiben, muß den Mut und die Kraft haben, sich auf neue, ungewohnte Prinzipien einzustellen. Da heißt es auf der einen Seite fieberhaft zu arbeiten, auf der anderen, den Glauben an die gute Sache, das feste Vertrauen zur Lehrerschaft, aufrecht zu erhalten. Ein Kind läßt sich nicht von heut auf morgen wie durch einen Zauberspruch umwandeln. Aber der Nachwuchs muß und wird zeigen, daß die neue Schule zu halten wußte, was sie versprach. So wird manches, was wir an Neuem erstreben, erst nach und nach in zielbewußtem Vorwärtsschreiten verwirklicht werden können. Aber dann wird auch endlich die letzte Waffe, die unsere Gegnerschaft noch krampfhaft umklammert hält, zersplittern, wird das Mißtrauen eingeschüchterter Eltern zerrinnen und unserer Schule der Sieg beschieden sein, den wir ihr von Herzen wünschen. Dazu ein freudiges Glückauf!

Als Vorsitzender der Freien Elternvereinigung ergriff Vollhauer Schlosser das Wort. So, wie die neue Schule geworden ist, stehe sie nun da als Werk einer fortschrittlich gesinnten Elternschaft, auf das sie mit Recht stolz sein dürfe. Aber nicht minder gebühre der Lehrerschaft Dank, die den gerade für sie so aufreibenden Kampf in vorderster Linie bis zum Siege mit durchgekämpft habe. Er sei ihr im Namen der Eltern hiermit dargebracht. Sein Dank galt auch den Vereinen, die durch materielle Hilfe zum Kampfe beisteuerten.

Zum Schluß sprach Lehrer Hertwig. Elternschaft — Kinder — Lehrer: Das seien die drei Glieder, die bei dem großen Werk der Erziehung untrennbar miteinander verbunden bleiben mußten. Das schöne Wort der Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus sei bisher eben nur ein Wort geblieben. Wir wollen es zur Wirklichkeit erheben. Dafür sei die heutige Feier gleichsam ein Symbol. Unsere künftige Schularbeit soll ein inniges Zusammenwirken von Lehrern und Eltern werden. In den allmonatlichen Zusammenkünften der Freien Elternvereinigung wollen wir uns über Schul- und Erziehungsfragen aussprechen. Keine Schulfeier mehr ohne Beisein derer, die den Mut fanden, uns ihre Lieblinge anzuvertrauen. Im Anschluß daran wandte sich der Redner in eindrucksvollen Worten speziell an die Kinder. In ihren Händen liege nun ein gut Teil

des Schicksals unserer Schule. Zeigen, daß jedes würdig sein wolle, eine freiere Luft zu atmen, zeigen aber auch, daß auf unserem Panier das schöne Wort der Duldsamkeit geschrieben stehe: Das müßten die Vorsätze eines jeden Kindes unserer Schule sein und bleiben, Vorsätze, in deren Betätigung besonders die älteren ihren ganzen Stolz setzen sollten!

Zum würdigen Abschluß der schönen Feier sang der Mädchenchor das Lied: Freiheit, die ich meine."

Die politische Gemeinde Weißstein verlor 1923 den südöstlichen Teil von Neu-Weißstein, Fürstensteiner Straße, und damit den größten Teil der Neu-Weißsteiner Schulkinder. Das Zwergsystem, das als Schule bestehen blieb, verfiel der Auflösung, die Kinder wurden in die Hauptschulen übergeführt.

Es ist das Verdienst sowohl der Gemeindekörperschaften als auch des schulfreundlichen Amts- und Gemeindevorstehers Herrn Hertwig, daß Weißstein heute im Kreise als die Gemeinde gilt, die wie nur wenige andere vorbildlich auf dem Gebiete der Schule und der Fürsorge für Schulkinder gearbeitet hat. Herr Hertwig ist der Mann, dem in der Hauptsache heute unsere Kinder die Waldheimstätten zu verdanken haben. Hervorzuheben aus dem Gebiete der Kinderfürsorge sind noch die schulärztlichen Untersuchungen (jährlich), Bekämpfung der Tuberkulose und Kropfbekämpfung, die von kaum einer Gemeinde des Kreises so energisch durchgeführt werden. Seit neuester Zeit (1. Januar 1926) besteht für die volksschulpflichtigen Kinder ein kommunaler Kindergarten, in dem Kinder von 3—6 Jahren vormittags Aufnahme finden. (Daneben bestehen noch zwei konfessionelle Kindergärten.)

Trotz der heftigen Schulkämpfe, die in den letzten Jahren getobt haben, und noch anhalten, ist die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß es nicht zum Schaden der Schulen geschehen ist. Auch diese Kämpfe haben den Fortschritt gefördert. Es wird allmählich der Zustand der gegenseitigen Achtung und Duldung eintreten, wenn nicht gewissenlose Hetzer geheim wühlen und neuen Streit um Nichtigkeiten willen erregen.

VIII. Rückblick und Ausblick.

Drei markante Linien treten in der Entwickelung Weißsteins zutage. Betrachten wir das Weißsteiner Dorfbild vom Anfang bis zur Jetztzeit, dann sehen wir die allmähliche Verwischung des typischen fränkischen Dorfbildes. Zum größten Teile erkennbar sind noch breite und schmale Seite, vollkommen verschwunden ist das grüne Band der Dorfaue zwischen beiden. Graue Mietskasernen stehen heute zu beiden Seiten des Dorfbaches und lassen die ehemalige Dorfaue kaum noch ahnen. Unveränderlich in ihrer Form bleiben die stolzen Bauernhöfe zum geschlossenen Viereck bestehen. Die einzige Entwickelung in der fränkischen Hofanlage ist der Uebergang vom Holzbau zum massiven Bau. Mit unerschütterlicher Festigkeit halten die Enkel am fränkischen Hof fest und bevorzugen auch heute noch die Lage etwas abseits von der Dorfstraße. Ebenso unveränderlich blieben Form und Größe der fränkischen Hufe bestehen. Ein Blick von der Reimannlehne oder Wilhelmshöhe auf die Weißsteiner Dorfflur zeigt uns die nebeneinander liegenden, schmalen fränkischen Hufen, die in langen Streifen bis nach Altwasser oder bis ins Hochwaldgelände hineinreichen. Nur die Friedhofsiedlung, die Glashütte und der Juliusschacht unterbrechen die ganz klare fränkische Flureinteilung. Zusammenfassend kann gesagt werden: Dem sehenden Auge des Heimatforschers liegt das ursprüngliche fränkische Dorfbild noch klar zutage. Mit Bedauern stellt er das allmähliche Schwinden dieses anheimelnden Bildes fest, insbesondere deshalb, weil die Nachwelt pietätlos graue Mietskasernen ganz und gar stilwidrig dem fränkischen Dorfbilde einfügt. Einen neuen Weg zu dessen notwendiger Veränderung infolge der zunehmenden Bevölkerung weisen die jüngst erbauten Siedelungen. Sie werden mit der Zeit das Kernstück unseres Ortes, die fränkische Dorfanlage an der Hauptstraße, allseitig freundlich bekränzen, ohne es weiter zu zerstören. Mit dieser Lösung dürften wir zufrieden sein.

Die zweite Entwickelungslinie zeigt die Umstellung der Dorfbewohner von der rein bäuerlichen Tätigkeit auf die fast rein industrielle. Der Träger der Kolonisation, der Bauer, treibt vom 16. Jahrhundert ab nachgewiesenermaßen neben seiner Ackerbestellung noch den primitiven Kohlenabbau als Nebenerwerb.

Friedrich der Große zwingt dann den Bauern zum rationellen Kohlenabbau, die bisher bestandene Kohlengewerkschaft der Bauern auf Grundlage freier Vereinbarungen wird zu einer fest organisierten und gesetzlich anerkannten Kohlenabbaugesellschaft. Die Rentabilität der Grube bringt die hiesige Bauernschaft sogar zu dem Gedanken: unsere Felder sind nicht so ertragreich, daß wir nur als Bauern davon leben könnten. Damit beginnt die Loslösung des Bauern von seinem ureigensten Element, von Grund und Boden. Das drückt sich besonders scharf dadurch aus, daß die Kuxe 1883 mobilisiert, vom Besitztum gelöst werden. Es gereicht dem Weißsteiner Bauern zum Verderben, daß er sich von seinem sicheren Grund und Boden auf den unsicheren und schwankenden Boden der Spekulation begeben hat. Wo der Börsenmensch mit berechnenden Schritten hindurchgeht und selber manchmal zu Falle kommt, da mußte der Bauer straucheln, und als 1920 alles in Deutschland zu spekulieren begann, da begingen die Weißsteiner den größten Spekulationsfehler: sie willigten in Aufhebung der Kuxe und Auszahlung durch Aktien, Geld usw. Dadurch wurden sie sich selbst untreu, reale Werte gaben sie hin gegen wertloses Papiergeld. Seit dieser Zeit ist der Bauer in Weißstein ziemlich bedeutungslos. Die Börse hat wohl die Realwerte genommen, aber schon nach kurzer Zeit die Weißsteiner Bauern ausgeladen. Heute sind sie wieder wie zur Zeit der Gründung Weißsteins auf den Ertrag ihrer Scholle angewiesen und finden sich nur mühsam in ihr Bauerndasein zurück. Industrie regiert auch Weißstein, und der Industrieproletarier hat innerhalb der Gemeinde der Bauernschaft die Herrschaft abgenommen.

Die dritte Entwickelungslinie setzt im 18. Jahrhundert ein und zeigt das allmähliche Aufkommen des Proletariats. Der vollkommen entrechtete Stand setzt sich in eineinhalb Jahrhunderten durch, so daß er in der Gemeinde die Führung übernimmt. Gleichzeitig empfängt er von der Bauernschaft ein Erbe. Hat diese der Moloch Industrie vernichtet mit Hilfe seines Bruders, des Molochs Börse, so kämpft die proletarische Masse gegenwärtig noch einen Verzweiflungskampf gegen beide.

Und was zeigt ein kleiner Ausblick in die Zukunft über die Fortführung der drei Entwickelungslinien?

Das noch erkennbare fränkische Dorfbild Weißsteins wird in nicht allzu langer Frist in dem Plan Groß-Waldenburg untergehen. Der Stadtbauplan kann eine Jahrhunderte alte traditionelle Dorfanlage einer modernen, verkehrstechnisch auf der Höhe stehenden Anlage wegen wenig berücksichtigen.

Die Bauernschaft wird weiter mißmutig, halb entwurzelt auf ihrer Scholle sitzen, mit Grauen ringsum die Zunahme der Industrie beobachten, die ihre Felder einengt und in vielleicht nicht allzu ferner Zeit ihr Besitztum an Bodenspekulanten verkaufen, die neue Stadtviertel darauf erbauen werden.

Das besitzlose Proletariat aber steht im Kampf gegen Wucher, Arbeitgeberwillkür, Justizirrtümer, es weiß nicht, was die Zukunft bringen wird, es ist gewohnt, Entbehrungen zu ertragen, und es hat die unerschütterliche Hoffnung auf den Sieg der kommenden Gesellschaftsordnung.

Anhang.

I. Verzeichnis der Dorfschulzen und Gemeindevorsteher zu Weißstein, soweit sie festzustellen sind:

Jacob Scharff	1581 — 83
Hans Püschel	1583 — 94
Matthes Klose	1594 — 1619
Michel Scholze	1619 — ?
Gottfried Hildebrandt	1736 — 1746
David Scharf	1747 — 1754
Christof Kühn	1754 — 1758
George Friedr. Täßler	1758 — 1776
Joh. Gottfr. Paul	1776 — 1780
Joh. Gottl. Seyler	1780 — 1800
Gottlieb Scharf	1801 — 1812
Gottfried Tschersich	1812 — 1832
Gottlob Schaal	1832 — 1839
Gottlieb Tschersich	1839 — 1847
Gottlieb Haacke	1847 — 1851
Gottfried Tschersich	1851 — 1854
Gottlieb Scholz	1854 — 1858
Alexander Tietze	1859 — 1861
Karl Stein	1861 — 1874
Gottlob Tschersich	1874 — 1881
Wilhelm Elsner	1881 — 1885
Gottlob Tschersich	1885 — 1888
Wilhelm Krause	1888 — 1891
Wilhelm Moch	1891 — 1903
Franz Kiesow	1904 — 1919
Wilhelm Moch	1920 — 1924
Willi Hertwig von	1924 an.

II. Kohlurbar vom 7. Januar 1604.

Demnach der Edle Ehrenveste und Wohlbenambte Herr Dieprandt von Zettritz auf Neuhauß und Waldenburgk als die Erbherrschaft, die Gemeine pauerschaft allhier zu Weißstein ihren bisher genossenen Kol urbar auf derselben Untertäniges Bitten bis zur künftigen ewigen Zeitten erblichen hingelassen und sie hierüber Confirmieret und befestiget so Auf börgement (Pergament) geschrieben und mit Wohlgedachter Herrschaft Großen Anhangenden (angeborenen) Siegel bekräftiget ist. Solche Confirmation und Befestigung aus dem Original von Wort zu Wort auf der Herrschaft selbst Verordnen. In des Gerichts- und Schöppenbuch ainverleibet und eingeschrieben worden wie hier nach folget:

Ich Dipprandt Von Zettritz Auf Neuen Hauß und Waldenburgk thun hiermit kundt demnach meine Untherthanen die Gemeine pauerschaft zu Weißstein mich als ihre Von Gott Vorgesetzte Obrigkeit Demütig und unthertäniglich ersucht und Gebetten, ihnen ihren habenden und bisher genossenen Kol Urbar Weiter zu vergennen Und mit genugsamen briefflichen Schein und Urkunden ihnen Und ihren nach Kommenden Besitzern zu Gutt und aufnehmen zu einem Werenden erbrecht Darüber zu befestigen.

Ob ich nun wol befugt gewesen, solchen Kol Urbar Welcher beides Von meiner lieben Herrn Vatern und Vorfahren seligen aus Gutwilligkeit doch mit Vorbehalt ihrer und der Nachkommen habenden Rechtens zu gelassen zu meinem Nuz Und gebrauchen ein zu zu Ziehen hab ich doch ihre Demütige Bitte angesehen und ihr auffnehmen und besserung betrachtet, bestätige derowegen wol wissentlich und Wolbedächtig ihnen, ihren Erben und nach Kommen den Kol Urbar dieser Deutlichs Gestalt und meinung, daß sie bei demselben zu allen künftigen ewigen Zeiten sollen gerulich und ungeirret Verbleiben und Gelassen werden, Vor mir, meinen Erben und nachkommenden Herrschaft unverhindert, hingegen haben die unthertanen zu allen künftigen Zeiten auß unthertänigkeit bewilligt und zugesagt:

Von einer jeden Kol Zeche, weil sie der Herrschaft hiervor Acht Weißgroschen gegeben, nach acht und zwanzig Weißegroschen derzu zu geben, Alst auf jede Zeche einen Thaler sollen denselben Auf die zween gebührenden Erb Zinstage jeden Zinstag Achtzehn Weißegroschen zu erlegen schuldig sein, und nach dem Wohl

gedachte Herrschaft zu ihrem Recht wöchentlich ein gruben gerüste[1]) ohne Alle entgeltnis ihr zu gewinnen Zuvor behalten hat, Sie solch ihr Recht den unthertanen auf derselben unterthäniges bitten ihres gefallens Damit zu gebühren hingelassen, dergestalt und Also, daß sie jährlichen zu allen Künftigen Zeiten Sieben Zehn Thaler, Jeden Sechs und dreißig Groschen gerechnet, dafür erlegen sollen. Als auf die zween Zinstage von jeder Zeche Neun Weiße Groschen, Dermit sich also eines jeden Kol Zins auf Sieben und Zwanzig weiße Groschen, auf beide Zinstage aber auf anderthalb Thaler erstrecken thut. Sie sollen auch von jeder Kol Grube Jährlich Zwo marg, zu Zwei und dreißig weiße Großen gerechnet, gruben Zins geben. Als jeden Zinstag von einer gruben Eine marg, so die pauerschaft zu erlegen Urbar sich genommen. Neben diesen haben die, so ein halbstück umbsonst gesponnen, den Andern gleich ein ganz stück zu spinnen gewilligt. Sie sollen und wollen Auch sich der Herrschaft Verordneten Kol ordnung und Artikeln gemäß ihnen selbst zum besten gebührlichen Verhalten.

Was das Kohlengestübe auf den Gruben anlanget, behält ihr die Herrschaft dasselbe zu ihrem nuzen und Gebrauch anzuwenden ihr bevor. Deßgleichen behält ihr die Herrschaft auch bevor, Wenn künftiger Zeit auf dem mühlgutt Kohlen zu gewinnen, daß sie dieselben Kohlengruben ihrer Gelegenheit nach in Zinß zu nehmen gutten Fug macht und recht haben soll, und will solches alleß stets fest und unverbrüchlich zu allen künftigen Zeiten Von mir, meinen Erben und nach Kommenden Herrschaften zu halten, habe ich mein Angebohrn großes Siegel wissentlich unten An diesen Brief hangen lassen. Dabey alß erbetene Freunde gewesen die Edlen Gestrengen Ehrenveste Herr Hannes von Gellhorn Auf Kunzendorf und Kammerau, Hoferichter zur Schweidnitz, Adam von Saydlitz auf Grunau und Buchwaldt, Landes Eltester, und u. Kaiser Lands- und Zwölferrechtens beisitzer Heinrich von Hochberg und Fürstenstein auf Oelse, und Konrad von Czettritz, Gewatter auf Liebichau und Reissendorf, und Hans von Reidlitz und Burkersdorf wie denn auch solche Bestetigung Von Wort zu Wort ins Schöppen- oder Gerichtsbuch einverleibet und eingeschrieben werden. Welches geschehen und gegeben zu Waldenburg am Mittwoch nach der heiligen Drei Königstage, Wer 7. Januar nach Christi unsers Erlösers und Seligmachers Geburt im Sechszehnhundert und Vierdten Jahre.

---

[1]) Ein Wagen voll Kohle.

III. Wegnahme der evangelischen Kirche zu Freiburg durch die Churschwandtsche Kommission am 20. Dezember 1653.

Den 20. Dezember. Demnach der ksrl. Rath und kngl. Amtsverwalter Herr Hans Heinrich von Hochberg auf Fürstenstein, sowohl das kngl. Amt als uns mündlich und schriftlich versichert, daß uns von seinen Untertanen bei Ablegung unsrer Kommission nichts Verhinderliches sollte in den Weg gelegt werden, als sein wir um 11 Uhr Mittags in seine Stadt Freiburg kommen. Wie wir die Kirche vorbei auf den Ring fahren wollen, so ist der Kirchhof voller wohlbekleideter und andrer Weiber, Buben und Kinder gestanden, die haben uns aus vollem Halse mit dem lästerlichen gewöhnlichen lutherischen Liede: erhalt uns, Herr bei deinem Wort usw. empfangen und angeschrien. Auf dem Ringe war ein großer Haufen versammelte Bürger. Bei beschehender Proposition hielten wir an bei dem Hochbergschen Amtmanne, welcher uns seines Herren ihm ertheilte schriftlich Vollmacht cum clausula rati et grati darzeigen und einstellen thäte, bittend unser Kommissionsrelation inserieren. Wir forderten von ihm, durch den Rat dahin zu disponieren, daß die Weiber und Kinder von dem Kirchhofe, als auch die Bürger zu ihren Häusern geschafft werden möchten. Wie nun dies Geschrei und Lärmen in etwas gestillt, haben wir die zween noch befindlichen Prädikanten erfordern lassen, in Meinung, sie abzuschaffen, so sein dieselben über die Gassen und den Ring mit einem Komitate unzüchtiger unsinniger, rumultierender, schreiender, heulender, scheltender, fluchender Weiber, Buben, Kinder, Männer, Gesindel und Pöbel in unser Logiment eingegangen. Bemeldter Hochbergscher Amtmann, wie auch der Bürgermeister haben sich, dieses Wüthen und Toben zu stillen, nur vergeblich bemüht, und wenn unser Gesinde an der Tür unsers Zimmers sich nicht so fest gehalten, hätte sich dieser Schwarm, wie denn dahin ernstlich gearbeitet, zu uns hereingedrungen, wie wir nun gesehen, diese nachdenkliche Unruhe sich gar nicht sänftigen lassen wollen, und wir uns doch auch nicht über die Gassen zur Kirchen bei so gestalten Sachen ohne fernere große Gefahr, Schimpf, Schmach und Spott würden begeben dürfen, sein wir k. u. k. und bischöfl. Kommissarien genötigt, es dem Herrn Landeshauptmann, Freiherrn von Nostiz, zu berichten, um wirklichen

Schutz zu ersuchen und zu bitten, dem Herrn von Hochberg, daß er selbst anhero komme, von königl. Amtswegen anzubefehlen. Mittlerweile ist dem Hochberg'schen Amtmanne anbefohlen, die eröffnete Stadtkirche zu beschließen und die Schlüssel derselbigen, welche er uns noch z. Zt. nicht überantworten wollen, bis auf fernern Bescheid bei sich zu behalten, ingleichen, daß die Prädikanten, wie sich nunmehr nach Verlauf dreier Stunden die aufrütherischen losen Leute nach und nach verloren gehabt, sich wieder aus unserm Logement, denn wir sie als Aufwiegler dieses Aufruhrs nicht würdig hielten, unter unsre Augen zu treten, zu Erfolg des Herrn Landeshauptmanns Resolution erheben und begeben sollten.

Mit annahendem Abende hatte der uns geordnete Sporkische Adjudant, Hans Härtel, welcher uns auch sonst währender Kommission wohl angestanden und eifrig an die Hand gegangen, zur Verhütung einer Ungelegenheit von etlichen in der Eile aus ihren Quartieren berufenen Reitern eine Wache vor der Tür bestellt, auf dieselbe vor dem Wachtfeuer stehend hatte man von den nächsten Häusern herab mit Steinen und Beinen geworfen. Nachts um 9 Uhr haben wir das Mandatum des Herrn Landeshauptmanns aus der Stadt Schweidnitz erhalten, in welchem er erwähnt:

weilen er noch zur Zeit erhebliche Ursachen nicht ersehen könnte, mit nachdrücklicher militärischer Hand fürzutreten, in sonderbarer Achthaltung, daß mit einer geringen Assistenz des Orts nicht viel ausgerichtet, eine größere Gewalt aber nicht bald bei Handen, als hätte er den Herrn von Hochberg vor sich erfordert und gemessen mitgegeben, sich in aller möglichster Behendigkeit auf sein Schloß Fürstenstein zu begeben, daselbst hin uns in seinen gebührenden Schutz zu nehmen und morgenden Tages äußerst daran zu sein, damit nach Renovierung der Freiburgschen Prädikanten mit Apprehendirung selbiger Kirchen die allergnädigste Resolution erfüllt würde usw.

Alldieweilen wir nun mit dieser Antwort nicht zufrieden sein mögen haben wir nun alle 3 noch sobald in der Nacht an den Herrn Landeshauptmann schriftlich repliciert und gebeten:

uns in dieser unsrer Kommission nicht stecken zu lassen, die hiesige Tumultierung und die nicht uns, sondern der ksrl. M. angethane Schmach nicht so schlecht

zu halten, in Betrachtung, wenn dem Anfange nicht gesteuert, das Unwesen hernach forderlich in den Gebirgen, zu dämpfen desto schwerer fallen würde, wir uns auch den gestrigen verübten Mutwillen nach zur Kirche ohne beihändige Sicherheit über die Gassen zu gehen und dieselbe zu apprehendiren nicht getrauten, Dannenhero gänzlich entschlossen, von diesem Orte, bis uns Hülfe zukäme und J. ksrl. M. allergnädigste Intention erfüllt wäre, auch mit Verlust des Lebens nicht zu weichen, oder in der uns allerhöchst anbefohlenen Kommission nicht fortgefahren werden könnte.

Den 21. Dezember. Sonntags früh um 6 Uhr erhielten wir des Herrn Landeshauptmanns anderweitige Resolution nebst beigefügtem Amtsbefehle an Herrn von Hochberg, daß er sich zu uns herunter in das Städtlein Freiburg in Person verfügen und allem entstehenden Unheile abhelfen sollte. Augenblicklich hierauf seien auf Anordnen des Herrn Landeshauptmanns aus der Schweidnitzschen Garnison vor den daselbst logierenden Hauptmanne Persianer 2 Korporale und 40 kommandierte Musketiere erschienen und herein marchirt, zu diesen ein sporkscher Wachtmeister mit 10 Reitern sich auch gefunden. Nach diesen ist der Hochberg'sche Amtmann vor uns erfordert, welcher die Kirchenschlüssel williger als gestern abgegeben und im Namen seiner Herrschaft uns eingehändigt hat. Nicht lange darnach hat sich der Herr von Hochberg bei uns eingestellt. Dem ist von uns der gestrige seiner gegebenen münd- und schriftlichen Assekuration zuwider vorgegangene Tumult und Aufstand zu Gemüte geführt, mit Ersuchen, solchem Frevel, weiler einen crimini laesae majestatis beinahe ähnlich sehe, genugsam abzustrafen, womit wir uns hierüber bei J. ksrl. M. nicht beklagen dürften. Am Entschuldigen und Beklagen, daß dergleichen von dem gemeinen Pöfel, wie ers nennte, wider seine so gute Verordnung vorgenommen, hats nicht ermangelt, mit Versprechen er nicht unterlassen wollte, darüber zu inquirieren und die gehörige Bestrafung ergehen zu lassen.

Um 10 Vormittags sein wir von Reitern und Musketieren begleitet zur Stadtkirche gegangen und dieselbe apprehendiert, worin nach beschehener zugleich auf 2 Altären Messe gehalten worden. Unterdessen ist den beiden Prädikanten anbefohlen, sich Angesichts dieses aus der Stadt und den königl. Erbfürstentümern

zu begeben, welche wir auch hernach, wie wir den schönen wohlerbauten Pfarrhof nebst den beiden Kaplanhäusern in Augenschein genommen, nicht mehr angetroffen. Es hat uns auch der Herr von Hochberg und der hiesige Rath versichert, daß weder diese, noch andre Prädikanten, hinführo nicht mehr allhie aufgenommen und geduldet werden sollten.

Die Kirche ist schön und wohl gebaut und haben sich etliche alte Kaseln, Missalien, ein silberner Kelch, ein silbernes Schächtlein zu Hostien, eine Orgel, 4 Leuchter und alle der Kirchen Zinsbriefe befunden. Der Jauer'sche Franziskanerpater Guardian, Melchior Bock, als präsentierter Priester von Herrn von Hochberg selbsten, ward allhie, dieselbe auf eine Zeit lang zu versehen, introduciert. Der Organist und der Kantor hiesiger Kirchen begehrten nicht zu bleiben, sondern ihres Dienstes los zu sein, alldieweilen sie sagten, es wider ihr Gewissen wäre. Ihnen ward solche Resignation schriftlich zu tun, angedeutet. Der Rektor der Schule befragte sich, wie denn er sich zu verhalten hätte? Diesem war geantwortet: er seines Thuns bis auf weitern Bescheid abwarten möchte, aber das lästerliche Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort", usw. bei unausbleiblicher Strafe abstellen sollte. Nach vollendetem Gottesdienste ist der Rat vor uns erschienen und hat gebeten, sie des gestrigen Tumults nicht entgelten zu lassen und Alles zu verzeihen und zum besten zu kehren. Die bekamen zur Antwort: wie sie sich gegen den eingeführten kathol. Priester wegen des Unterhalts und Andern verhalten würden, würde auch die Verzeihung sein.

IV. Verzeichnis der Kuxeninhaber.

1. Mitgliederverzeichnis der Weißsteiner Kohlengewerkschaft von 1792.

Die Gewerkschaft bestand:

1. herrschaftl. Vorwerk.
2. Scholz, G. Fr. Täßler, Kretscham.
3. Gottl. Tschersich (1).
4. Forstm. Gottl. Koschitzky, Mühlgut.
5. Joh. Gottl. Schmidt.
6. Joh. Fr. Schulze.
7. Gottlieb Gertitschke.
8. George Fr. Böhm.
9. Hans Christof Hildebandt.
10. Gottfr. Klenner.
11. Georg Fr. Krause.
12. David Weist.
13. Christoph Walter.
14. Johann Fr. Walter.
15. Johann Christoph Böhm.
16. David Gröger.
17. Johann Georg Gröger.
18. Johann Gottl. Scholz.
19. Johann Friedr. Fiebig.
20. Johann Gottfr. Demuth.
21. Johann Georg Fr. Böhm.
22. Gottfr. Schäl.
23. Gottl. Schulze.
24. Georg Friedr. Böhm.
25. Georg Friedr. Jäckel.
26. Joh. Georg Tschersich.
27. Gottl. Scharf.

28. Joh. Gottl. Tschersich.
29. Joh. Gottfr. Tschersich.
30. Gottlieb Tschersich.
31. Johann Christof Tschersich.
32. Johann Friedr. Gertitschke.
33. 1 gemeinschaftl. Kuxe (für die Ortsarmen).

2. Mitgliederverzeichnis von 1861, gültig bis 1883.

3 10/17 Kuxe.

1. verw. Frau Landrat Gräfin Reichenbach, geb. v. Thedden . . . . (Bauerngut 17, alte Nr. 13).
2. Frl. Juliane Aug. Töppfer . . . . . (Nr. 16,12).
3. Joh. Karl Heinr. Tschersich . . . . . (Nr. 31,27).
4. Joh. Gottl. Walter . . . . (Nr. 15,11).
5. Joh. Gottl. Scholz . . . . (Nr. 19,15).
6. Joh. Gottl. Hacke . . . . (Nr. 27,23).
7. Joh. Gottl. Fröhlich . . . . (Nr. 20,16).
8. Joh. Gottfried Elsner . . . . . . (Nr. 9,5).
9. Marie Elisabeth Bühn, geb. Taube . . (Nr. 7).
10. Joh. Karl Ehrenfr. Walter . . . . . (Nr. 23,19).
11. Joh. Gottfr. Weist . . . . (Nr. 13,9).
12. Georg Friedr. Reimann . . . . . . (Nr. 10,6).
13. Joh. Ehrenfr. Böhm . . . . (Nr. 25,21).
14. Joh. Gottfr. Demuth . . . . (Nr. 21,17).
15. Joh. Gottl. Scholz . . . . (Nr. 11,3).
16. Karl Gottl. Tschersich . . . . . . (Nr. 6,2).
17. Rosine Hel. Scholz, verw. gew. Elsner . (Nr. 26,22).
18. Ernst Gottl. Tschersich . . . . . . (Nr. 20,24).
19. Joh. Karl Weihrauch . . . . (Nr. 32,28).
20. Wilh. Alex Louis Tietze . . . . . . (Nr. 14,10).

21. Karl Heinrich Tschersich . . . . . . (Nr. 5,1).
22. Minorenne Karl Wilh. Elsner u. Vater
Joh. Gottl. . . . . (Nr. 18,14).
23. Joh. Ehrenfr. Tschersich . . . . . . (Nr. 29,25).
24. D. Königl. Geh. Kommerzienrat Georg
Treuttler . . . . (Nr. 22,18).

10 13/17 Kuxe.

25. Fürst von Pleß, G. Heinr. XI. Gr. v. H.
als Besitzer der Fideikommißherrschaft W.

3 10/17 Kuxe.

26. der Kgl. Oberleutn. a. D. Joh. Heinr.
Jänsch, Gerichtskretscham . . . . . . (Nr. 1).
27. Johanne Helene Beer . . . . (Nr. 8,4).
28. Johanne Helene Tschersich . . . . . . (Nr. 50,26).
29. Fürst von Pleß . . . . (Nr. 12,8).
30. Marie Rosine Scharf . . . . (Nr. 28,24).
und deren 10 Kinder.
31. Rosine Tschersich . . . . (Nr. 33).
bestätigt vom Kgl. Bergamt Waldenburg.

1883 erfolgte die Mobilisation der 122 Kuxe und ihre Vermehrung auf 2040 Kuxe. Von nun an treten auch Auswärtige, die keinen Grund und Boden in Weißstein besitzen, als Kuxenbesitzer auf. Ihre Zahl vermehrt sich stark, als Stamm bleibt die Weißsteiner Bauernschaft zurück.

V. Unsere Toten aus dem Weltkriege.

Der Krieg entriß uns insgesamt 335 Tote, davon allein 221 Bergleute. Die übrigen Toten verteilen sich auf die verschiedensten Berufe (Handwerker, Kaufleute, Landwirte, Lehrer, Büroarbeiter, Studenten, Gymnasiasten). Verheiratet waren von den Gefallenen 154, die 375 versorgungsbedürftige Familienmitglieder hinterließen.

Von den Gefallenen standen im Alter

von 17 — 20 Jahren	39
von 20 — 30 Jahren	207
von 30 — 40 Jahren	83
von über 40 Jahren	6

Die Zahl der Toten auf die Kriegsjahre verteilt, ergibt folgendes auffällige Bild:

Es fielen 1914/15	175
„ „ 1916	64
„ „ 1917	49
„ „ 1918/19	47

Der westliche Kriegsschauplatz forderte auch von Weißstein die meisten Opfer,

dort fielen	212
auf dem östlichen Kriegsschauplatz	62
auf dem Balkan	9
in Italien	1
zur See	2
auf Gibraltar in englischer Gefangenschaft	1

Die übrigen starben teils in Heimatlazaretten, teils in späterer Zeit an den Kriegsfolgen. Unmöglich ist es, die Zahl derjenigen festzustellen, die fern von der Heimat als Kriegsgefangene in einem unbekannten Grabe verscharrt wurden, die man als zerfetzte, unkenntliche Leichen irgendwo auf dem schmalen Todesrain zwischen Freund und Feind auffand, die in unbekannten Lazaretten ein leidensvolles

Dasein beschlossen, abgeschlossen von der Außenwelt, die sich über ihre Verstümmelungen nicht entsetzen sollte. Allen gilt die Trauer des deutschen Volkes.

Und Du, Kriegsteilnehmer aus Weißstein, der Du dieses Blatt zur Hand nimmst, lies Dir diese kalte Tabelle mit wissenden Augen und fühlendem Herzen durch. Sagt sie Dir zum ersten Male noch nichts, dann lies sie solange, bis jede dieser nüchternen Zahlen zu einem Totengerippe wird, das sich vor Deinen verdunkelnden Augen mit Fleisch bekleidet und Dir das Angesicht eines Deiner gefallenen Weißsteiner Brüder zeigt. Du mußt hinter diesen scheinheiligen, nichtssagenden Zahlen die Flammen des Krieges wieder emporlodern sehen, denn Du hast mitten drin gestanden. Schlagende Herzen und brechende Augen müssen Dir hinter jeder dieser Zahlen erscheinen, denn Du hast das Blut fließen sehen, ehe es zu eingetrockneter Tinte in Form einer Zahl auf diesem Stück Papier wurde.

Und Du, Mutter aus Weißstein, Du starrst vielleicht nur auf eine einzige winzige Zahl, eine unscheinbare 1. Niemand weiß, wieviel Hoffnung und Leid, wieviel schlaflose Nächte und angstvolle Tagesvisionen diese unbeachtete 1 in sich schließt. Schreie Deinen Schmerz hinaus, damit alle andern Mütter Dich hören, die gleich Dir den Mann oder Sohn verloren haben, damit auch alle werdenden Mütter Dich hören. Schreie allen zu, daß diese Zahlen den belügen, der sie nicht zu lesen versteht. Lies sie den Unverständigen mit Deinem blutenden Herzen selbst vor, und sie werden entsetzt sehen, daß jede kalte 1 ein Wesen von Fleisch und Blut war, das andere liebten.

Nie wieder Krieg!

VI. Umrechnungsverhältniszahlen

lt. Anlage zum Aufwertungsgesetz vom 16. Juli 1925.

Zeit		Wert von Pap. Mk	Wert in Gold-Mk.
1918			
Januar—Juni		10	8,00
Juli		10	7,14
August		10	6,90
September—Oktober		10	6,45
November		10	5,71
Dezember		10	5,00
1919			
Januar		10	5,13
Februar		10	4,65
März		10	4,00
April		10	3,41
Mai		10	3,32
Juni		10	3,11
Juli		10	2,86
August		10	2,29
September		10	1,88
Oktober		10	1,66
November		10	1,26
Dezember		10	1,04
1920			
Januar	1–10	100	9,67
	11–20	100	7,75
	21–31	100	5,76
Februar	1–10	100	4,90
	11–20	100	5,06
	21–29	100	4,86
März	1–10	100	4,87
	11–20	100	6,12
	21–31	100	5,79
April	1–10	100	7,00
	11–20	100	6,99
	21–30	100	7,10
Mai	1–10	100	7,86
	11–20	100	8,79
	21–31	100	11,01

Zeit		Wert von Pap.-Mk.	Wert in Gold-Mk.
1920			
Juni	1–10	100	10,32
	11–20	100	10,64
	21–30	100	11,19
Juli	1–10	100	11,10
	11–20	100	10,91
	21–31	100	10,06
August	1–10	100	9,23
	11–20	100	8,83
	21–31	100	8,40
September	1–10	100	8,24
	11–20	100	6,80
	21–30	100	6,80
Oktober	1–10	100	6,87
	11–20	100	6,39
	21–31	100	6,22
November	1–10	100	5,57
	11–20	100	5,83
	21–30	100	6,65
Dezember	1–10	100	6,38
	11–20	100	6,27
	21–31	100	6,20
1921			
Januar	1–10	100	6,05
	11–20	100	6,62
	21–31	100	7,41
Februar	1–10	100	6,90
	11–20	100	7,26
	21–28	100	7,01
März	1–10	100	7,01
	11–20	100	7,09
	21–31	100	7,12
April	1–10	100	7,24
	11–20	100	7,15
	21–30	100	6,77
Mai	1–10	100	6,77
	11–20	100	7,42
	21–31	100	7,32

Zeit		Wert von Pap.-Mk.	Wert in Gold-Mk.
1921			
Juni	1–10	100	6,88
	11–20	100	6,61
	21–30	100	6,39
Juli	1–10	100	6,34
	11–20	100	6,25
	21–31	100	5,88
August	1–10	100	5,32
	11–20	100	4,96
	21–31	100	5,01
September	1–10	100	4,82
	11–20	100	4,31
	21–30	100	4,07
Oktober	1–10	100	3,88
	11–20	100	3,23
	21–31	100	2,98
November	1–10	100	2,24
	11–20	100	2,06
	21–30	100	1,92
Dezember	1–10	100	2,37
	11–20	100	2,56
	21–31	100	2,55
1922			
Januar	1–10	100	2,52
	11–20	100	2,50
	21–31	100	2,28
Februar	1–10	100	2,30
	11–20	100	2,24
	21–28	100	2,08
März	1–10	100	1,86
	11–20	100	1,70
	21–30	100	1,43
April	1–10	100	1,43
	11–20	100	1,50
	21–30	100	1,59
Mai	1–10	100	1,50
	11–20	100	1,49
	21–31	100	1,51
Juni	1–10	100	1,52
	11–20	100	1,37
	21–30	100	1,26

Zeit		Wert von Pap.-Mk.	Wert in Gold-Mk.
1922			
Juli	1–10	1 000	9,50
	11–20	1 000	9,70
	21–31	1 000	8,46
August	1–10	1 000	6,06
	11–20	1 000	4,88
	21–31	1 000	3,16
September	1–10	1 000	3,33
	11–20	1 000	3,09
	21–30	1 000	3,05
Oktober	1–10	1 000	2,13
	11–20	1 000	1,65
	21–31	1 000	1,11
November	1–10	10 000	7,60
	11–20	10 000	6,79
	21–30	10 000	6,62
Dezember	1–10	10 000	5,84
	11–20	10 000	6,18
	21–31	10 000	6,30
1923			
Januar	1–10	10 000	4,94
	11–20	10 000	3,22
	21–31	10 000	1,87
Februar	1–10	10 000	1,35
	11–20	10 000	1,87
	21–28	10 000	1,86
März	1–10	10 000	1,95
	11–20	10 000	2,06
	21–31	10 000	2,04
April	1–10	10 000	2,02
	11–20	10 000	1,92
	21–30	10 000	1,57
Mai	1–10	10 000	1,29
	11–20	10 000	1,09
	21–31	100 000	8,40
Juni	1	100 000	6,47
	2	100 000	6,82
	4	100 000	6,83
	5	100 000	6,71
	6	100 000	6,30
	7	100 000	6,17

Zeit		Wert von Pap.-Mk.	Wert in Gold-Mk.
1923			
Juni	8	100 000	6,18
	9	100 000	6,09
	11	100 000	5,79
	12	100 000	5,29
	13	100 000	4,94
	14	100 000	4,73
	15	100 000	4,26
	16	100 000	3,86
	18	100 000	3,66
	19	100 000	3,80
	20	100 000	3,79
	21	100 000	3,82
	22	100 000	3,89
	23	100 000	3,94
	25	100 000	3,58
	26	100 000	3,26
	27	100 000	3,03
	28	100 000	3,00
	29	100 000	2,92
	30	100 000	2,87
Juli	2	100 000	2,73
	3	100 000	2,68
	4	100 000	2,54
	5	100 000	2,43
	6	100 000	2,37
	7	100 000	2,32
	9	100 000	2,28
	10	100 000	2,25
	11	100 000	2,25
	12	100 000	2,21
	13	100 000	2,10
	16	100 000	1,99
	17	100 000	1,75
	19	100 000	1,52
	20	100 000	1,33
		Millionen	
	23	1	9,83
	24	1	8,39
	26	1	6,01
	27	1	5,16
	30	1	4,49
	31	1	4,37
1923		Millionen	
August	1	1	3,98
	3	1	2,63
	6	1	1,68
	7	1	1,32
	8	1	1,18
	9	1	1,20
	10	1	1,33
	13	1	1,42
	14	1	1,50
	15	1	1,47
	16	1	1,25
	17	10	9,81
	20	10	8,44
	21	10	7,98
	22	10	8,51
	23	10	8,46
	24	10	7,90
	27	10	6,86
	28	10	5,45
	29	10	4,86
	30	10	4,67
	31	10	4,53
September	3	10	3,62
	4	10	2,42
	5	10	1,51
	6	10	1,17
	7	100	9,43
	10	100	7,52
	11	100	6,29
	12	100	5,52
	13	100	4,70
	14	100	3,84
	17	100	2,97
	18	100	2,59
	19	100	2,73
	20	100	2,87
	21	100	3,33
	24	100	3,20
	25	100	3,23
	26	100	2,94
	27	100	2,31
	28	100	1,78

Zeit		Wert von Pap.-Mk.	in Gold-Mk.
1923		Millionen	
Oktober	1	100	1,35
	2	100	1,07
		Milliard.	
	3	1	9,21
	4	1	7,71
	5	1	6,10
	8	1	3,38
	9	1	1,93
	10	1	1,41
	11	1	1,27
	12	1	1,31
	15	1	1,12
	16	10	8,06
	17	10	5,44
	18	10	2,26
	19	10	1,23
	22	100	8,18
	23	100	7,02
	24	100	6,65
	25	100	6,65
	26	100	6,72
	27	100	6,79
	29	100	6,60
	30	100	5,05
	31	100	2,57
November	1	100	1,53
	2	100	1,14

Zeit		Wert von Pap.-Mk.	in Gold-Mk.
1923		Milliard.	
November	3	100	1,04
		Billionen	
	5	1	8,85
	6	1	7,69
	7	1	6,97
	8	1	7,12
	9	1	7,28
	10	1	6,70
	12	1	5,27
	13	1	3,19
	14	1	2,19
	15	1	1,72
	16	1	1,67
	17	1	1,36
	19	1	1,15
	20	1	1,00
	21	1	1,00
	22	1	1,00
	23	1	1,00
	24	1	1,00
	26	1	1,00
	27	1	1,00
	28	1	1,00
	29	1	1,00
	30	1	1,00
und folgende Tage . .		1	1,00

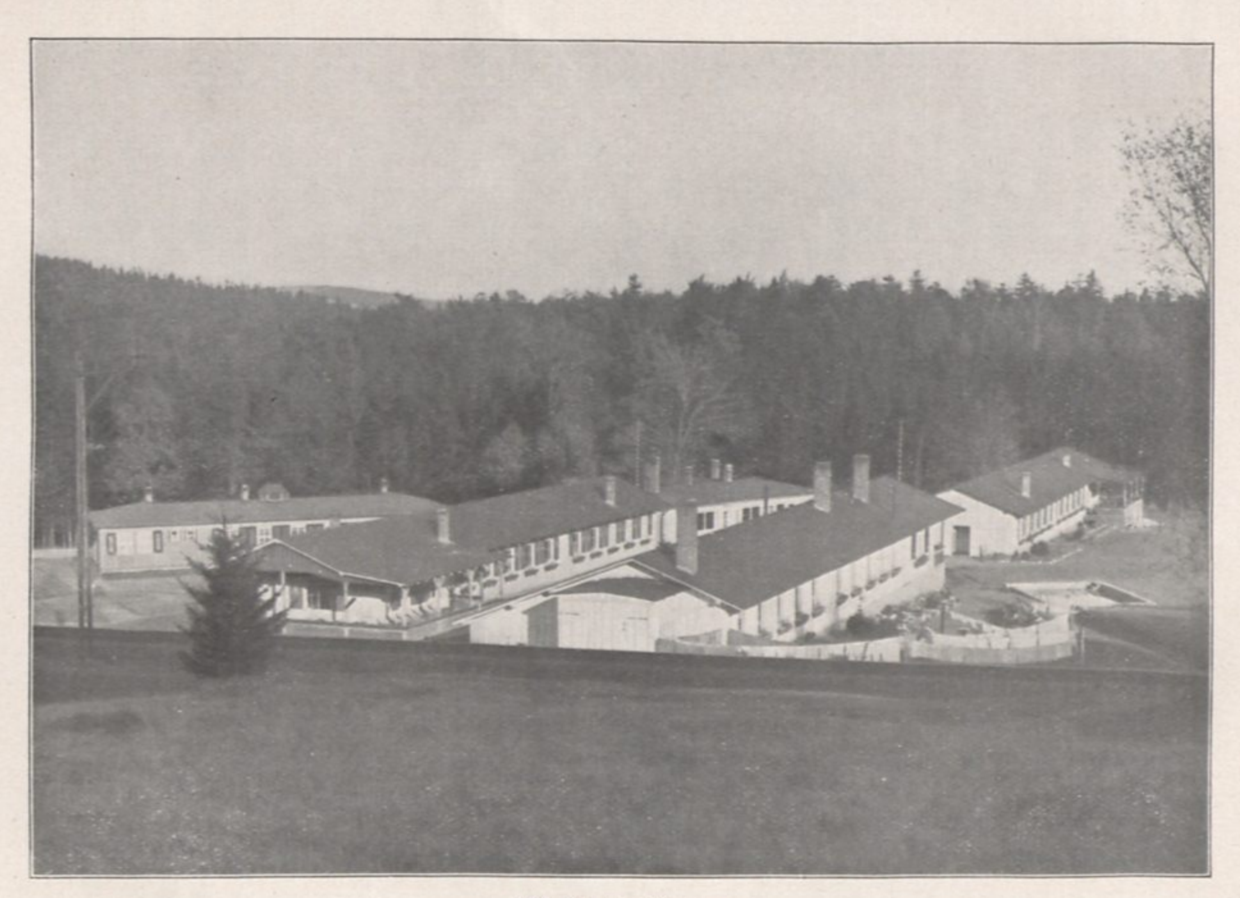
VII. Bericht
über die Waldheimstätten unter dem Hochwalde bei Weißstein i. Schl.

Baulichkeiten:

Baracke I. Weißstein.
Baracke II. Salzbrunn.
Baracke III. Lungenfürsorgestelle Weißstein.
Gemeinsames Wirtschaftsgebäude.
Gemeinsames Verwaltungsgebäude mit Höhensonne-bestrahlungssaal.

Gründung: Auf Veranlassung des Medizinalrates des Kreises Waldenburg, Herrn Dr. Hübner, wurden im Frühjahr 1920 gemeinsam mit einem von der Lehrerschaft gewählten Hauptausschuß zur Errichtung der Waldheimstätten Schritte unternommen, um Heime für lungengefährdete Kinder zu schaffen. Drei Baracken sind vom Reiche pachtweise und eine käuflich erworben (frühere Militärlazarette). Noch heute sind die drei Baracken Eigentum des Reichs, und es mußte bis 31. März hierfür pro Baracke Miete gezahlt werden. Alle Bemühungen — selbst Gesuche an den Herrn Reichsfinanzminister persönlich — auf kostenlose Uebereignung der gepachteten Baracken im Interesse des guten Zweckes waren vergeblich. Erreicht wurde lediglich die mietsfreie Ueberlassung. Am 5. Juli 1920 konnten die Waldheimstätten eröffnet und ihrer Bestimmung übergeben werden. Die Gebäude waren Holzbaracken, Innenwände Gipsdielen, und sie bestanden lediglich aus einem großen Schlafsaal und zwei kleinen Räumen.

Entwickelung: Zunächst nur für Sommerbetrieb geeignet, mußten infolge großen Andranges von erholungsbedürftigen Kindern bald Maßnahmen getroffen werden, die Baracken weiter auszubauen, daher riefen im Herbst 1920 der Kreismedizinalrat und der Unterzeichnete in Verbindung mit den Gewerkschaften die Arbeiterschaft zur Leistung einer sogenannten „Wohlfahrtsstunde" auf. Arbeiter, Angestellte und Beamte im Kreise sollten sechs Monate hindurch monatlich eine Stunde Mehrarbeit ohne Entlohnung leisten und die Unternehmer auf Verdienst aus dieser Stunde verzichten. Erfolg war die Beteiligung von etwa 12 000



Waldheimstätten.

Arbeitern, Angestellten, Beamten, aber leider nur im Höchstfalle für die Dauer von drei Monaten. Als finanzielles Ergebnis der „Wohlfahrtsstunde“ wurden erzielt 120 466,93 Mark, ein Betrag, der trotz Geldentwertung ausreichte,

a) um 150 der bedürftigsten Kinder des Kreises völlig kostenlos je sechs Wochen in den Waldheimstätten unterzubringen,

b) um sämtliche Baracken mit großen eisernen Oefen zum Zwecke der Winterbelegung und außerdem mit elektrischer Beleuchtung zu versehen.

1921: wurden aus Privatspenden bei der Baracke Weißstein ein Tagesraum (massiv) angebaut und durch Abtrennung eines Teiles des Schlafraumes zwei Räume für Dienstmädchen usw. neu geschaffen. Außerdem erfolgte Innenputz der Baracke.

1922: Anbau von zwei Zimmern an der Wirtschaftsbaracke und der Innenausbau der Salzbrunner Baracke.

1923: Auf Grund der Inflation mußte die sogenannte Polsnitzer Baracke (unterhalten von sieben kleineren Landgemeinden) ihren Betrieb einstellen, und das gesamte Inventar wurde vom „Schlesischen Provinzialverein zur Bekämpfung der Tuberkulose, Ortsausschuß Weißstein“ käuflich erworben und weiter die Baracke in Betrieb gehalten. August 1923 mußte mangels an Mitteln und infolge der fortschreitenden Inflation die gesamte Anstalt geschlossen werden und zwar bis zum 2. Mai 1924.

1924: Weiterer Ausbau der Wirtschaftsbaracke durch Schaffung einer Waschküche, eines Dienstmädchenraumes, Schaffung einer Badeeinrichtung und Verbesserung der Kochverhältnisse, Anbau einer Liegeveranda am Tagesraum der Weißsteiner Baracke, Neubau eines Tagesraumes und einer Liegeveranda bei der Lungenfürsorgestellenbaracke und der Salzbrunner Baracke. Schaffung eines Freibadebassins, Bau einer eigenen Wasserzuleitung mit notwendiger Filteranlage, Bau von Spülklosetts in sämtlichen Baracken und damit verbundener Kläranlage. (Bisher unzureichende Wasserversorgung durch Ableitung aus der Gemeindewasserleitung und unhygienische Abortkübel bei den Einzelbaracken.) Belegung des Fußbodens der Schlafsäle in allen Baracken mit Linoleum.

1925: Bau einer zerlegbaren Holzbaracke unter Schaffung von Verwaltungsräumen, eines Bestrahlungsraumes (Höhensonne), eines Arztzimmers und geeigneter Kellerräume für Wintervorräte. Erweiterungsbau der Wirtschaftsbaracke durch Vergrößerung sämtlicher Wirtschaftsräume um das Doppelte unter besonderer Verbesserung der Bademöglichkeiten und des Kochraumes. Aufstellung einer elektrischen Drehrolle usw. sowie Schaffung gärtnerischer Anlagen.

Die Belegung: Die Waldheimstätten werden in jeder Baracke mit 28 bis 30 Kindern und zwar für die Dauer von acht Wochen belegt. Eine dem ungeheuren Andrange der erholungsbedürftigen Kinder entsprechende Belegungsdauer von nur sechs Wochen hat sich nicht genügend erfolgreich bewährt und wurde aufgegeben. Die Auswahl der Kinder erfolgt meist durch die Lungenfürsorgestelle der einzelnen Gemeinden bzw. auf Vorschlag der Lehrer und nach besonderer ärztlicher Untersuchung in den Gemeinden, in denen Fürsorgestellen nicht vorhanden sind. Seit der Eröffnung wurden einschließlich der jetzigen Rate bisher 1928 Kinder untergebracht.

Der Betrieb in den Waldheimstätten ist nach einheitlicher Tagesordnung geregelt. Jeder Baracke steht eine Schwester vor, und zur Hilfeleistung ist je ein Dienstmädchen beigegeben. Den gemeinsamen Wirtschaftsbetrieb leitet eine Wirtschaftsschwester unter Mitarbeit einer Kochgehilfin und eines Küchenmädchens. Der gesamte Betrieb in hygienischer Beziehung untersteht der Leitung einer Oberschwester, die zugleich die Höhensonnebestrahlungen vornimmt, und die wirtschaftliche Führung des Betriebes wird durch einen Angestellten (stellungslosen Junglehrer) versehen.

Aerztliche Versorgung: Die Baracken I und III werden durch wöchentlich einmalige Untersuchungen von dem Fürstlichen Brunnenarzt, Herrn Dr. med. Schneider, Bad Salzbrunn, die Baracke II durch den Herrn Dr. med. Foerster, Bad Salzbrunn (beides Lungenspezialisten) ärztlich versorgt. In notwendigen Fällen erfolgen natürlich auch Sonderuntersuchungen.

Die Behandlung der Kinder wird individuell nach erfolgter Erstuntersuchung festgelegt und besteht aus regelmäßig durchzuführenden Liegekuren, Verabreichung von Eisentinktur, Lebertran oder sonstigen Stärkungsmitteln,

Schmierseifekuren, Verabreichung von Medizinalbädern und Bestrahlungen mit Höhensonne.

Kurerfolge: Wenngleich sich die Kurerfolge nicht nur in der Gewichtszunahme äußern, so mag immerhin erwähnt werden, daß bei den achtwöchentlichen Kuren eine Gewichtszunahme im Durchschnitt von 8—8½ Pfund pro Kind erreicht wird.

Verwaltung der Waldheimstätten liegt in Händen des Verbandsausschusses des Waldheimstättenzweckverbandes Weißstein—Salzbrunn unter Leitung des jeweiligen Amts- und Gemeindevorstehers der Gemeinde Weißstein. Der „Schlesische Provinzialverein zur Bekämpfung der Tuberkulose, Ortsausschuß Weißstein" ist in dieser Angelegenheit dem Waldheimstättenzweckverbande (bestehend aus fünf Gemeinden) angegliedert.

Lastenträger sind bei der Baracke Weißstein die Gemeinden Weißstein und Neu-Salzbrunn, bei der Baracke Salzbrunn die Gemeinden Ober-Salzbrunn, Nieder-Salzbrunn und Konradsthal, bei der Lungenfürsorgestellen-Baracke der „Schlesische Provinzialverein zur Bekämpfung der Tuberkulose, Ortsausschuß Weißstein".

Aufnahme von Kindern erfolgt in den beiden erstgenannten Baracken nur aus den die Lasten tragenden Gemeinden, während in der dritten Baracke Kinder aus allen Ortschaften des Kreises Waldenburg aufgenommen werden, und zwar durch Vermittelung des zuständigen Kreiswohlfahrtsamtes (über ein Jahr lang erfolgte auch aus dem Nachbarkreise Neurode Aufnahme), das in diesem Falle auch die Gesamtbezahlung der Verwaltungs- und Verpflegungskosten an den Ortsausschuß leistet.

Die Aufbringung der Kosten geschieht bei den Gemeinden

a) durch geringe Elternbeiträge (höchstens 40 Pfg. pro Tag und Kind),
b) aus Spenden,
c) aus Etatmitteln.

Die derzeitigen Verpflegungskosten belaufen sich pro Tag auf etwa 2 Mark. Außer diesen laufenden Kosten haben die Lastenträger in Anerkennung der unbedingten Notwendigkeit nicht nur die Erhaltung der Waldheimstätten, sondern vor

allen Dingen auch deren Verbesserung und Erweiterung ganz enorme Mittel besonders in den letzten beiden Jahren aufwenden müssen. Insgesamt brachten die Gemeinden Weißstein und Neu-Salzbrunn

vom April 1924 bis Ende März 1925 auf . . . . . . 37 000 Mark,
Ober-Salzbrunn, Nieder-Salzbrunn und Konradsthal . 28 000 Mark,
Tuberkulose-Ausschuß Weißstein rund . . . . . . 36 000 Mark,
in Summa also: 101 000 Mark

Vom April 1925 bis Ende März 1926 dürfte eine voraussichtliche Ausgabe von . . . . 126 000 Mark

entstehen. Diese Lasten wären einfach unmöglich aufzubringen, wenn nicht gerade in diesem und dem vergangenen Jahre als den Jahren der besonderen Erweiterung der Waldheimstätten durch Spenden geholfen worden wäre.

An nennenswerten Spenden gingen ein:

vom Wohlfahrtsministerium . . . . 6000 Mark,
von der Regierung zu Breslau . . . . 2000 Mark,
vom deutschen Zentralausschuß für Auslandshilfe . . . . 5000 Mark,
vom Hauptausschuß für Arbeiter-Wohlfahrt . . . . . . 7300 Mark,
vom Knappschaftsverein Waldenburg . . . . 1500 Mark,
vom Kreisausschuß Waldenburg . . . . 2400 Mark,

neben sonstigen Lebensmittel- und Wäschespenden. Die letzteren wurden meist vermittelt durch den Zentralausschuß für Auslandshilfe und Kinderspeisung. Hierzu tritt noch ein Anteil an Reinertrag einer Lotterie zugunsten der Waldheimstätten im Kreise Waldenburg in Höhe von 19 000 Mark, weitere je 5000 Mark erhielten die in den Orten Dittersbach und Hermsdorf befindlichen Waldheimstätten. Bemerkt mag hier sein, daß die Entrichtung des auf reichlich 60 000 verkaufte Lose entfallenden Steuerbetrages in Höhe von etwa 10 000 Mark einen bedauernswerten Verlust bei dem Ergebnis der viel Mühe und Arbeit fordernden Lotterie bedeutete und in sämtlichen Bevölkerungsschichten starke Verstimmung hervorgerufen hat.

Ungedeckte Ausgaben sind z. Zt. vorhanden etwa 6000 Mark nicht gedeckter Betrag des Baues der neuen Verwaltungs- und Höhensonnebaracke, etwa

15 000 Mark Baukosten usw. für Erweiterung des Wirtschaftsgebäudes und weitere 6000 Mark für außerordentliche, nicht vorhergesehene Ausgaben, in den Einzelbaracken, insgesamt also 27 000 Mark.

Zusammenfassend darf ohne Ueberhebung festgestellt werden, daß die Waldheimstätten des Kreises Waldenburg in nicht unerheblichem Maße dazu beigetragen haben, in dem ungeheuren Elend — hervorgerufen durch die unglaublichen Wohnungs- und Wirtschaftsverhältnisse im Revier — einer stattlichen Anzahl von Kindern Hilfe zu bringen für ihren schwachen, für die Tuberkuloseseuche besonders empfänglichen Körper. Nur dem Umstande, daß die Waldheimstätten in allen Schichten der Bevölkerung Rückhalt und Anerkennung gefunden haben, ist es zu verdanken, daß ihr Bestehen bis zum heutigen Tage gesichert war.

Der Waldheimstättenzweckverband Weißstein—Salzbrunn.

VIII. Bericht des Wohlfahrtsamtes Weißstein.

(Mit fünf Anlagen.)

Bis zum Jahre 1919 lag der Säuglingsschutz bzw. die Mütterberatung in Händen der städtischen, später Kreis-Säuglingsfürsorgestelle Waldenburg. Da sich jedoch der Besuch derselben infolge der räumlichen Entfernung unseres Ortes von Waldenburg unter Berücksichtigung der Bergarbeiterverhältnisse für die hiesigen Mütter als weniger praktisch erwies, beschlossen die Gemeindekörperschaften in den Sitzungen vom 30. 9. 1918 und 16. 10. 1918 die Errichtung einer eigenen Säuglingsfürsorgestelle, gemeinsam für die hiesige und die Nachbargemeinde Neu-Salzbrunn. Die Eröffnung der Fürsorge erfolgte am 1. Juli 1919, in dem eigens hierfür ausgebauten Teile des Siechenhauses. Es trat an diesem Tage die erste geprüfte Fürsorgeschwester ihren Dienst unter ärztlicher Leitung an. Nachdem anfangs nur eine ärztliche Sprechstunde pro Woche festgesetzt worden war, ergab sich alsbald die Notwendigkeit, ab Oktober 1920 eine weitere Sprechstunde einzulegen; die Zahl derselben wurde dem Bedürfnis entsprechend ab 1. Juli 1924 auf wöchentlich zwei Sprechzeiten von je zwei Stunden erhöht. (Siehe 1. Anlage.)

Da die Ausbreitung der Tuberkulose infolge der ungünstigen Wohnungs- und der schlechten Ernährungsverhältnisse in den letzten Jahren besorgniserregenden Umfang annahm, wurde einer Anregung der sozialpolitischen Kommission des Arbeiterrates durch Beschluß des Gemeindevorstandes vom 20. August 1919 stattgegeben, indem letzterer der Gemeindevertretung empfahl, die Errichtung einer Lungenfürsorgestelle zu beschließen. In einer Sitzung der Gemeindevertretung vom 28. August 1919 wurde die Errichtung als durchaus notwendig anerkannt und in der Sitzung vom 28. Oktober 1919 ebenfalls gemeinsam für die hiesige und die Nachbargemeinde Neu-Salzbrunn ab 1. Dezember 1919 beschlossen.

Am 5. Dezember 1919 erfolgte die Eröffnung derselben in zwei von der Station der Grauen Schwestern zur Verfügung gestellten Räumen. Die Station stellte gleichzeitig eine in der Lungenfürsorge ausgebildete Schwester für Ausübung

des Dienstes als Lungenfürsorgeschwester zur Verfügung. Die ärztliche Leitung der Fürsorge liegt in Händen des Spezialarztes für innere Krankheiten, Herrn Dr. med. Schneider, Bad Salzbrunn. In den Jahren 1920/22 war wöchentlich eine Sprechstunde erforderlich; die Zahl der Sprechstunden wurde infolge dringender Notwendigkeit in den Jahren 1923 und 1924 durch Einlegung besonderer Sprechstunden auf mindestens zwei Sprechzeiten zu je zwei Stunden pro Woche erhöht. Die Lungenfürsorgestelle ist nun inzwischen in den Besitz des Ortsausschusses Weißstein des Schlesischen Provinzialvereins zur Bekämpfung der Tuberkulose übergegangen, welcher das gesamte Inventar von der Gemeinde käuflich erwarb. (Siehe 2. Anlage.)

In derselben Sitzung der Gemeindevertretung vom 28. Oktober 1919 wurde gleichzeitig einem sehr wichtigen Antrage des Ortsausschusses zur Errichtung der Waldheimstätten für lungengefährdete Kinder stattgegeben, um erneut dem Volksübel der Tuberkulose durch geeignete Fürsorgemaßnahmen Einhalt zu gebieten, weil gerade die Kinder es sind, die nicht zuletzt von ihr befallen werden. So wurde die Errichtung einer Waldheimstättenbaracke für die Gemeinde Weißstein beschlossen, welche 30 Betten faßt und mit ihren neuzeitlichen Einrichtungen in wirtschaftlicher und hygienischer Hinsicht Kindern aus hiesiger und der Nachbargemeinde Neu-Salzbrunn Erholung und Besserung ihrer im Anfangsstadium stehenden Lungengefährdung bietet. (Siehe Bericht über die Waldheimstätten.)

Eine weitere Möglichkeit, in Verbindung mit der Lungenfürsorgestelle lungengefährdete Kinder auf schnelle Art und Weise in einem Walderholungsheim unterzubringen wurde ebenfalls dadurch geschaffen, daß der Ortsausschuß Weißstein des Schlesischen Provinzialvereins zur Bekämpfung der Tuberkulose das Inventar der ehemaligen Baracke Polsnitz käuflich, die Baracke mietweise übernahm, nachdem sieben Landgemeinden infolge finanzieller Schwierigkeiten ihren Austritt aus dem Waldheimstättenzweckverband Weißstein - Salzbrunn - Polsnitz erklärten.

Die vorgenannten Maßnahmen erfaßten mehr oder weniger die kranken und gefährdeten Kinder, die Fürsorge für die große Masse der unterernährten Kinder mußte nunmehr ins Auge gefaßt werden. Die Gemeinde sah von einer

hauptamtlichen Anstellung eines Schularztes ab und übertrug im Jahre 1923 die schulärztliche Versorgung der Kinder dem in der Lungenfürsorgestelle amtierenden Fürsorgearzt Herrn Dr. med. Schneider, um auf diese Weise die Verbindung von Schule, Elternhaus und Fürsorgestelle fachlich zu vereinen bzw. enger zu verknüpfen.

Zu der auch hierorts durchgeführten Kinderspeisung leistete die Gemeinde besondere Zuschüsse für Zusatznahrung usw. Es wurden seit Beginn derselben insgesamt an 1282 Speisungstagen 460 470 Portionen verausgabt, also rund 359 Portionen täglich. Unter Zugrundelegung des z. Zt. festgesetzten Portionenpreises von 15 Pfg. ergibt sich ein hierfür aufgewandter Betrag von 69 070,50 Mk., der bis Ende 1924 voll zu Lasten der Quäker bzw. des Kinderhilfskomitees ging.

Während der großen Ferien wird auch hier die Kinderspeisung durchgeführt und zwar als Erholungsfürsorge.

Der schulentlassenen Jugend wurde durch kostenlose Ueberlassung und Benutzung der Räume des von der Gemeinde pachtweise erworbenen Jugendheimes Rechnung getragen, während früher nur mangelhafte Räumlichkeiten wie Klassenräume usw. zur Verfügung standen.

In demselben ist der von der Gemeinde beschaffte Lichtbildapparat untergebracht.

Der Not unserer Alten, der Rentner und Armengeldempfänger, die im Jahre 1923 von Tag zu Tag ins Unermessene stieg, begegnete die Gemeinde dadurch, daß sie sich trotz eigener bedenklicher finanzieller Notlage entschloß, ein Hilfswerk, die Rentnerhilfe, ins Leben zu rufen, um auf diese Weise den Allerärmsten tagtäglich ein warmes Mittagessen zu verabreichen. Diese Maßnahme belastete die Gemeinde trotz der Mithilfe eines großen Teiles der Einwohnerschaft nicht unwesentlich, da vom 2. Oktober 1923 bis 12. April 1924 regelmäßig ca. 90—100 Rentner täglich gespeist wurden. Daß es überhaupt möglich war, dieses Hilfswerk auf eine so lange Spanne Zeit halten zu können, war zum großen Teil das Verdienst der Arbeitsgemeinschaft privater Wohlfahrtsvereine, eines Zusammenschlusses des Arbeiterwohlfahrtsausschusses, des Evangelischen Frauenvereins und des Katholischen Frauenbundes, die in unermüdlicher

Tätigkeit, unter nicht zu verkennenden Schwierigkeiten, sich freiwillig in den Dienst der guten Sache stellten.

Zur Zeit — Mai 1926 — bezuschußt die Gemeinde im Unterstützungswege 129 Sozialrentner, 93 Kleinrentner, 69 laufende Hilfsbedürftigenunterstützungsempfänger mit 30 Prozent des gesamten Unterstützungsbetrages durchschnittlich pro Monat mit 1500 Mark.

Durch den Wegfall der knappschaftlichen Familienhilfe und der sich hieraus ergebenen Fürsorgefälle, die mit zum größten Teile ihre Ursache in der niedrigen Entlohnung der hiesigen Arbeitnehmerschaft hatten, wurden im letzten Vierteljahr des Rechnungsjahres 1925 in 170 Fürsorgefällen an Arztkosten und einmaligen Unterstützungen für Hilfsbedürftige 3700 Mark bewilligt.

Die Gemeinde unterhält seit vielen Jahren ein Siechenhaus, in welchem alte und gebrechliche Leute untergebracht werden können.

Im Jahre 1925 wurde hiesigen Ortes eine Unfallmeldestelle errichtet; den Dienst versehen dort abwechselnd die Sanitätskolonne vom Roten Kreuz und die Arbeiter-Samariter-Kolonne, im Wechsel von vier Wochen.

---

1. Anlage.

Auszug aus den Jahresberichten der hiesigen Säuglingsfürsorgestelle.

	1919/20	1920/21	1921/22
a) Gesamtzahl der Kinder	470	1771	383
b) Todesfälle	8	46	108
c) Beratungsstunden	78	133	81
d) Konsultationen	3452	2960	1013
e) Hausbesuche	695	1599	1626

	1923	1924	1925
a) Gesamtzahl der Kinder	259	316	337
b) Todesfälle	28	39	24
c) Beratungsstunden	53½	231	358
d) Konsultationen	3016	2789	3465
e) Hausbesuche	1877	1865	1761

Weißstein, den 1. Oktober 1925.

Säuglingsfürsorgestelle.

Auszug aus der Einwohnerstatistik.

	1920	1921	1922	1923	1924	1925
Geburten	369	361	351	280	207	251

Der Geburtenrückgang steht im Zusammenhang mit der Ausgemeindung der Kolonie Neu-Weißstein nach Waldenburg, die eine Verminderung der Einwohnerzahl um ungefähr 1000 zur Folge hatte.

2. Anlage.

Tätigkeitsbericht der Lungenfürsorgestelle Weißstein i. Schl.

in den Jahren 1920 bis 1924.

	1920	1921	1922	1923	1924
Beraten wurden	822	1238	1016	1380	1674
Hiervon erstmalig	441	318	322	414	453
Hiervon waren Männer	58	88	42	61	108
Frauen	118	148	68	81	83
Kinder	265	282	212	272	262
Nach Berufen: Bergleute	39	69	25	39	77
Handwerker bzw. Gesellen	3	5	3	10	17
Lehrlinge	8	8	3	8	6
Maurer	1	—	—	3	1
Beamte oder Angestellte	7	3	7	5	7
Ehefrauen	72	96	48	56	46
Dienstmädchen	7	10	1	3	4
Fabrikarbeiterinnen	8	10	8	6	7
Ohne Beruf (Töchter)	16	16	—	1	17
Verkäuferinnen usw.	5	6	3	1	4
Witwen	—	—	5	12	5
Schwesternbesuche	1033	1792	2161	2285	2211
Arztsprechstunden	40	61	42	58	61
Unterbringung in Heimen, Kinder	53	148	153	82	115
Desinfektionen	9	21	37	38	42
Ueberwiesen wurden durch Landesversicherung	3	8	7	7	15
durch Aerzte	19	91	34	116	109
durch Behörden	9	4	—	10	35
durch Gemeindeschwester	10	3	7	1	3
durch Fürsorgeschwester	12	—	76	59	63
durch Krankenkassen	28	22	—	8	7
Eigene Meldung	335	390	187	213	919
Z. Zt. befinden sich in Fürsorgebehandlung:					
Familien	119	164	192	207	208
Mit Personen	253	394	438	512	462
Durch Tod schieden aus	8	—	—	17	8

Weißstein, den 1. Mai 1925. Lungenfürsorgestelle.

Gesamtzusammenstellung der Gesundheitsverhältnisse der Kinder hiesiger Schulen.

	Evgl. Schule	Weltl. Schule	Kath. Schule	Hilfs-Schule	Gesamtzahl	%
Gesamtzahl der Schüler	761	422	331	65	1579	—
Ernährungszustand I	243	153	113	30	529	33,5
Ernährungszustand II	378	206	151	25	760	48,1
Ernährungszustand III	140	63	67	20	290	18,4
Schadhaftes Gebiß	211	93	92	11	407	25,7
Anämie	56	29	22	4	111	7
Skrofulose: Drüsen	219	131	97	24	471	29,8
Augen	4	5	1	1	11	0,7
Haut	3	11	—	—	14	0,8
Lungentuberkulose, geschlossen	—	3	1	—	4	0,3
Lungentuberkulose, offen	1	1	1	—	3	0,2
Pleuritis	1	—	—	—	1	0,07
Bauchfelltuberkulose	—	—	1	—	1	0,07
Bronchitis	19	9	11	—	39	2,5
Asthma	—	2	—	—	2	0,13
Krätze	4	2	1	—	7	0,4
Sonstige Hautkrankheiten	14	5	3	3	25	1,6
Krankheiten der Schilddrüse	149	75	79	13	316	20
des Herzens	79	14	23	4	120	7,6
der Nerven	8	7	4	3	22	1,4
Epilepsie	2	—	—	—	2	0,13
Schielauge	1	1	1	4	7	0,4
Kurzsichtigkeit	5	5	1	1	12	0,8
Schwerhörigkeit	3	—	2	1	6	0,4
Rachitis	46	16	13	—	75	4,7
Hühnerbrust	4	5	1	1	11	0,7
Skoliose	9	4	2	1	16	1
Klumpfuß	2	—	—	1	3	0.2
Wolfsrachen	—	—	—	2	2	0,13

Statistik über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Schulkinder in Weißstein i. Schl.

	Evangel. Schule	Weltl. Schule	Kathol. Schule	Hilfs-Schule	Gesamt-zahl
1. Gesamtzahl der Kinder? . .	758	423	335	66	1582
2. Wieviel Kinder müssen verdienen helfen?	23	22	7	—	52
3. Wie alt sind die letzten (Zahl in den einzelnen Lebensjahren)?	10–14 Jahre	11–14 Jahre	10–14 Jahre	—	—
4. Von wieviel Kindern arbeitet die Mutter außerhalb des Haushaltes?	50	41	19	9	119
5. Bei wieviel Kindern kommen 5 u. mehr Pers. auf 1 Wohnraum	104	103	49	15	271
6. Wieviel Kinder teilen das Bett mit andern Kindern? .	245	182	123	33	583
7. Wieviele mit Erwachsenen? .	126	79	36	15	256
8. Wieviel Kinder schlafen überhaupt nicht im Bett? . . .	35	29	13	1	78
9. Was für Schlafgelegenheit ist sonst?	Sofa	Schlafsofa	Matratze	auf d. Fußboden	Diele
10. Bei wieviel Kindern ist keine Bettwäsche vorhanden? . . .	10	22	—	4	36
11. Bei wieviel Kindern ist Bettwäsche nur einmal vorhanden?	114	150	31	40	335
12. Bei wieviel Kindern ist Mantel nicht vorhanden?	101	111	38	17	267
13. Bei wieviel Kindern ist nur 1 Hemd vorhanden?	30	66	8	18	122
14. Bei wieviel Kindern ist kein Hemd vorhanden?	—	—	—	1	1
15. Bei wieviel Kindern ist nur 1 Paar Strümpfe vorhanden?	91	139	75	35	340

	Evangel. Schule	Weltl. Schule	Kathol. Schule	Hilfs-Schule	Gesamt-zahl
16. Bei wieviel Kindern ist 0 Paar Strümpfe vorhanden?	—	—	—	—	—
17. Bei wieviel Kindern ist 1 Paar Schuhe vorhanden?	238	218	130	42	658
18. Bei wieviel Kindern sind keine Schuhe vorhanden?	8	3	—	3	14
19. Wieviel Kinder sind auffallend unterernährt?	124	81	59	25	289
20. Wieviel Kinder sind ohne erstes Frühstück?	32	36	15	3	86
21. Wieviel Kinder sind ohne zweites Frühstück?	13	22	9	32	76
22. Wieviel Kinder sind ohne warmes Mittagessen? . . .	5	5	—	—	10
23. Wieviel Kinder sind ohne Mittagessen überhaupt? . . .	—	3	—	—	3
24. Wieviel Kinder sind ohne Vesper?	249	238	89	45	621
25. Wieviel Kinder sind ohne Abendbrot?	2	6	1	13	22

Festgestellt im Monat Januar 1925.

Statistik

über die in der Gemeinde Weißstein vorhandenen Wohnungen, ferner deren Belegung.

1. Wohnungen, bestehend aus Stube — ohne Küche — 1152

besetzt mit

1	2	3	4	5	6	7	8	9	—	—	—	Personen
187	217	355	273	140	60	19	2	2	—	—	—	Wohnungen

2. Wohnungen, bestehend aus Stube und Küche 1046

besetzt mit

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	Personen
29	171	266	247	153	89	56	25	4	2	2	2	Wohnungen

3. Wohnungen, bestehend aus zwei Stuben und Küche 278

besetzt mit

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	—	Personen
6	40	66	57	44	28	16	12	5	2	2	—	Wohnungen

4. Wohnungen, bestehend aus 3 Stuben und Küche 153

besetzt mit

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	—	—	Personen
1	15	35	30	34	16	9	9	2	2	—	—	Wohnungen

5. Wohnungen, bestehend aus vier Stuben und Küche 53

besetzt mit

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	—	—	Personen
—	3	10	12	11	5	8	2	1	1	—	—	Wohnungen

6. Wohnungen, bestehend aus fünf Stuben und Küche 27

besetzt mit

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	Personen
—	1	5	8	4	3	1	1	2	1	—	1	Wohnungen

7. Wohnungen, bestehend aus sechs Stuben und Küche und darüber . . . 7

besetzt mit

1	2	3	4	5	6	7	8	—	—	—	—	Personen
—	—	—	—	4	1	1	1	—	—	—	—	Wohnungen

Gesamtzahl der erfaßten Wohnungen 2716, davon sind also rund

43 Prozent einzelne Stuben,
38 Prozent Wohnungen, bestehend aus 1 Stube und 1 Küche,
10 Prozent Wohnungen, bestehend aus 2 Stuben und 1 Küche,
6 Prozent Wohnungen, bestehend aus 3 Stuben und 1 Küche,
3 Prozent größere Wohnungen von über 3 Stuben und 1 Küche

= 100 Prozent.

Die Zahl der Wohnungsuchenden beträgt:

748 darunter sind
329 Tauschgesuche für größere Wohnungen, somit bleiben

419 wirkliche Wohnungsuchende ohne jede eigene Wohnung.

Zur Linderung der bestehenden Wohnungsnot wurden in hiesiger Gemeinde ausweislich des Bauregisters seit 1920: 241 Wohnungen durch Neubau und 27 Wohnungen durch Ausbau geschaffen. Die Gemeinde errichtete ihrerseits im Vorjahre durch Ausbau vier neue Wohnungen und ein Zwölf-Familienhaus; im Jahre 1925 werden vollendet seitens der Gemeinde zwei Sechs- und ein Zwölf-Familienhaus (24 Wohnungen zu je zwei Stuben und Küche).

Weißstein, den 1. Oktober 1925.

Wohnungsamt.

IX. Erwerbslosen-Statistik.

Gemeinde Weißstein für die Monate Oktober 1925 bis März 1926.

Hauptunterstützungsempfänger						Zuschlagsempfänger		Gesamtsumme der Unterstützten
männlich		weiblich		zusammen				
über 21 Jahre	unter 21 Jahre	über 21 Jahre	unter 21 Jahre	männlich	weiblich	Ehegatten	Kinder	
Oktober 1925.								
6	3	5	1	9	6	7	14	36
November 1925.								
16	4	7	1	20	8	7	19	54
Dezember 1925.								
36	10	10	3	46	13	19	44	122
Januar 1926.								
52	11	18	6	63	24	28	44	159
Februar 1926.								
72	17	22	10	89	32	40	70	231
März 1926.								
22	9	24	15	31	39	5	10	85

X. Wahlergebnis
in der Gemeinde Weißstein, Kreis Waldenburg i. Schl.

Reichspräsidentenwahl am 26. April 1925
im Vergleich zu den Wahlen vom 4. Mai und 7. Dezember 1924 und vom 29. März 1925.

Parteien	Kandidaten	Wahl am 4. Mai 1924	Wahl am 7. Dezember 1924		
			Männer	Frauen	Summe
Reichsblock	v. Hindenburg .	1708	737	879	1616
Volksblock	Marx	2975	2115	2086	4201
Kommunisten . . .	Thälmann . .	1484	297	210	507
Ungültige Stimmen	. . . .	76	66	81	147
Zerspl. Stimmen .	. . . .	—	—	—	—

Parteien	Kandidaten	Reichspräsidentenwahl 1. Wahlgang 29. 3. 1925			2. Wahlgang 26. 4. 1925		
		Männer	Frauen	Summe	Männer	Frauen	Summe
Reichsblock	v. Hindenburg .	680	763	1443	852	950	1802
Volksblock	Marx	2323	2198	4521	2018	1973	3991
Kommunisten . . .	Thälmann . .	165	107	272	273	197	470
Ungültige Stimmen	. . . .	20	16	36	32	33	65
Zerspl. Stimmen .	. . . .	—	—	—	1	—	1

Parteien	Kandidaten	Eingetretene Veränderungen unter Vergleich beider Wahlgänge			Bemerkungen
		Männer	Frauen	Summe	
Reichsblock	v. Hindenburg .	+ 172	+ 187	+ 359	Die Wahlbeteiligung betrug am 4.5.24 88,21%, am 7.12.24 b. Männern 95,5%, b. Frauen 92,5%, am 29.3.25 b. Männ. 92,7%, bei Frauen 86,3%, am 26. 4. 25 bei Männern 93,7%, bei Frauen 89,2%.
Volksblock	Marx	— 305	— 225	— 530	
Kommunisten . . .	Thälmann . .	+ 108	+ 90	+ 198	
Ungültige Stimmen	. . . .	+ 12	+ 17	+ 29	
Zerspl. Stimmen .	. . . .	+ 1	—	+ 1	

Weißstein, den 26. April 1925.

Der Gemeindevorsteher.
gez. W. Hertwig.

Ortsnamenverzeichnis.

Verzeichnis

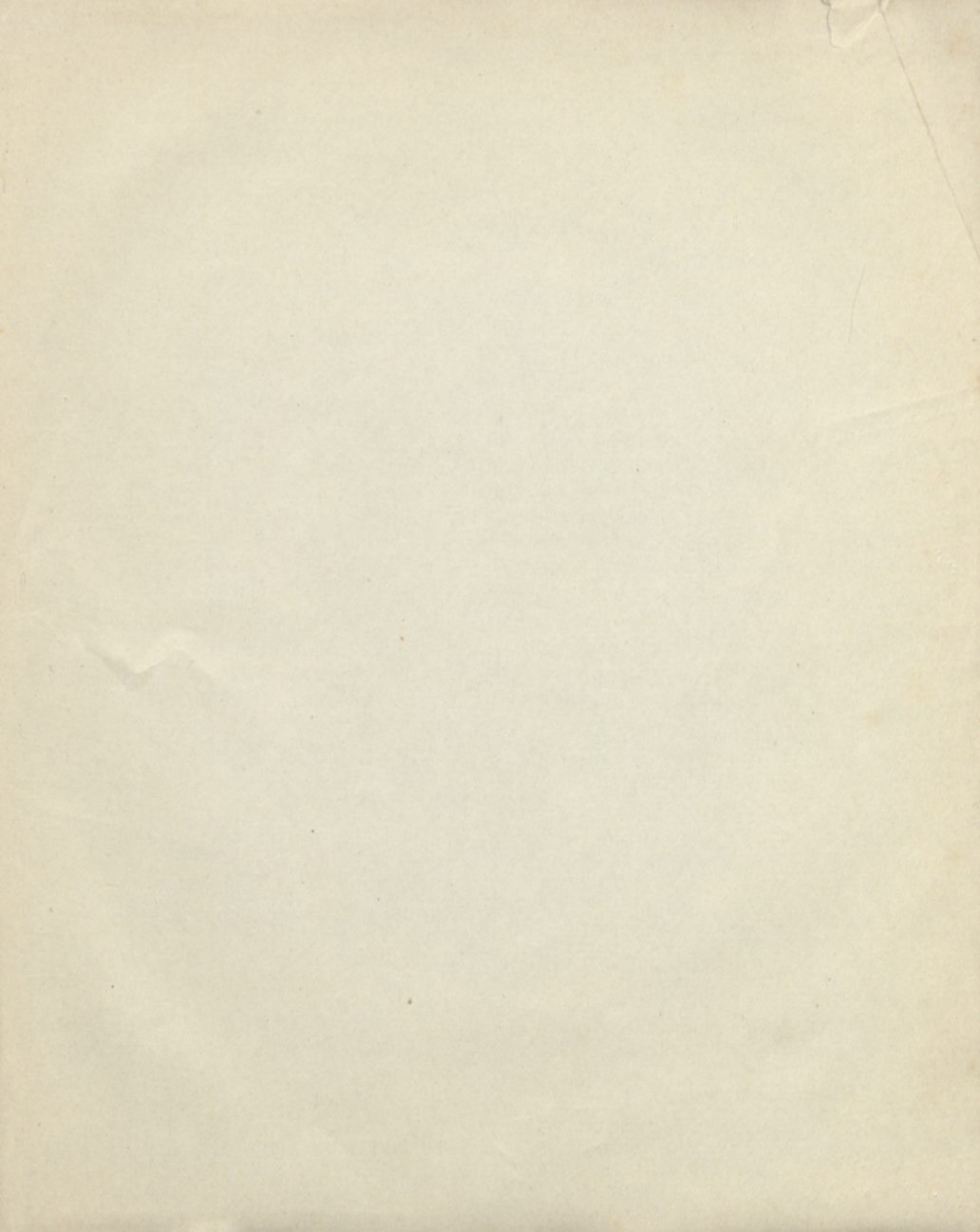
derer Innwohner, welche in der Gemeinde Weißtein, nach Innhalt der in beiliegendem Riße bemerkten Nummern, in Anno 1734 zu befinden gewesen, als:

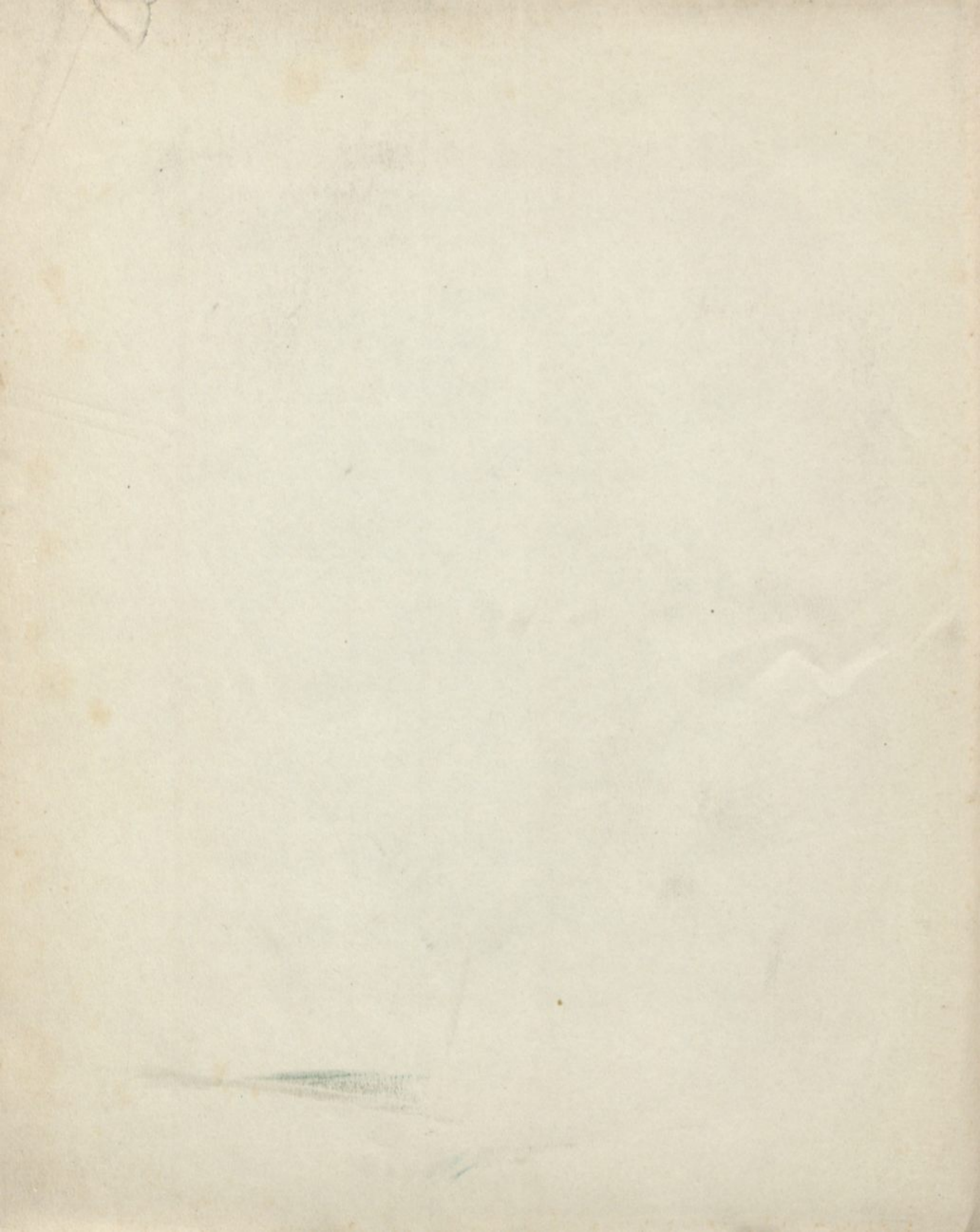
Nr.	
1	Christoph Krieger, Bauer.
2	Gottfried Hildebrand, Kretsch.=Bes.
3	George Tschersich, Freigärtner.
4	Melchior Tschersich, Freigärtner.
5	Hans Christoph Siegmund, Hofeg.
6	George Jäckel, Bauer.
7	Caspar Böhm, Bauer.
8	Balthasar Tschersich, Hofegärtner.
9	George Rößner, Bauer.
10	Christoph Böhm, Hofegärtner.
11	Melchior Schultz, Hofegärtner.
12	Adam Tschersich, Hofegärtner.
13	Hanns Tschersich, Bauer.
14	George Friedrich Tschersich, Bauer.
15	George Böhm, Freihäusler.
16	Thomas Tschersich, Hofegärtner.
17	George Tschersich, Freigärtner.
18	George Gertitschke, Freigärtner.
19	Gottfried Tschersich, Hofegärtner.
20	George Kleiner, Hofegärtner.
21	George Gertitschke, Freihäusler.
22	Adam Gertitschke, Freihäusler.
23	George Gertitschke, Bauer.
24	George Schultz, Bauer.
25	Friedr. Walter, der Richter, Bauer.
26	George Schmidt, Bauer.
27	Adam Friedr. Gertitschke, Freihslr.
28	Gottfr. Rößler, Fleischer, Freihslr.
29	Gottfried Hildebrand, Kretschambes.
30	Gottfried Hildebrand, Bauer.
31	Hanns, Schultz, Bauer.
32	Gottfried Schmidt, Freigärtner.
33	Heinrich Turst, Freigärtner.
34	Friedrich Tschersich, Hofegärtner.
35	Christian Scharf, Freigärtner.
36	Christoph Schmidt, Freigärtner.
37	George Tschersich, der Nied., Bauer.
38	Hanns Tschirner, der Schmied, Freigärtner.
39	Christoph Thomas, Hofegärtner.
40	Gottfried Scharf, Freihäusler.
41	George Hildebrand, Bauer.
42	Hanns Christoph Schmidt, Bauer.
43	George Hildebrand, Hofegärtner.
44	Christoph Michael Schneider, Freihäusler.
45	George Krieger, Bauer.
46	Christoph Weiß, Hofegärtner.
47	Friedrich Schmidt, Freihäusler.
48	George Wolf, Freihäusler.
49	Gottfried Schmidt, Bauer.
50	George Schmidt, Hofegärtner.

Nr.	
51	George Friedr. Gertitschke, Hofeg.
52	Gottfried Schultz, Bauer.
53	Gottfried Schultz, Freihäusler.
54	Christoph Schmidt, Freihäusler.
55	Christian Wehner, Hofegärtner.
56	George Bretschneider, Freigärtner.
57	Gottfried Böhm, Bauer.
A57	Hanns Krause, Freihäusler.
58	Heinrich Tschersich, Bauer.
59	Christian Tschersich, Freihäusler.
60	Christoph Winckler, Bauer.
61	Christoph Hornig, Hofegärtner.
62	Christoph Weiß, Bauer.
63	Christian Mitmann, Bauer.
64	Gottfried Buntzel, Hofegärtner.
65	Tobias Böhm, Hofegärtner.
66	Christoph Hannich, Freigärtner.
67	Elias Schmidt, Freigärtner.

Nr.	
68	Friedrich Springer, Freihäusler.
69	Christian Silbmann (?), Freihslr.
70	Hanns Christoph Klippel, Freihslr.
71	Friedr. Wilhelm Thiel, Freigärtner
72	Christoph Böhm, Bauer.
73	Martin Lindner, Bauer.
74	Gottfried Scharf, Bauer.
75	Christoph Scharf, Bauer.
76	Gottfried Horn, Nied. Müller, Freihäusler.
77	Christoph Tschirner, Freihäusler.
78	George Gertitschke, Freigärtner.
79	Gottfried Winckler, Freigärtner.
80	Hanns George Poßner, Mühlgut-Bauer.
81	Hanns Christoph Haußer, Müller, Freihäusler.
82	Hanns George Thiel, Freihäusler.

Anmerkung: Die hier angeführten Nummern bedeuten die auf der Karte 1736 numerierten Besitzungen.






BIBLIOTEKA GŁÓWNA
wrocław
POLITECHNIKA
237241/1